



NUNC COGNOSCO EX PARTE



TRENT UNIVERSITY
LIBRARY



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

Detlev von Liliencron Gesammelte Werke

Fünfter Band: Romane.



1 9 2 1

Verlegt bei Schuster & Loeffler in Berlin
8. Auflage.

Alle Rechte vorbehalten.
Copyright 1912 by Schuster & Loeffler, Berlin

PT 2623.IE 1921 B1.5

Breide Hummelsbüttel

(Sechzehnte Auflage)

Erstes Kapitel.

„Ach wat, dumm Lüg, lat mi tofreden. Ich kann ja nir dabi dahn,“ klang eine tiefe Stimme aus dem Nebenzimmer. Dann öffnete sich die Thür, und ein starker, roh aussehender Mann trat in den Schenkraum. Ohne sich um den einzigen Zecher, der hinter einem Glase Grogk saß, zu bekümmern, ging der Wirt eilig ans Fenster: „Wat's dat; kief an, de Baron.“ „Hett he all wedder 'n Dirn in Schierhagen?“ fragte der Gast. „Nä, he is ja verheirat't,“ erwiderte der Wirt. „Un leert ni glückli,“ ergänzte der Andre. In demselben Augenblick jagte Baron Breide von Hummelsbüttel an den Fenstern vorbei. Im kleinen Jagdwagen, ohne Kutscher und Diener, saß Breide in der Mitte des Wockes und führte das Biergespann. Die Goldfuchse, mit ungarischem Geschirr behangen, flühten, durch die Sonne. Licht und Schatten lagen auf ihnen, wechselten, spielten bald hier, bald da. Just waren die sechzehn Beine, je acht und acht, zu vierten geworden. Die Mähnen und Hälse nickten, die Silberplättchen zwischen den Ohren funkelten und gleißten in unaufhörlicher Bewegung, die Lederplättchen auf den Stirnen tanzten auf und nieder; schlugen, wurden die Köpfe geworfen, in die Luft. Der Stolz schwebte unsichtbar über und mit den Tieren. Pferde wissen genau, wer sie reitet und fährt. Dem Stümper sind sie unwillig, laß, langweilig, müßlos. So machts auch der Jagdhund mit dem Jäger.

Das Gefährt war hinter einer Waldecke verschwunden. „Dat dar wedder wat los is, weet ich genau,“ sagte der Wirt; „güßtern Abend kloek ölben sus hier 'n Wagen dörch vun de Statschon.“ — „Du kannst mi dat glöben, Eggert, he het all wedder wat. De Baron is doch 'n dullen Kerl. Is doch rein, als kinn he keen Rauh finn,“ sagte der Grogktrinker.

Unterdessen war Breide Hummelsbüttel vor der Waldkate Schierhagen angekommen. Ein Greis in bänerischer

Tracht trat barhaupt heraus. „Paß up, Marr,“ und damit war der Baron in der Kiste. Eine alte Frau, gekleidet wie sie in Thüringen gehn, ließ sich sehn, und auf ihrem Arm trug sie den zierlichsten kleinen Knaben, der sich ängstlich an ihrer Schulter verbarg, als der Baron ihm mit glücklichem Lächeln die Hände entgegenstreckte. Bald aber hatte er das Kind auf seinem Schoß und ließ es in seinen Taschen nach Spielzeug und Naschwerk suchen. Die braunen, halb im Schlaf, halb im Leben stehenden Augen hatten Weide und sein Söhnchen gemeinsam. Und während drinnen immer zärtlicher der Vater sein Kind hätschelte, während sich ihm Tränen in die Augen stahlen: (dacht er an ein verloren Glück, an eine Gestorbene, die ihm den kleinen Kerl geschenkt?) stand vor der Thür der Alte mit den Pferden. Es war ihm doch nicht so ganz geheuer mit den vier ungeduldig mit den Hufen scharrenden Füchsen. „D ha . . . ruhig, ruhig; wiß du stahn . . . na, na, na, man nich so hitzig,“ sprach er unausgesetzt. Die Rechte hatte in den Zaum des linken Vorderpferdes gegriffen; die andre Hand hob er oft hoch, wenn er fürchtete, daß sich die Pferde nicht länger von ihm bändigen lassen wollten.

* * *

Ist das Henning Hummelsbüttel, der frühere Rittmeister von den dritten Gardedragonern, der in diesem Augenblick auf seinem Gut Bredensfleth in Holstein vor seinem Schreibtisch sitzt? Seine Stirn ruht schwer in der Linken. Ist er Mystiker geworden, quält er sich in faustischer Unzufriedenheit und Unruhe?

Nun nimmt er einen von ihm eben geschriebenen Brief zur Hand, um ihn zu überlesen. Es ist ein Schreiben an Doktor Franz Hirsch, den Verfasser der Geschichte der deutschen Literatur. Er dankt diesem Herrn darin für die klare, eingehende und liebevolle Darstellung der Entstehung des Pietismus; daß er die edeln, wahrhaft frommen Männer,

die aus tiefstem, menschenfreundlichem Herzen gegen die leere, blutlose, alles verdammende lutherische Orthodorie der damaligen Zeit austraten, daß er die Spener, Francke, Zinzendorf Deutschland gezeigt hat, wie sie wirklich waren: voll innerster Gottüberzeugung, voll innerster Liebe aber auch zu ihren Mitmenschen.

Ist Henning Hummelsbüttel imstande, diese drei Männer zu verstehen? Kann er sich hineinlesen und das Echte, Ursprüngliche herauslesen aus dem oft süßlich erscheinenden Zinzendorf? Ist er nicht zu tief vermanert in der lieblosen, fahlen, kalten lutherischen Orthodorie? Und dann auch: Er hat sich stark eingelassen in den spiritistischen Schwindel seiner Zeit. Gestern erst ist er aus Hamburg zurückgekehrt; dort hat er in einer „Privat-Séance“ einer „Vorstellung“ beigezogen. Sein Freund Hermann Thurm, der 1871 an der Spitze seiner Schwadron bei Vapaume fiel, ist ihm auf seinen Wunsch erschienen. Auf seine Frage, ob er glücklich lebe, hat ihm Hermann Thurm (der übrigens die Gewogenheit gehabt hat, sich im Frack und nicht in seiner Kürassieruniform zu zeigen) mit unverständlicher, hohler Grabesstimme geantwortet: „Frage mich nicht.“ Diese Antwort hat Henning Hummelsbüttel recht sehr mißmutig gemacht.

Sein Schreibtisch ist überfüllt mit religiösen Büchern und Broschüren. Auch eine große goldgeschnittne Bibel ist zu sehen, mit vielen Lesezeichen darin in Form von Kreuzen, gestickten Sprüchen, Anker. Aber auch ausgerissene Zeitungsblätter dienen in dem heiligen Buche als Zeichen. Was ein Zufall, daß auf einem dieser Ausschnitte stand:

Kennen zu Berlin (Hoppegarten), dritter Tag.

Rittmeister Graf H. Hummelsbüttel br. St. „Das lustige Gretchen“ von Roland a. d. Rätchen, 53 kg. Reiter: Besitzer. — Das lustige Gretchen brach mehrmals weit fort und verursachte dadurch drei falsche Starts. Als dann die Flagge fiel, ging das Feld geschlossen ab. An der Distanz machte sich das lustige Gretchen

von den übrigen los und siegte ganz leicht mit drittehalb Längen . . .

Wenn Henning Hummelsbüttel doch nur einmal diesen Zettel wieder angesehen hätte.

Die Thür öffnete sich, und der Kammerdiener Lesage trat ein. Lesage war vierzig Jahre alt, trug schwarze, äußerst kurz gehaltene Backenbartstreifen, hatte ein gelbweißes Gesicht, das unverändert wie ein Topf in den Tag guckte. „Es ist alles versammelt,“ meldete er. Der Graf erhob sich, gab die große Bibel seinem Kammerdiener und schritt, von diesem begleitet, in eins der größeren Nebenzimmer. Hier saß, in mehreren Reihen, die gesamte Dienerschaft des Herrenhauses, und wer sonst aus Stall und Garten noch zum Schlosse gehörte. Alle erhoben sich, als der Graf erschien. Dieser nahm Lesage die Bibel ab, bestieg einen erhöhten Sitz, und das „Lesen“ begann. Nach einem kurzen Gebet trug der Rittmeister ein Kapitel aus dem Evangelium Matthäi vor; dann folgte eine Predigt aus einem Andachtsbuch, dann ein Gesang, und endlich schloß das „Lesen“ mit einem längern Gebet.

Sommers und Winters war um acht Uhr abends dieses „Sich in sich Versenken zum Schluß des Tages“, wie Henning es nannte. Vor dem Gärtnerlehrling Hans Brinkmann saß das Küchenmädchen Anna Steen. Gar zu gern hätte Hans Brinkmann die hübsche Anna Steen einmal in die prallen Schultern gekniffen, wenn sie beim „Lesen“ vor ihm saß. Aber er wußte nur zu wohl, daß ihm das Mädchen nicht gewogen war; und dann auch fürchtete er, daß sie „au“ rufen würde. Heute nun konnte er nicht länger widerstehn und kniff sie (behutsam wollt er es ausführen) recht derbe. Anna Steen aber schrie laut: „Au, lat dat sin. Wat schall dat.“ Der Graf, der grade die Bibelworte gesprochen hatte: „selig sind die Saufmütigen,“ zog finster die Augenbrauen zusammen und fragte: „Wer hat eben die Störung veranlaßt?“ Das Mädchen erhob sich blutrot: „Hans Brinkmann hett mi kniepen“ . . .

„Ruhig!“ brüllte der Rittmeister; „höre ich noch einmal solche gottlosen Scherze, so ist der Friedensstörer sofort von mir entlassen.“

Nach Schluß der Gebetsstunde ging der Graf wieder in sein Zimmer. Lesage erschien gleich darauf und meldete Herrn Kramer. „Ich bitte.“ Und der alte, achtzigjährige Kramer trat ein. Herr Kramer war seit seinem zehnten Lebensjahr im Schlosse. Seit langer Zeit war er der erste Kammerdiener. Schon dem Großvater des jetzigen Besitzers von Bredenfleth war er beigegeben gewesen. Wie er nun vor Henning Hummelsbüttel stand, konnte er in jeder Faser mit einem überjährigen Gesandten, mit einem alten vornehmen Gelehrten verwechselt werden. Der Orden um den Hals, der Stern auf der Brust hätte die Täuschung vollendet. „Ah,“ sagte Henning, der sich erhoben hatte, „lieber Kramer. Sie baton mich, bei Ihrem heutigen achtzigjährigen Geburtstag von allem abzusehen, was einer öffentlichen Feier hätte den Anschein geben können. So ist denn dieser Tag wie die andern gegangen. Nicht aber kann ich es mir versagen, Ihnen aus bewegtem Herzen zu danken für alle die Treue und aufopferungsfreudige Hingabe, die Sie in den vielen Jahren meinem Hause bewiesen haben. Sind Sie bisher der erste Kammerdiener dieses Schlosses gewesen, so sind Sie von heute an nur der Freund des Hauses“ . . .

Der alte Kramer konnte vor Rührung nicht sprechen.

„Ich habe Ihnen,“ fuhr der Graf fort, „die Türkenmützen“ (so hießen zwei Zimmer im Westende des Hauses) „einräumen lassen. Möchten Sie dort Ihre letzten Tage in Ruhe genießen. Gott segne Sie,“ und der Graf hob wie zum Segen die Hände und sprach den Schluß wie der Prediger vorm Altare, „Gott segne Sie; der Herr sei mit Ihnen und gebe Ihnen seinen Frieden. Amen.“

Mit bebenden Lippen wollte ihm der alte Herr die Hand küssen. Schon streiften dabei seine Augen des Rittmeisters

Antlitz. War das sein kleiner, lustiger, fröhlicher Henning aus den Kinderjahren? —

Der Alte war gegangen. Henning stand am Fenster, das er geöffnet hatte, und sah in das Sterubild der Kassiopeia. Ein sanfter Nachtwind, ein lieber Gruß aus sonnigem Süden, der dem westabgelegnen kalten Schleswig-Holstein die Ahnung eines Frühlings brachte, strich ihm um die Schläfen.

War das Henning Hummelbüttel, der elegante Gardedragonier, der noch im letzten Manöver die fremdherrlichen Offiziere geführt hatte: Allerhöchsten Ortes war der Befehl gegeben.

Der blonde Schnurrbart und die frischen Backen waren zwar nicht verschwunden, aber die Augen sahen so klar, so kalt; die Lippenwinkel hingen herbe, sauersüß, wie wirs so oft auf alten Predigerbildern bemerken.

Aber hatten diese Augen jemals anders geschaut? Hatten die Lippenwinkel jemals eine andre Stellung gehabt?

Und manches aus seinem Leben zog ihm vorüber.

Wein und Würfel waren ihm zeit des Lebens ein Ekel gewesen. Das Weib stand vor ihm unnahbar, verschleiert. Seele und Leib Hennings gingen kusch und kühl ihren Weg, wie die Wintersonne durch den klaren, reinen Tag.

Niemals hatte er mehr gezechet, als er fühlte, daß er imstande war zu vertragen. Ein Betrunkener widerte ihn an von jeher: das Ausplappern, das Verstecken, Verglasen, Vertieren, Heulen, Lallen, Überliebtofen, Finsterwerden — wie grauenhaft, traf ers bei seinen Freunden, bei wem immer, die zu tief ins Glas geguckt hatten. Und vollends der turkelude Gang, der erbitterte Magen mit seinem Vorder-Tür-werfen der unwillkommenen Gäste — wie abstoßend gegen jede Würde.

Der Würfel, das Spiel überhaupt, war ihm verhaßt. In Geldsachen dachte er klug, ruhig. Mit seinem unermesslichen Vermögen hielt er genau Haus. Ohne geizig zu sein, beroch er, sozusagen, geistig doch jeden Nickel, ehe

dieser seinen weiteren Rundlauf aus seiner Tasche in die Welt nahm. Henning gehörte zu den Menschen, die ebenso gut mit drei Mark jährlich ausgezeichnet auskommen, wie mit vierhundertsiebzigtausend Mark. Diese Summe konnte Henning als Jahreseinkommen sein nennen. Und dazu verstand er zu rechnen. Von Schulden fehlte ihm jedes Verständnis. Schulden zu haben, hielt er schlimmer, als wenn der Unselige Diebstahl und Betrug zugleich begangen hätte . . .

Und noch immer schauten Hennings Augen in die Kassiopeia. Wie hatte er die Sterne so gern. Sie träufelten ihr Funkellicht so vornehm, so eifrig, so höhnisch, so grenzenlos gleichgültig auf das fliegenschmutzgroße Fleckchen, genannt die Erde.

Diese Kälte tat ihm wohl.

Ja, den Würfel, die Karte verachtete er; er hielt das Spiel, selbst die unschuldigste kleine „Meine Tante, Deine Tante“ für „unmoralisch“, für „sündhaft“. Und um so mehr wäre er der Verdammer geworden, als ihm — zum ersten und einzigen Mal hatte er gespielt — vor wenigen Jahren ein kleiner Versuch mißglückte. Und an diesen Abend mußte er jetzt denken:

Er hatte in Berlin im Triddelklub mit einem jungen, höchst orientalisch „aussehenden“ türkischen Kavallerieoffizier (dieser gab eine Gastrolle bei der Botschaft der Hohen Pforte) zusammen gegessen. Der Osmane, ein feiner Pferdekenner, hatte dem Grafen von der heimatischen Zucht erzählt. Sie hatten sich endlich erhoben und erreichten ein kleines, äußerst behagliches Zimmer, in dem gespielt wurde. Henning, seiner Abneigung folgend, wollte weg. Ein Un erklärliches hatte ihn gehalten . . . und um drei Uhr morgens saß er einem Attaché der Gesandtschaft einer südamerikanischen Republik im Spiel gegenüber. Wie das gekommen? Quien sabe. Aber es war so. Ungeheure Summen waren zwischen den beiden schon hin und her gegangen. Nun endlich kam „der letzte Schlag“. Es

handelte sich um die Summe von sechshunderttausend Mark. In einer Partie Écarté sollte sie endgültig zum Austrag gebracht werden . . . Stille des unentdeckten Goldklumpens . . .

Wie deutlich erinnerte er sich: Sein Gegenüber hatte wie ein saugender Vampyr die Lippen geöffnet. Die sonst fast ganz von den Lidern bedeckten dunklen „schlafmützigen“ Augen blickten starr. Eine von dem Attaché an den Rand des Tisches gelegte Zigarette glimmte weiter, den feinen Rauch schornsteingrade in die Luft sendend.

Ein hinter Henning stehender Lord sagte fortwährend leise, nachlässig: „of course“; es klang, als wenn er es mit rauher, belegter Stimme spräche. Ein deutscher Herzog murmelte: „Nein aber . . . das ist denn doch . . .“ Hinter dem Südamerikaner stand im Halbkreis eine atemlos horchende, starre Gruppe. Unter dieser ein junger Düsseldorf-Maler, der in einer Berlin benachbarten Stadt als Reserve-Infanterie-Offizier eine zweiundvierzigstägige Dienstleistung durchmachte und „herüber“ gekommen war. In die großen braunen Augen des Malers senkte sich das Bild hinein, und senkte sich langsam — Verzeihung für den überaus geschmacklosen Vergleich — auf einem Fahrstuhl ins Herz, um dort sitzen zu bleiben und (wann?) wieder emporzutanken. Dann heißt das Gemälde: „Ein hohes Spiel“, „Verlorene Ehre“, „Sein oder Nichtsein“ oder ähnlich.

Henning sah in dieser Stunde deutlich die ihm damals auf einer Marmorplatte gegenüberbefindliche kleine Bronzeuhr: ein Atlas trug das Gehäuse. Weshalb wirft der dumme Kerl nicht endlich die unerträgliche Last von sich! hatte er damals gedacht, fort und fort . . .

Das Spiel war beendet. Henning hatte verloren, sechshunderttausend Mark verloren . . .

Er entsann sich des unglaublich einfältigen Gesichts des Amerikaners, als dieser nach dem „coup“ aufstand und sich mit zitternder Hand eine Zigarette drehte . . . Um drei ein halb früh hatte sich Henning noch im Palast des Triddle-

klubs ein Hammelrippchen, wie es Nelson zubereitet liebte (schlangweg deutsch: à la Nelson), bestellt. Während er wartete, hatte er ein vor ihm stehendes feingeschliffnes Rotweinglas immer wieder in die Höhe gehoben und es von allen Seiten betrachtet. Und er war so lange in diese Untersuchung vertieft gewesen, bis er ein gleichmäßiges Ticken an seiner linken Schulter fühlte: das Herz des ihm die Speise überbringenden Dieners schlug ihm so nah: der Gute mochte sich mit Willen ein wenig, trotz seiner tadellosen Erziehung, dem Grafen bemerkbar gemacht haben, als dieser seine Glasbewunderung so unaufhörlich fortsetzte.

Am nächsten Tage erschien der telegraphisch nach Berlin berufene Rechtsbeistand des Rittmeisters, Justizrat Möllwind. Justizrat Möllwind aus Kiel kannte bis ins innerste Mark die Geldangelegenheiten des schleswig-holsteinischen Adels. War das ein wunderbares Männchen, der Justizrat: ein wenig eckig, brummig, aber klug, klug, klug. Außer seinen Liebhabereien für Kanarienvögel und schwersilberne Suppenteller hatte er kein Steckenpferd.

Um fünf Uhr achtzehn Minuten landete der Berliner Zug auf dem Lehrter Bahnhof; um fünf Uhr dreiundvierzig Minuten trippelte der Justizrat ins Zimmer des Rittmeisters: „Ah, Herr Graf . . . wie Sie wohl aussehen . . . Wissen Sie, daß ich mich erschießen wollte? . . . Haben Sie übrigens die Ägyptische Königstochter von Ebers gelesen? Sollten Sie tun, sollten Sie tun . . . Ausgezeichnetes, wirklich ausgezeichnetes Buch in Ihrer Stimmung zu lesen. Aber Sie lesen nicht gern, ich weiß es; ganz Deutschland liest nicht gern, und nun gar wir Schleswig-Holsteiner“ . . . (Kleine Pause; der Justizrat bleibt auf seinem Hin-und-Herlauf stehn, faltet die Hände überm Leibe, sieht über die Brillengläser) . . . „Aber sechshunderttausend Mark, mit vier vom Hundert, sind vierundzwanzigtausend Mark jährliche Weniger-Einnahme . . . Warer Unsinn . . . Wie heißt der Kerl, wo wohnt er?“ (Kleine Pause) . . . „Ihr Herr Vater und Sie, Herr Graf, beehrten und beehren

mich seit über vierzig Jahren mit Vertrauen. Ich bringe auch diese Angelegenheit ins Reine . . . aber fünf-hundert-tausend Mark knüpf ich ab" . . .

„Halt da, lieber Freund, Ihnen ist bekannt: Spielschulden — Ehrenschulden. Bis morgen Abend sieben Uhr muß Alles geordnet sein,“ antwortete der Rittmeister.

Und am andern Abend sieben Uhr hatte der Südamerikaner die Summe.

* * *

Henning blickte noch immer in das Sternbild der Kassiopeia. Nun sanken seine Augen auf einen matthellen Schimmer am Himmelsrand im Süden. Dort lag Hamburg. Es war der ganz schwache Widerschein der großen Stadt bei Nacht, der Schein ihrer vielen tausend Lichter. Henning haßte, wie er Berlin haßte, auch Hamburg; alles Große und Großartige lag vor seiner Seele wie ein sündhafter Greuel. Erst vorgestern, als er in der Handelsstadt war, um am Abend seinen bei Vapaume gefallenem Freund Thurm wiederzusehen und von ihm Aufschlüsse über das Leben im Himmel und die Hosiannah singenden geschlechtslosen Körper haben wollte, war er am Nachmittag über den Jungfernstieg gegangen. Alle Menschen dort schienen ihm Gecken, im Sündenpfehl Versunkne, und sein nebel frostiges Herz hatte eine leichte Freude durchtanzt, als er auf dieser Straße einen graubärtigen Jägersmann mit zehn Waldschneepfeilen an der Tasche erblickte, die dieser wohl einem reichen Kaufmann von dessen in der Nähe liegender Festung bringen mochte. Ja, noch mehr war ihm begegnet, das ihm wie eine Art Erlösung aus dem Menschenwirrwarr dächte: ein Pflasterbesprenger traf vor seinen Füßen einen trotzig sitzen gebliebenen Sperling, daß der muntere schleunig mit ganz durchnästen Federn davonflog. Auch eine langbeinige Spinne hatte er beobachtet, die sich aus einem von dem Wasserspender gehöhlten Feichlein zwischen zwei Kopfsteinen mit großer Schnelligkeit „auf die Socken machte“. Alles war

ihm in Hamburg wie die Hölle; nie wie vorgestern hatte er solche Sehnsucht empfunden nach seiner Bibel, nach seinem Tholuf, in denen er so gerne las. Die Nebelhörner von der Elbe mit ihrem Durcheinander von schrillen, pfeifenden, heulenden Tönen klangen ihm wie Weltuntergangsrufe. Und merkwürdig, plötzlich fielen ihm bei diesem Geräusch die Molochsöfen im alten Karthago ein: wenn der Wind in die langen Schornsteine fuhr und das Gewimmer und Geschrei der hineingeworfenen Kinder übertäubte. Sonderbar: Henning Hummelsbüttel besaß sonst, außer in himmlischen Angelegenheiten, gar keine Phantasie.

Über sein gleichmäßiges, ruhiges Rittmeistergesicht senkte sich ein tiefer Schatten; die Züge wurden strenger, die Mundwinkel zogen sich tiefer, der ganze Kopf schien länger geworden zu sein. Und jetzt verschleierte sich das braune Auge: es starrte wieder zur Kassiopeia empor: „Herr Gott, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie andere“ . . .

Ein Menschenherz, o, ein Menschenherz: wer je hätte ein Fünkchen nur gewahrt, wie es aus einer Kammer in die andre, aus einem der Millionen Herzenspünktchen in das andre springt . . . wer hätte bei sich selbst je gefunden: ja, wie bin ich denn zu dem Gedanken, zu der Lebensanschauung gekommen . . . Geheimnisvoll . . . Aus welcher Veranlassung flog das Saatkörnchen von fernstem Himmelsstern, von nächster zollweiter Entfernung uns in die Seele und trieb, vielleicht lange Jahre ungesehen und unbemerkt im Keim, zur Ahre, oft zu so schwerer Ahre, daß sie uns niederwuchet und wir mit der Stirn die Erde schlagen? Wie war Henning in „die fromme Herde“ verschlagen worden? Ernst und streng gegen sich, in steter Selbstzucht, fleißig, sehr gewissenhaft, hatte er doch auch seine Knabenjahre wie alle Andern lustig durchlebt. Hatte einer in der Zeit sich ihn zurückziehen sehn von den Spielen? Hatte er sich in den Übergangsjahren zum Jüngling Träumereien hingegeben? Mit nichten. Hochmütig, eingebildet auf sein Wissen und seinen Fleiß auf der Gelehrten-Schule in Kiel,

und als Schleswig-Holsteiner sich von Hause aus als Muster-mensch vor der ganzen übrigen Erde fühlend, sah er mit seinem hellen Verstande, mit seiner vortrefflichen Anlage zur „Berechnung“ jeder Daseinsform, auf seine Mitschüler hinab. Die Eitelkeit hatte ihn früher viel geplagt. Als junger Offizier hatte er zwei Jahre den Alles freßenden Wolf des Ehrgeizes gefüttert. Der übertriebene Ehrgeiz verschlingt auch die letzte Freude am Leben, macht selbst-süchtig bis zum Teufel . . . Den Freßsack Ehrgeiz aber hatte er bald entlassen. Nach dem Ableben seines Vaters wollte er Bredenfleth übernehmen, bis dahin die hübsche blaue Uniform tragen. Was Ehrgeiz? . . . und doch hatte kaum einer dazu mehr die Anlagen als Henning.

Aber irgendwoher — aus fernstem Himmelskühe, aus zollbreitnächster Nähe — war ihm ein Körnchen zugeflogen: Du willst dich dem Herrn weihen, dann stehst du ruhig, dann kann es dir niemals schlecht gehen . . . und Henning Hummelsbüttel nahm die Bibel zur Hand und die Andachts-bücher, und mehr und mehr versank er in den trostlosen See der kahlen, kalten protestantischen Orthodorie. Die Schulen wollte er knechten; alle Menschen sollten das glauben, was er glaubte. Vor der orthodox-evangelischen Geist-lichkeit lag er auf den Knien. Jeden dummen Bauern-bengel, der es zum Prediger gebracht hatte, sah er für ein höheres Wesen an. Hätte nicht sein eigener Seelsorger auf Bredenfleth, Pastor Tröster, ein so gar prächtiges, mensch-lich klug und richtig denkendes Herz gehabt, das mit vielem Takt die Liebeswerbung Hennings wegzuschieben wußte — er hätte ihm sein ganzes Vermögen geschenkt, so fanat-isch dachte er . . .

Und von der Kassiopeia abwärts sank sein Auge auf den Himmelsbrand nach Westen; und just da, wo im Verschwindenwollen ein großer, roter, böse funkelnder Stern wie das Auge eines Satans flammte, blieb er hängen. Und der rote, böse funkelnde Stern stand genau über den Thürmen des Herrenhauses von Wittensee. Und Wittensee, achtzehn

Kilometer entfernt von Bredenfleth, gehörte seinem Vetter Breide Hummelsbüttel. Und seinen Vetter Breide Hummelsbüttel haßte er aus ganzer, tiefster Seele — den leichtsinnigen, verschwundrischen, bald hier bald dort hintastenden, hinhüpfenden Vetter Breide; er haßte ihn. Wenn er ihn lachen sah, stürzte ihm das Blut zum Herzen wie ein schnell schießender Strom.

Ah, Henning, Henning! Nun schaust du anders! nun zeigt sich dein menschlich Gesicht. Weg mit dem schmucken Rittmeister, mit dem finstern Priester. Und er war doch kein Heuchler und Scheinheiliger. Nie und nimmer. Mit seinem Glauben wars ihm bitterer Ernst.

Den roten, böse funkelnden Stern hatte die Erde in sich gezogen. Noch immer starrte Henning nach Westen, wo Wittensee lag. Seine Stirn hatte sich zusammengezogen, und aus seinen Augen wollte sich ein Gewitter befreien. „Heilwig, Heilwig,“ stöhnte er . . . und dann versank er in ein Brüten und Denken.

Heilwig Wenßin (Wappen: ein Schlanglein, das sich an einem Stämmchen emporwand und gegen eine Rose, die oben blühte, züngelte) hatte den großen, schlankgewachsenen Vetter Breide ihm, dem zierlichen mittelgroßen Henning, vorgezogen, den Maanen dem Dragoner. Und das konnte er nicht verwinden. Er wußte, wie unglücklich Breide und Heilwig lebten. Ein Grauen war es ihm, dachte er an Breides Leben. Kaum ein halbes Jahr hatte der Taumel gedauert, dann hatte Breide sein schönes Weib liegen gelassen wie ein Stück überflüssiges Holz. Und Heilwig litt darunter; das wußte nicht er allein, das wußte die Welt.

Hennings Herz war rein und keusch. Als Katholik hätte er seinen Rücken blutig gepeitscht im Kampfe mit der Sinnlichkeit. Als guter evangelisch-protestantischer Christ hatte ihm Gebet und fester Wille geholfen. Und er hatte den furchtbaren Kampf bis heute siegreich bestanden. Aber wie er die Zähne hart in sein eigen Fleisch treiben mußte, so war er höhnisch und hart und eisern, sah und

hörte er von seinen Mitmenschen die natürliche Sünde. Seine Regimentskameraden hatten ihm den Spitznamen „Der Kultusminister“ gegeben. So scheu und ehrerbietig er vor einem hohen, reinen Weibe stand, so grenzenlos und tief verachtete er ein gefallnes Mädchen, so ekelten ihn schlüpfrige Reden. Es war ihm völlig unbegreiflich, wie es denkbar sei, daß seine Kameraden, daß junge Männer überhaupt mehr oder minder leichte Verbindungen knüpfen konnten.

Er kannte Breides Leben, mit dem er manche Jahre in Berlin, wenn auch nicht in demselben Regiment, gewesen war. Er wußte genau, wie zahlreich Breides Liebschaften, wie es dem Better Don Juan stets gleichgültig gewesen, ob eine Prinzessin, ob ein Bauernmädchen ihm im Herzen saß: rücksichtslos, ohne Unterschied zu machen, war Breide „drauß losgegangen“, wies ihm paßte.

Zweites Kapitel.

Wenige Tage später. Auf ihrem Schlosse Wittensee saß in einem großen, fast saalartig großen Zimmer auf weichstem Polsterstuhl Baronin Heilwig Hummelbüttel. Sie hatte in der „letzten Neckenburgerin“ unsrer vortrefflichen Luise von François gelesen. Das Buch lag aufgeschlagen in ihrem Schoß. Nun nahm sie es und legte es, wieder aufgeschlagen, auf den Tisch neben sich, stellte auf die offenen Seiten, daß sich diese nicht umschlugen, ein Nähkästchen, kramte aus diesem eine feine kleine Feile heraus und begann, bald hier bald dort reibend, den Staub wegpustend, an ihren wunderschönen Nägeln zu glätten. Ja, diese Nägel waren wunderschön: sie hatten die Wölbung der Haselnuß, waren rosenrot überhaucht und spitzten sich, kleinen Schaufeln gleich, rund zu. Diese Nägel sagten: Wir arbeiten nie, das tut der Pöbel; wir sind da, um bewundert zu werden, und wenn sich die albernen Menschen über uns lustig

machen wollen, dann ziehen wir, ihnen erst recht zum Verzehr, nachs Futterale über. So sprachen die Mägel.

Als die kleine feine Feile wieder im Nähkästchen ruhte, entnahm ihm die Freifrau ein Blättchen Sandpapier und rieb mit ihm auf den Diamanten ihrer schönen, ein bißchen zu starken Finger umher. Und dann war auch dies Geschäft beendet.

Nun erhob sich Heilwig, reckte sich a bißel und stand dann in ihrer vollen Größe aufrecht. Welch ein herrlich Weib! Sie stellte sich einen Augenblick vor den langen, scheinbar von der Decke kommenden Spiegel und ahmte die Bewegung der Venus Kallipygos nach, warf sich Kuschhände zu, lachte wie verschämt und trat dann in eins der Fenster, die durch die Dicke der Grundmauern wie kleine Erker hinauszutreten schienen. Nein, keine Venus war sie, aber eine Thuneldda. Das dunkle starke Haar, zum einfachen Knoten auf dem Hinterkopf geschlungen, — wie hold mußte es anschauen in zwei schweren Zöpfen oder aufgelöst, — ließ eine nicht zu große Stirn frei. Die Augen waren von unbestimmbaren Farben, bald hell, bald dunkel, bald grün-grau, bald graugrün, je die eine Schattierung vorherrschen lassend vor der andern. Um den kleinen Mund haschten sich unaufhörlich die Liebesgötter. Thuneldda freilich — doch wir haben kein Bildnis von ihr — mag breitere, längere Lippen gehabt haben.

Der Engel des Hochmuts aber lag verstimmt in ihren Augen, die sich durch die großen neu-modischen Scheiben in den Garten senkten. Wie langweilig das war. Was ging denn Heilwig der Frühling an? Die Natur hatte ihr in die Wiege nicht die Freude an Wald und Wiese geschenkt. Wie langweilig der Frühlingsgarten lag. In die Stille hinein schlich auf dem großen, weiten Rasenplatz vor den Fenstern eine merkwürdig gelbschwarzgrau gefleckte Kaze. Die Hälfte des Kopfes, genau die eine Hälfte war schwarz, die andre weiß. Und die Kaze trottede mißmutig weiter. Zuweilen blieb sie stehen, ringelte und schlug den Schweif,

sah sich um, trottete weiter und stand plötzlich still. Nur die Schweißbewegungen gingen weiter. Nun duckte sie sich. Heilwig öffnete rasch das Fenster und rief: „Huhusch, huhusch, willst du wohl.“ Das Käpchen, in ihrer Stellung beharrend, drehte das Schnäuzchen und blinzelte hinauf. Ein leichter Knall aus einem sprossenden Gebüsch, und sie sank, einen Sprung von drei, vier Fuß in die Höhe machend, ins Gras, zuckte noch einmal und war verendet. Ein junger Gärtnerbursche, das Gewehr in der linken Hand, trat vor, berührte das Tier vorsichtig mit dem Kolben, um seines Todes gewiß zu sein, nahm es dann an dem rechten Hinterlauf und trug es weg. Die Baronin hatte während des ganzen Vorganges gelacht.

Und wieder war es still wie vorher. Nur eine Drossel flötete, aus tiefen Gründen; und zwei Saatkrähen flogen schwerfällig dicht, sodaß die oft mißtränisch rechts und links gedrehten Köpfe klar bemerkbar wurden, über den breiten Herrenhausturm. Diesen Turm nannten die Bauern: *Di Kläs*.

Heilwig, noch immer am Fenster, legte die linke Hand an einen Pfosten und lehnte ihr Haupt hinein. Aus den hochmütigen, blizenden Augen waren schmerzfündende, traurige geworden. Und leise sagte sie: „Er liebt mich nicht mehr“ . . . Dann, nach einem Weilschen: „Wenn ich nur wüßte, was ihn jeden Tag in die magre, dürre Haide drängt; ohne Kutscher, ohne Groom. Jagt er dort?“ Und die schöne Frau versank in langes Nachdenken.

Heilwig Hummelsbüttel war die Tochter des verstorbenen preussischen Reitergenerals Ehler Wensin. Dieser, in Holstein geboren, hatte sich frühzeitig nach Berlin geseht. Er galt seiner Zeit als der schönste Offizier Seiner Majestät, und man erzählte scherzhaft, daß jeder Feind vor Staunen sofort das Gewehr ins Korn werfen würde, wenn er an der Spitze seiner Kürassier-Brigade attackierte. War dies ein launiges Wort, so zeigte es doch, wie bekannt der General im Lande damals gewesen war. Ehler Wensin hatte

nur Töchter hinterlassen, aber eine zeichnete sich immer vor der andern durch seltenste Schönheit aus. Allen voran, und unbestritten, galt die jüngste als die Helena. Und die jüngste hieß Heilwig.

Breide Hummelsbüttel, schon durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen mit den Wensins — die adlichen Geschlechter Schleswig-Holsteins hatten Jahrhunderte lang nur untereinander geheiratet, — war in Berlin seit seinem ersten Tage dort ein stehender Gast gewesen im Hause des prächtigen Generals.

Daß Breide und Heilwig Mann und Frau wurden, war allen ein Rätsel geblieben. Die kühle, jede Berührung mit dem „Volk“ aufs ängstlichste meidende, grenzenlos von ihrer Familie vergötterte und verzogne Heilwig, und der leichtdenkende, leichtsinnige, stets in Abenteuern mit den Weibern verfangne, offne Breide. Und doch hatten sie sich gefunden.

Aber nicht lange hatte die Herrlichkeit gedauert. Breide, vom kalten Charakter seiner Frau vernüchtert, hatte sich bald innerlich von ihr abgewandt, und sie konnte niemals seinen lustigen, sich über Alles im Leben wegsetzenden, leichtsinnig bleibenden Sinn verstehn. Ihr keusches, reines Herz empörte sich, wenn er ihr, taktlos genug, Jugenderinnerungen lachend erzählte oder leichtthin über seine stets wachsenden Schulden sprach. Und doch liebte sie ihn von ganzer Seele.

Einen Fehler hatte Heilwig, und darüber konnte er nicht hinweg, das auch mochte der innerste Grund seiner Abneigung sein: sie war außergewöhnlich heftig. Ihre Wutausbrüche waren ihm gradezu entsetzlich. Immer aber bis zur Stunde wurde das so oft zerrissene Band wieder geknüpft. Und der gutmütige, weichherzige Breide preßte das tiefbereuende, schluchzende Weib immer wieder an seine Brust.

Zwei Kinder, in den ersten drei Jahren geboren, hatte ihnen der Tod schon nach Stunden entrißen. Ein Brüder-

chen, ein Schwesterchen waren nicht mehr gekommen. Die Ehe blieb kinderlos.

Seit acht Jahren waren sie verheiratet. Seit zwei Jahren — nach dem Tode des Vaters — lebten sie auf Breides großem Gut Wittensee.

* * *

Ein Wagen knirschte vors Portal. Er wurde im Ruck angehalten. Heilwig verließ ihren Platz am Fenster, setzte sich in den Lehnstuhl und nahm, das Haupt zurücklehrend, eine Stickerei vor, an der sie emsig anfang zu arbeiten.

Die Thür zum Zimmer ging auf, und Breide, dessen Wangen von der Fahrt gerötet waren, trat ein.

„Verzeih,“ sagte der junge Gutsbesitzer, „daß ich so spät komme. Du hast doch nicht mit dem Essen auf mich gewartet? Du weißt, wie unangenehm mir —“

„Ich weiß, wie unangenehm“ (das Wort „unangenehm“ betonend) „es dir ist, und ich bin allein zu Tisch gegangen, allein, wie so oft“ — erwiderte Heilwig. „Aber du wirst hungrig sein. Komm, ich will dir Gesellschaft leisten; oder möchtest du lieber ohne mich sein —“

„Ich habe in Wulfsmoor schon gefrühstückt.“

„In der alten widerwärtigen Kneipe. Natürlich, natürlich. Deine Freunde saßen da“ . . .

„Heilwig, ich bitte dich, laß endlich diese Reden.“

Die junge Frau seufzte: „Wie du willst.“

„Nein, komm“ — und Breide, der vor ihr Platz genommen hatte, erhob sich — „komm, gib mir die Hand“ . . .

Sie wehrte ihn ab: „Laß mich. Das Eine, was ich so an dir schätze, das Eine will ich behalten: deine Offenheit. Und jetzt bist du nicht aufrichtig. Deine Hand hat erst vor Stunden in einer andern gelegen.“

„Ich habe kein Weib berührt“ . . .

„O, laß mich, laß mich. Schon das Wort klingt roh, wie du es sagst“ . . .

Und beide schwiegen. Die Baronin, immer das Haupt zurücklehrend, an ihrer Stickerei arbeitend, hob zuerst das Schweigen:

„Henning war vor zwei Stunden hier, um —“

„Henning?“

„Ja. Er und sein Bruder Detlev.“

„Wie? Henning und — Detlev? Wie ist denn der wieder bei uns eingeschneit? Es hieß doch, daß er im Kaukasus gefallen sei.“

„Sein Bruder sei nur auf einige Wochen zum Besuch nach Bredensfleth gekommen, gestern Abend sei er eingetroffen, erzählte mir Henning.“

„Du sahst Detlev zum ersten Mal; er ist schon über sieben Jahre außer Landes. Welchen Eindruck hat er dir gemacht?“

„Jedenfalls einen merkwürdigen. Das wüßte, bleiche Gesicht mit einer furchtbaren Narbe von der Stirn über das rechte Auge, dieses gottseidank nicht entstellend, in grader Linie im kurzgehaltenen braunen Vollbart verschwindend, hatte etwas Dämonisches, mich Erschreckendes. Ubrigens sieht er weder Henning noch dir ähnlich. Auch nicht eine Spur von seinem Bruder. Er überragt ihn an Kopfeslänge, und selbst du dürftest kleiner im Wuchs sein.“

Breide lachte. „Aber die Narbe, die Narbe kenn ich nicht an ihm. Wo mag er sich die geholt haben. Nun, und wie gefiel er dir sonst?“

„Er hatte die Umgangsformen eines Gentleman.“

„Die vergißt der gewesene Offizier niemals.“

„Aber sein ganzes Wesen hatte etwas Hastiges. Er sprang fortwährend von einem Gegenstand zum andern. Bald erzählte er von seinen Erlebnissen auf Cuba, wo er im Aufstand tätig gewesen ist, dann, ohne Übergang fast, von den ungeheuern Schafherden, die er in Australien besessen habe. Aber was ist es mit ihm? Du hast mir so selten von ihm berichtet.“

„Detlev mußte wegen Schulden vor sieben Jahren den Dienst verlassen. Henning hatte zweimal — auch ich, ohne

Henning's Wissen, hatte eingegriffen — die ganz außergewöhnlich großen Summen bezahlt. Beim dritten Sinken überließ er Detlev seinem Schicksal. Und ganz natürlich. Henning hatte wahrlich als ein Bruder an ihm gehandelt . . . Und dann war er verschollen. Kein Schreiben von ihm traf ein, kein Gruß kam jemals uns zu Ohren. Nur einmal, wie gesagt, hörten Henning und ich, daß er im Kaukasus, im russischen Heere wieder angestellt, erschossen sei. Und aufrichtig: wir waren dessen beide froh. Es war doch nur ein zerstörtes Leben. Aber vielleicht ist noch nicht Hopfen und Malz an ihm verloren, und wir erleben es am Ende," — Breide lachte aus vollem Halse — „daß Henning seinen Bruder zum Heiligen bekehrt. Gottes Gnade . . . aber Detlev Hummelsbüttel als Bettelmonch zu sehen, als Wanderprediger auf unsern Dörfern . . . Nun, nun, die Welt ist so voller Unerklärlichkeiten . . . Also Henning wollte uns nur seinen Bruder vorführen. Hatte er nicht sonst etwas? Die Sammelbüchse für Kaschna oder ein protestantisches Kapellchen auf den Himalayaspitzen?"

„Die Bettern brachen bald wieder auf, als sie hörten, du seiest ausgefahren.“

Die Ehegatten schwiegen wieder.

Heilwig, immer in ihrer Stellung verharrend, fragte dann ruhig:

„Wir sind heute in Familiengeschichten. Ist es dir recht, Breide, so erzähle mir jetzt einmal klar, welches Verhältnis zwischen dir und Henning besteht. Ich bin immer noch nicht ganz klug aus der Geschichte geworden.“

Und Breide begann:

„Henning's Großvater und der meinige waren Brüder. Mein Großvater der ältere. Das Geschlecht stand damals auf vier Augen. Mein Großvater, mit einer Westfeden verheiratet, ohne Kinder, war als Ältester im Besiz des großen Fideikommisses, das heute — in Händen Henning's ist . . . Dieser alte Herr (Pardon) muß ein schlechter Mensch durch und durch gewesen sein. Eines Tages war er mit einer Leib-

eignen verschwunden. Diese, ein Gausmädchen, von infernalischer Schönheit — Du kennst ja ihre Bilder — kam mit ihm als seine angetraute Frau aus England bald zurück. Wie sie angefangen hat, bleibt ein ewiges Rätsel. Mein Großvater, ein stolzer, rücksichtsloser Mann, hätte es wahrlich bequemer haben können: er war als Gutsherr Herr über Leben und Tod seiner Leibeignen.

„Und nun sollen furchtbare Dinge auf Wittensee sich zugetragen haben. Meines Großvaters Ehegattin, aufs tiefste in ihrer Ehre gekränkt, floh zu ihren Verwandten nach Schwartendorf. Sie verweigerte die Scheidung. Einer ihrer Brüder, für sie mit der Pistole eintretend, wurde von meinem Großvater erschossen. Der Adel, das ganze Land waren wegen dieser unerhörten Geschichte in die größte Aufregung versetzt.

„Der schleswig-holsteinische Adel, feudal wie keiner sonst auf Erden, konnte, auch bei begangnem Verbrechen, nur durch sich gerichtet werden. Selbst der König war völlig machtlos seinen schleswig-holsteinischen Granden gegenüber. Diese stolze Ritterschaft, ich muß es gestehn, hatte etwas Poetisches. Davon allerdings wußte sie nichts; denn sie, wie unser ganzes Hinterwaldländchen, befließigten sich von jeher der allerdenkbarsten Nüchternheit.

„Der Adel berief eine Sitzung, in der mein Großvater freigesprochen wurde unter den Bedingungen: Seine erste Frau sollte freiwillig ihren Wunsch zur Scheidung äußern. Und zweitens sollte das Fideikommiß auf meines Großvaters jüngeren Bruder Josias übergehn, ebenso auf diesen das Gut Bredenfleth; Wittensee blieb meinem Großvater.

„Und also, unerhört, geschah es. In all dem Trubel, ein Jahr nach der Scheidung, wurde mein Vater, der Sohn der Leibeignen, geboren. Er blieb das einzige Kind. Meine Großmutter, ebenso klug, wie sie blendend schön war, wußte bald festen Fuß zu fassen; und durch ihren Geist, ja, durch ihren „Geist“ zwang sie schließlich die Menschen, wenigstens die Nachbarn, zum Umgang auf Wittensee.

„Und ohne Nemesis schien sich Alles verlaufen zu wollen . . . Da forderte plötzlich Josias Hummelsbüttel seinen Bruder nochmals vor den Adel. Eine Versammlung wurde angesetzt im alten offenen Felde. Die Stelle ist von Eichen umschlossen. Junfer umstanden, um jedem Eindringling zu wehren, in weitem Bogen die erlauchte Gesellschaft. Josias, ebenso schlecht und niedrig denkend wie sein Bruder, nur noch mit dem ewigen Giergedanken nach Geld behaftet, verlangte stürmisch die Herausgabe von Wittensee. Kaum gelang es, ihn zu bändigen . . . Und es war eine Stille eingetreten . . . Josias, seine Aufregung bemeisternd, bat um ein letztes Wort:

„Seit wann, erlauchte Herren und Ehrenfeste, steht es geschrieben, daß der Leibeigne überhaupt ein Mensch ist . . . Und mag noch so sehr die Ehe als rechtmäßig anerkannt werden, der Sohn meines Bruders ist von einer Leibeignen geboren. Ihr alle kennt unsere unveränderlichen Satzungen: wer eine Leibeigne heiratet, ist ausgestoßen aus der Ritterschaft‘ . . .

„Die Versammlung trat in lebhafteste Beratung. Gruppen bildeten sich. Aber selbst in diese starre, erstarrte, von ungeheuerem Selbstbewußtsein erfüllte Ritterschaft waren einzelne Klänge hineingefallen von Menschlichkeit und Bruderliebe . . . Jean Jacques Rousseau — kaum glaublich — war von einigen dieser Herren gelesen worden.

„Und das Endergebnis der Beratung war: Mein Großvater blieb im Besitz von Wittensee, mußte jedoch seinen Grafentitel an den jüngeren Bruder abgeben. Josias zog sich grollend, auf immer unversöhnt, nach Bredenfleth zurück.

„Das alles hatte sich noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts — einige Jahre später wurde die Leibeigenschaft, die letzte in deutschen Landen, aufgehoben — in Schleswig-Holstein zutragen können. Der Adel wurde meinem Vater nicht verwehrt. Die Ehe meines Großvaters mit der Leibeignen wurde als rechtsgültig erklärt. Die Schei-

„dung meines Ahns von seiner ersten Frau war ein Jahr vor der Geburt meines Vaters ausgesprochen“ . . .

Heilwig erwiderte, daß das ja ganz undenkbare Zustände gewesen sein müßten, und ob nicht seine Phantasie —

Breide erzählte weiter: „Mein Großvater verkam bald. Er trank die schwersten spanischen Weine in großen Zügen aus einem von ihm nach seiner Bestellung angefertigten echt silbernen Tönnchen, peitschte unmenschlich seine Frau, die ihm aber stets unterwürfig blieb, — sie war zu klug, — wurde immer toller, sprang stundenlang nach Art der Sperlinge, einen übergroßen, knallgrünen Seidenschirm über sich haltend, auf seinem Hofe einher, richtete, Soldaten vor sich wähnend, die Bäume der Alleen aus, und starb endlich auf einer Hasenheide durch Sturz mit seinem Pferde.

„Sofort meldete sich Josias. Aber nun griffen die Gerichte ein, und nach langem Prozeß wurde endgültig meinem Vater Wittensee als alleinigem Erbherrn zugesprochen. Josias behielt Bredenfleth und das große Fideikommiß.“

„Und du glaubst nicht die Möglichkeit,“ sagte Heilwig, „daß Henning einmal wieder — ich meine, daß er die immer brennender werdenden Schulden, die uns peinigen, benutzen könnte, um Wittensee an sich zu reißen?“

„Ich weiß nicht, wie du daran denken kannst. Bald werden es hundert Jahre . . . die ganze Angelegenheit ist ja längst verjährt“ . . .

Und wieder war es eine Minute totenstill im großen Zimmer.

Heilwig brach das Schweigen: „Beharrst du dabei, Hennings Hilfe nicht in Anspruch zu nehmen?“

„Eher an den Schandpfahl, als von dem —“

„Du hältst ihn für unedel? Und du gibst, wenn auch mittelbar, nun doch zu, daß du ihm Schändlichkeit zutraust?“

„Nie und nimmer tue ich das. Henning ist nicht schlecht. Was er meint und wie ers meint, das ist ehrliches Herz. Aber sein religiöser Wahnsinn macht ihn zu Allem fähig.

Haßte er mich nicht als einen Ungläubigen, hielte er mich nicht für gänzlich dem Himmel verloren, zu jeder Stunde würde er mir Hilfe bieten. Er ist nicht geizig, und so sehr er den Wert des Geldes kennt und mit seiner Klugheit und seinem praktischen Geschick in Geldsachen Bescheid weiß, unverzüglich würde er mir helfen. Aber alles: zur höheren Ehre Gottes . . . Ich fürchte für seinen Verstand. Die Verücktheit in merkwürdigen Sprüngen, mit Überschlagnung oft ganzer Geschlechtsfolgen, ist erblich in unsrer Familie" . . .

„Breide, wenn ich ihn bäte, wenn ich ihm klar legte?“ . . .

„Von dem Augenblick an sind du und ich geschieden; ich will von Henning kein Geld.“

Heilwig erhob sich und trat an die Seite des Sitzbleibenden: „Wenn du mir dein Leid, deinen Kummer, den Tagesärger vertrauen würdest, Breide! wenn du mich“ — und ihr Haupt neigte sich, sie sprach leiser — „als dein treues Weib erkennen würdest . . . Wenn du so offen mir wärest, wie du es heute warst“ . . .

Breide blieb stumm. Die Baronin setzte sich wieder in den Stuhl, und die Finger gegeneinander lehrend, legte sie das Haupt zurück an die Lehne. Eine Blutwelle, schnell wie hin und her schießendes Quecksilber, floss ihr unterm Stirnhaar von Schlaf zu Schlaf, und dann war ihr Gesicht übergoßen von dunklem Rot. Und langsam, leise, mit kaum merklich zuckenden Lippen, mit verlegnem Lächeln sagte sie: „Breide, du vernachlässigst mich.“

Der Baron schien einen Augenblick betroffen, um dann trotzig zu antworten: „Ich bin mein eigener Herr.“ Und sich erhebend trat er aus Fenster.

Und wieder war die alte Stille eingetreten. So still umher, daß deutlich vom Garten die Stimme eines alten Arbeiterweibes ins Zimmer klang: „Trina, wat is de Klock all?“

Aus dem Stuhl erhob sich, wie mit körperlicher Anstrengung, Heilwig; sie ging, im Schritte zögernd und Augenblicke wie angewachsen stehend, zu Breide. Und bei ihm,

der regungslos in den Frühling schaute, angekommen, sank sie zu seinen Füßen. Ganz entsezt hob der Rittmeister sie auf: „Heilwig, Heilwig“ . . .

Sie aber, unter einem Strom von Thränen: „O, sei mir gut, Breide. Du kennst mich nicht. Du weißt nicht, wie ich dich liebe. Gib mir dein Herz, dein ganzes Herz: gib mir dein Vertrauen“ . . .

Breide erwiderte finster: „Wie oft, wie oft in früherer Zeit hab ichs versucht. Erzählte ich dir in meiner Offenheit — und ich wills gestehn, zuweilen in plumper, roher Offenheit, — so verstandest du es nicht. Deine furchtbare Heftigkeit trat heraus . . . Und diese Wutanfälle sind mir das Entsezlichste, was ich denken kann . . . Und so unterließ ich es mehr und mehr“ . . .

Er küßte sie auf die Stirn, sagte sanft: „Es wird wohl alles noch gut werden,“ und verließ das Zimmer.

Heilwig aber fiel in den Lehnstuhl und weinte bitterlich, die Hände vor den Augen haltend.

* * *

Es war am nächsten Morgen.

„Hest din Ewin verköfft, Hans?“ fragte Paul Reimers den in die Wirtsstube „Zum lustigen Bruder“ eintretenden Hans Mehrens. „Nå, Martin Elachter will hüt nich. Is dat 'n Minschen. Gilstern wull he mi 130 Mark gevn, hüt man werrer 120 Mark. Nå, hew ic em seggt, nu schaft't ni hem.“

Die Stube füllte sich mehr und mehr mit Bauern, Händlern, Forstbeamten, Vierfuhrleuten aus den Nachbarstädten. Zwischen ihnen, sich heimlich über den starken Besuch freuend, wirbelte die muntre Wirtin Witwe. Aus den blanken, lustigen Schwalbenaugen sprach unaufhörlich unverdrossenste Tagesarbeit und rastloser Wunsch, im kargen Leben so viele Mark zu verdienen, daß sie in ihren spätern Jahren von den Zinsen leben könnte. Mit keinem verdarb es die hübsche, flinke Haune. Mit keinem, wer immer auch

ihr im innersten Innern — wir sind ja Menschen — gefallen mochte, wurde sie vertrauter, als wie es ihr Geschäft, ihre freiere Stellung als Witwe und Wirtin verlangte und erlaubte. Von allen Gästen wurde die Ankunft Detlev Hummelebüttels besprochen.

Plötzlich trat Breide herein. Das Gespräch verstummte sofort. Ein wenig Verlegenheit lag eine Minute auf allen Gesichtern. Aber der Baron hob sie leicht. Er sprach so liebenswürdig, so geschickt in die häuslichen und dörflichen Angelegenheiten gelangend, so vertraulich — im rechten Sinn — von diesem und jenem; er machte sich so „gemein“, daß der Alb der um den Tisch Sitzenden bald verschwunden war. Aber keiner auch verstand es wie Breide — sprach er doch ebenso gut plattdeutsch wie hochdeutsch — sich das Herz seiner „Untergehörigen“ (wie es früher hieß) zu erobern und festzuhalten. Es kam ihm wirklich aus der mitsühlenden Seele, und das wußte jeder. Ohne ein Titelchen der Ehrerbietung gegen ihren Gutsheeren außer Acht zu lassen, hatte mancher ihm schon seine kleinen Angelegenheiten vertrauen dürfen; und mit Rat und Tat war Breide ohne Zaudern stets zur Hand.

Der schleswig-holsteinische Bauer, in seinem Kern, ist ein sehr ruhiger, stark mißtrauischer, kirchlich gesinnter, tief-treuer Mensch. Ohne sich um das weite Welttreiben um ihn im mindesten zu bekümmern, hält er Zucht und Ordnung auf seinem Hofe. In Geldsachen ist keiner wie er so treu: das einfache Wort gilt häufig, und er sieht sich selten betrogen. Und im Kern ist er und das schleswig-holsteinische Weib keusch und rein. Der Ehebruch ist im Lande noch immer ein Unerhörtes. Wie Ernst und Entsagung schwebt es ob dem Ländchen. Entsagung im Entbehren körperlicher guter Kost ist damit nicht gesagt: der schleswig-holsteinische Bauer ist wohlhabend und oft reich, er läßt sich nichts abgehen.

Wie sehr die Bauern, die Hofbediensteten Breide zugehan waren, ließ sich erkennen durch das „ein Auge zudrücken“ über mancherlei „kleine Affären“, die der Baron

auf seinem Gute und seinen Dörfern „mit dat Fruenvolk“ erlebt hatte. Es war dem Baron wie ein Angebliebnes aus früheren Jahrhunderten . . . Sein heitres Gemüt, seine stark ausgeprägte Sinnlichkeit fand keine Sünde darin, ein hübsches Weib in die Arme zu schließen, wenn sie ihm gefiel . . . Und wiederum den Weibern gefiel er sehr.

Die schmucke Hanne trat ein — sie hatte schleunig, als sie Breide anreiten sah, ein neues Schürzchen vorgebunden, — wurde blüßlang ein wenig rot und sagte: „Guten Dag, Herr Baron.“

„Ah, junge Frau . . . Immer vergnügt,“ sagte der Rittmeister auf hochdeutsch, und dann lachend und ihr scharf in die hellblauen Kiekindiewelts schauend: „Schall’k ma’n Lütten un’ Glas Beer hem?“ Dann fragte er sie nach fünf Minuten, was es im Hause zum Essen gebe. Nach genügender Antwort bestellte er. Und das Gespräch mit den Bauern ging ohne Unterbrechung weiter. Bald erschien wieder die wirbelnde Witwe und meldete, daß nebenan angerichtet sei. Der Baron, ein wenig den Heuchler spielend — wir sind ja Menschen, alle, alle — fragte, weshalb sie denn solche Umstände mache, er hätte ja gern in der Schenkstube seine Rühreier und Schinken verspeist, und folgte ihr.

Und das war so frisch alles: der gesunde Baron, wie er mit tüchtigem Hunger aß; die ihn selbst bedienende schlanke Hanne, die niemals längere Zeit bei ihm — er aß in ihrer Stube — blieb, um sich immer wieder den Gästen zu zeigen, und die sich doch so gerne in die halb im Schlaf, halb im Leben stehenden Augen des Barons vertieft hatte. Und wenn er sie einmal ums Gürtelband faßte, so war ihr Sträuben nicht so ganz ernst gemeint; aber husch war sie wieder bei den Gästen drin, um ja nicht den Verdacht . . . Na, ja, die Weiber, die Weiber . . .

Hanne hatte eben den Rittmeister gefragt, ob der Gemeindevorsteher von Lehmkuhlen ihn sprechen könne. Der Baron hatte sofort zugesagt, und nun stand der Gemeindevorsteher vor ihm. Es war eine traurige Geschichte, die er

mittheilte: Peter Fock, der Mauermann, sei vor einer Stunde vom Gerüst gefallen und auf der Stelle tot gewesen. Er hinterlasse, ohne einen Pfennig gehabt zu haben, eine Witwe mit neun Kindern.

„Wår dat Peter Fock, de immer dhun wår?“ fragte Breide.

„Jau, jau, he drunk 'n beten vel,“ antwortete mit langsamem Kopfnicken der Bauernvogt.

„Ja, da muß sofort geholfen werden; die arme Frau sitzt allein mit ihren Gören,“ und der Rittmeister untersuchte seine Börse. Es fanden sich nur elf Mark zwanzig Pfennig darin.

„Wollen Sie dies erst der Frau geben; ich sende an Sie, lieber Clausen, noch hundert Mark, die ich bitte ihr einhändigen zu wollen. Über den Verbleib der Kinder uns zu besprechen, wollen Sie deshalb morgen um elf Uhr zu mir kommen“ . . .

Seit einer Stunde war Breide schon wieder unterwegs. Er ritt seinen hellbraunen litauischen Hengst Siebenkäs. Herr und Tier verstanden sich. Oft legte der Rittmeister seinen Zügel ihm zwischen die Ohren, kitzelte ihn, sprach mit ihm; aber immer doch, ohne einen Augenblick sich und sein Pferd außer Acht zu geben. Wie der Gaul nickte, wie er immerwährend mit den Ohren spielte, ins Gebiß schäumte. Und Breide klappte ihm den Hals, streckte sich wie ein Indianer aus, verbarg sein Gesicht in die Mähne. Und nun sang er gar: „Mein Schatz ist ein Reiter, ein Husarenoffizier“ . . . Wie der Hengst horchte, wie ihm das gefiel, wie er immer schnelleren Schritt ging, immer sozusagen beifallschneller den Hals in unaufhörliche Bewegung setzte . . . Pferde kennen allewege ihren Reiter . . . Und nun kommandierte Breide laut: „Eskadron Tra—a—a—ab“ — und ein langer, wohl halbstündiger Trab. Immer gleich weg. Wie köstlich das war.

Und welch ein Frühlingstag. Wenn auch das liebenswürdige Mädchen heut noch nicht verschwendrisch Blumen aus ihrer Schürze den armen Nordbewohnern zuwarf, so gab

sie doch schon hier und dort. In den Gärten der Häuser spielen und graben die Kinder. Die Rinde der Bäume hat eine nasse, dunkelgrüne Farbe. Auf den Strohdächern sitzen, flügelschlagend und die Stimme ihrer Mitsänger nachahmend, die Stare. In den Wirrnissen der die Türen und Fenster umrankenden Efeustauden zanken sich Sperlinge. Auf einer Fahnenstange sitzt eine Nebelkrähe, den Kopf gegen die Brust senkend; und den Hals, dessen Federn sich sträuben, nach vorne reckend, krächzt sie dreimal, viermal kurz hintereinander. Die Syringenbüsche und Stachelbeersträucher zeigen ihr erstes, zartes, liebes Grün. Aus der dunklen, feuchten Erde sprießen feine Gräser, und aus der Scholle brechen Krokus. Um die Rosenstöcke aber sind noch die Bast- und Stroh-Matten geflochten . . .

Breide hielt auf einer Anhöhe und sah auf die Ostsee, die sich ihm hier zum ersten Mal seit seinem Wegrift heute zeigte. Sie lag in tiefer Bläue vor ihm und sandte eine köstliche Kühle zu ihm herauf. Dem Hengst, durch langen Schritt gut abgekühlt, legte er die Zügel auf den Kopf; und dies wiederholend, strich er im Zurücknehmen der Hand den Mähnenkamm. Das edle Tier öffnete weit die Nüstern und sog mit Gier die frische Luft ein.

Als er im Weiterreiten am ersten Häuschen des nächsten Städtchens vorbei kam, hörte er, wie eine ältere Frau zu einem dreijährigen Kinde, das eigensinnig vor ihr stand, sagte:

„D, kumm dach noch oinmahl sſu doin Omama. Du jast aach 'n Eſtſtöck Eſſocker habn.“

„Scheußliche Sprache,“ murmelte Breide, und der Huf seines Pferdes schlug das höckerige Steinpflaster.

Als er den Wirt zur „Stadt Lübeck“, einen alten Bekannten, begrüßt hatte, trat er in die Gaststube. Um einen großen runden Tisch saßen rot und blond bebartete, sonnenverbrannte Landleute, von denen viele schon zu viel getrunken hatten. Alle sangen: „Söten Lena, söten Lena, söten Lena, min Dirn.“ Bei dem Worte „Dirn“ schlugen sie mit

der rechten Faust auf den Tisch, daß die Grogß- und Biergläser klirrten und tanzten.

Die Gesellschaft berührte Breide unangenehm. Er fragte den Wirt, wo die Butterausstellung, die er besuchen wollte und zu der Wittensee beige-steuert hatte, sei, und ging dort hin. Hier fand er die Gutsbesitzer des Nachbarkreises in der Mehrzahl. Alle waren beim Butterlecken; just handelte es sich um die Zuteilung des ersten Preises. Dieser bestand in einer silbernen Medaille, auf deren einer Seite der Tag und die Jahreszahl eingeschnitten, während auf der andern eine fast schweinfette Kuh angebracht war. Um den Rand stand der hübsche Spruch: Gras und Futter geben Butter. Der Landrat des dortigen Kreises, aus einer fremden Provinz, dem der Kobold im Nacken saß, hielt eine launige Anekdote. Selbst die ewig ernsten Fett- und Buttergesichter der holsteinischen Gutsbesitzer zuckten zuweilen. Ja, Fett und Vieh, und Vieh und Fett. Gibt es denn außerdem noch andres auf Erden? In Schleswig-Holstein jedenfalls wenig.

Es war schon später Nachmittag, als Breide nach Wittensee zurücktrabte. Im Westen, auf den er zuritt, lag ein schwarzer Waldstreifen, aus dem einzelne hohe Tannen auf einem breiten, schmutzig gelben Himmelsstrich wie ausgeschnitten aus-sahen. Und gerade da, wo sie mit ihren Spitzen endeten, lag, wagerecht beginnend, eine Wolkenwand, die steil auf sich über den ganzen Himmel verbreitete. Nur an einer Stelle, nach Südwesten, war ein leeres Fleckchen, das die Farbe eines gänzlich verblaßten blauen Bandes der Ururgroßmama hatte, und daraus hervor glänzte matt und gelangweilt: Heesperus, der blasser Funke.

Breide ließ sein Pferd laufen; vor eingebrochner Dunkelheit gab er es an der Freitreppe ab und stieg die Stufen hinan.

Kurz nach seinem Abreiten aus dem „lustigen Bruder“ hatten Henning und Detlev vorm Krüge anhalten lassen, um einen Kognak am Wagenschlag zu trinken. Zu ihnen war der Gemeindevorsteher Clausen aus Lehmkühlen hin-

auögetreten und erzählte den Herren das Unglück Peter Fock's, des Mauermanns.

Der Graf fühlte sich nicht veranlaßt, der Witwe Unterstützung zuzusagen, „dein“ — so sagte er mit zusammengezogenen Brauen — „Peter Fock ist seit Jahren nicht in die Kirche gegangen, er war ein arger Söffling zudem. Hier muß einmal ein Beispiel gegeben werden. Sie sollen sehen, lieber Clausen, wie gut ein solches wirkt . . . Ich hoffe, in nicht zu weiter Ferne es durchzusetzen, daß wieder der Kirchenzwang eingeführt wird. Das walte der ewige Gott und unser Herr Jesus Christus . . . Übrigens haben Sie ja das Armenhaus in Lehmkuhlen . . . Vorwärts, Johann!“

Drittes Kapitel.

Der erste Stock des Herrenhauses von Wittensee in seinen vielen ineinander und nebeneinander liegenden Räumen war luxuriös erluchtet. Heilwig und Breide hatten sie heute Abend der Gesellschaft geöffnet. Und aus der Nähe und Ferne, selbst aus Hamburg und Berlin, waren Bekannte eingetroffen. Breide hatte in einem lustigen Trinkspruch dem Winter den Abschied, dem nun ganz einmarschierten Frühling den Willkommen getrunken. Überaus reizend war, auf des Gutsheeren Geheiß, der Eßsaal geschmückt. Er war völlig bezogen mit Schlehdorn, und selbst zwischen den Tellern, auf dem ganzen Tisch, lag zu Tausenden die zarte weiße Blüte. Es war ein feenhafter Anblick.

Nach Beendigung des Mittagessens hatte sich Alles in den Zimmern zerstreut. Gruppen bildeten sich, Gespräche zu Zweien, Wiederfinden Einzelner, die bei Tisch weit auseinander geseßen hatten. In Breides beide Zimmer zur ebuen Erde hatten sich die Raucher zurückgezogen, plauderten lebhaft, tranken stehend oder sitzend ihren Kaffee.

Breide hatte einen jungen, ihm näher befreundeten Dozenten der Kieler Universität unter den Arm gefaßt. Er fragte ihn, über welchen Gegenstand er zuletzt gesprochen und gelesen hätte. „Über ‚Die Erinnerung und den Schmerz‘ —“ antwortete ihm der Freund. „Über ‚Die Erinnerung und den Schmerz‘?“ fragte verwundert, gedehnt Breide; „in welchen Zusammenhang bringen Sie die Erinnerung und den Schmerz? Oder wollen Sie den Gegensatz entwickeln?“

„Erinnerung ist Schmerz; Erinnerung ist nicht ‚der beste Freund‘, wie es im Liede heißt.“

„Ich gebe Ihnen recht, Herr Doktor. Erinnerung ist ein facklicht Hemd, wenn wir es uns überziehen. Das Erinnern an schön verlebte Stunden bringt Wehmut. Die Erinnerung an Unglück, ausgestandne Qual ist gradezu unerträglich. Und doch zwingt uns jede Stunde, an traurige, an fröhliche Ereignisse zu denken.“

„Sie haben den Anfang meines Vortrages fast mit denselben Worten wiederholt,“ sprach der Doktor.

An den Baron trat ein Diener und machte ihm eine leise Meldung. Breide entschuldigte sich bei seinem jungen Freunde und verschwand.

Im Wintergarten saßen die verwitwete Majorin aus dem Nachbarstädtchen und eine ältere Gutsbesitzersfrau. Beide hatten sich ängstlich umgesehen, um keine Lauscher zu haben. Sie waren bald im tiefsten, sich überstürzenden Gespräch: „... und das ist das Unerhörte bei der Sache, daß sich der Baron nicht die geringste Heimlichkeit aufzuerlegt“ ...

„Aber ich bitte Sie,“ redete die Majorin, „ich bitte Sie: das nennen Sie keine Heimlichkeit, wenn bei Nacht und Nebel der Wagen zur Station fährt? Und dort warten die Insassen in der Chaise, bis der Zug heranbraust, um dann schnell im Abteil zu verschwinden.“

„Hat man gesehen, Liebe, wer denn eigentlich gestern mit dem Zuge nach Süden weiterfuhr?“

„Ich denke doch. Alle Welt spricht davon: eine ältere, zwei junge Damen und ein Kind.“

„Zwei junge Damen auch,“ rief entsetzt die Gutsbesitzerin. „Das ist ja nicht möglich. Und doch, es ist ihm Alles zuzutragen. O, die arme, arme Baronin“ . . .

„Sie natürlich weiß von nichts, wie immer. Es geht in der That nicht länger. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht.“

In diesem Augenblick traten zwei junge Damen in den Treibgarten, um ihre Herzensgeheimnisse auszutauschen. Die Majorin und die Gutsbesitzerin standen mit stiller But auf und entfernten sich. Es war ein so schöner Platz gewesen.

Breide hatte sich auf einige Minuten in den Garten gestohlen. Die Stirn war ihm so heiß: Erinnerung, auch die süßeste, ist ein stachlicht Hemd, wenn man es überzieht . . . Und zwei große dunkle Kinderaugen, seine eignen, hatten fort und fort ihn heut bei Tische angeschaut; sie hatten ihn gequält . . . Und heute Abend endlich wollte er das Geheimnis Heilwig offenbaren, wollte ihr zu Füßen liegen; und wenn sie vergab, und — wenn — sie — seinen — Sohn, der nicht ihrer war, ins Schloß nehmen wollte, ihn erziehen . . . Es war die furchtbarste Zumutung an ein Weib. Aber es mußte geschehen . . . Und wenn er, nicht roh, nicht polternd, alles erklären würde, wie es gekommen; wenn er ihr sagen würde, daß ihr Fühzorn ihn so oft aus Wittenensee getrieben, auf Tage, auf Wochen, um Zerstreuung zu suchen . . . und daß er einmal in seiner Abwesenheit ein saustes, kaum je ein Wort sprechendes Mädchen gefunden habe, mit der er so glücklich gewesen sei; die ihn nie gequält hätte mit Launen und heftigen Auftritten . . . und daß es ihr Knabe sei, den sie ihm sterbend in den Arm gelegt . . .

Im Garten schlug die Nachtigall. Jasmingeruch durchzog ihn. Breide stand unter einem frischherblühten Kastanienbaum . . .

Da hörte er aus dem Musiksaal (die Fenster waren weit geöffnet) Gesang. Detlev Hummelsbüttels (die Brüder hatten der Einladung Folge geleistet) ihm von früher her bekannte schöne Stimme sang hinreißend das wundervolle Lied von Robert Franz und Lenau:

Wie sehr ich dein, soll ich dir sagen;
Ich weiß es nicht, und will nicht fragen.
Mein Herz behalte seine Kunde,
Wie sehr ich dein im Grunde.

O still, ich möchte sonst erschrecken,
Könnt ich die Stelle nicht entdecken,
Die unzerstört für Gott verbliebe
Beim Tode deiner Liebe.

Er hatte es leidenschaftlich und schnell gesungen, wie das Lied gesungen werden muß; nur die letzten Worte „deiner Liebe“ mit grenzenloser Hingabe, in ein tiefschmerzliches Adagio fallend.

Während des Gesanges hatte Breide unbemerkt im Dunkeln in den Saal sehen können, und hatte mit Staunen, dann mit plötzlicher Eifersucht gesehen (war es Täuschung?), wie die Augen Detlevs länger als nötig die Augen Heilwigs hielten, und wie Heilwig ihnen nicht ausgewichen war.

Breide stöhnte. Noch heute, nach wenigen Stunden, wenn sich alles entfernt hatte, wollte er sich seinem Weibe entdecken, ihre Versöhnung erslehen, sich nie mehr von ihr trennen . . .

Der kleine Instigrat Möllwind war leise angetrunken. Das war ihm seit vierzig Jahren nicht geschehen. Aber freilich, Breides berühmter Palus — Bordeaux noir — ging so leicht in die Adern. Dort fuhr er erst so hübsche Schifflein mit allerlei Flaggen und Feuerwerk und Musik und Girlanden; dann aber wurden die Schifflein bald zu schweren, schweren Kolossen, und aus den Kolossen entstanden wieder allerlei merkwürdige Gedanken-Figuren, und diese Gedanken-Figuren trieben dann lässig hinaus durch „das

Gatter der Zähne“ . . . Allerlei, was sich sonst auf tiefstem Herzensgrunde vielleicht für immer verankert hatte, schwamm nun leicht an die Oberfläche . . . Ei, ei, der lustige, so kluge, kluge kleine Justizrat, der sonst so äußerst vorsichtig mit jedem Worte war, auch in der sprudelndsten Erzählung, stand heute im Kreise einiger Herren und sprach tausend Grundsätze und Lebensregeln aus, die sonst von ihm wohl jeder als in seinem Innern feststehend wußte, aber niemals geglaubt hätte, daß er sie auch im tollsten Rausche preisgeben würde.

„ . . . I was! was ist das Leben? Eine einzige große Quälerei, ohne Sinn, ohne Verstand; oder hätte es den Sinn, daß der das Leben versteht, der die Andern totschlägt, bis er ganz allein, schrankenlos über die Erde schreitet? Aber unser ewiger Drang nach Gesellschaft, nach andern Menschen . . . von allen Seiten in jeder Sekunde bedroht, müssen wir stets mit gefrallten Fingern stehn, meine Herren, immer bereit, den Angriff abzuschlagen . . . i, was kann da sein . . . immer den Menschen ins Gesicht mit den Stiefelabsätzen, sonst fühlen wir selbst die Hacken dieser Lieben . . . Keine Rücksichten, keine Rücksichten, meine Herren . . . Ja, so hab ichs gehalten bis jetzt. Bis hoch in meine zwanziger Jahre hinein war ich ein dummer Kerl, der sich alles gefallen ließ — dann wandte sich die Sache. Ich sagte mir: entweder jetzt eine Kugel in den Kopf, oder du wirst auch einmal ein Mensch: also Heuchler, herzensroh, Egoist. Und es gelang mir vollständig. Bald ging alles vortrefflich . . . Und dieser ganze Unsinn: schließlich gilt das alte Wort: ein gutes Diner, eine gute Zigarre: der höchste Genuß . . . Mark Aurel“ (sprach der Justizrat, gänzlich unvermittelt überspringend, wie er denn seine sonst so haarscharf folgerichtigen Gedanken in keiner Weise mehr bei einander hatte) „Mark Aurel lieb ich sehr, aber der Gute hat ja nichts, gar nichts gehabt. Da ist zum Beispiel die sogenannte Liebe . . . die einzige Philosophie des Weisen ist: Ruhe haben . . . und das verstanden Mark Aurel

und Goethe. Alles, alles abtun, was uns stört . . . Ja, die sogenannte Liebe. Mein Gott, wie lassen wir Männer uns quälen. Unsinn, sag ich, Unsinn. Der Hunger und die Liebe erhalten das Getriebe. Nun ja, richtig! Den Tribut, den wir an die Natur zu zahlen haben —“ Der Justizrat wurde cynisch, so cynisch, als spräche er wie ein Fähnrich unter Fähnrichen. Der hellblaudäugige, junge Pastor Tröster mit seinem guten Herzen und mit seinem scharfen Verstande, der auch unter den Zuhörern gestanden, hatte schon seit geraumer Zeit den Kreis verlassen, sich in eine Mappe mit Kupferstichen vertieft und war dann, ohne Aufsehen, in ein Nebenzimmer getreten. Und nun tauchte der kleine Justizrat wieder aus dem Sumpfe hervor — „Nein, nein: Schlaueit und Schonungslosigkeit unsern geehrten Mitmenschen gegenüber — *always excepted the present company*“ fügte er artig hinzu, „das ist das einzige, und dann — ein vortrefflich zubereitetes Diner und eine vortreffliche Zigarre darauf. Alles Ubrige —“

Im Nebenzimmer, wohinein Pastor Tröster geraten war, als ihn der Justizrat vertrieben hatte, hielt das Gespräch über die literarische Bewegung der Gegenwart lebhaftes Hin und Her im Schwunge. Just endete ein Gymnasialdirektor:

„. . Und so wäre nur noch Gustav Freytag der einzige, der unsrer Jugend empfohlen werden kann.“

Ihm antwortete, ein wenig heftig, ein „sein Geld lebender“ Graf Heesten, der auf einem Nachbargut wohnte, und der zu den fünfhundert bis tausend Männern gehörte, die sich von den siebzig Millionen Deutschen der Mühe unterziehen, nur Kritiken einzusehen über solche Bücher, die von ihnen vorher selbst gelesen sind. Er war zu erschreckenden Aufschlüssen gekommen.

„. . Was bringen Sie die Jugend wieder vor, Herr Geheimrat,“ antwortete der Graf; „für die Jugend genügt das Allerbeste nicht. Das ist der bekannte Satz. Aber Sie wollen doch nicht ganz Deutschland in Bezug auf die zu

lesenden Bücher als Tertianer und Konfirmandinnen behandelt wissen? Und wenn Sie mir tausendmal einwenden (oder habe ich Sie vorhin nicht recht verstanden), daß gar zu leicht unsern Kindern Bücher in die Hände fallen, die sie verderben können, dann würde schließlich Deutschland einfach in eine Nürnberg'sche Spielzeugschachtel hineingehören. Wir alle, die wir hier stehen, (Sie, Herr Geheimrat, und ich unausgeschlossen) haben wir alle nicht in den Büchern unsres Vaters, oder wo immer, Verbotenes gelesen? . . . Dann schaffen Sie doch zuerst die Bibel aus den Augen der Kinder, oder lassen Sie wenigstens die zahlreichen menschlichen Stellen aus dem heiligen Buch entfernen!" . . .

„Wohin sind wir gekommen,“ fuhr der Graf lebhaft fort. „Ich habe meine Mühe in die Luft vor Freude geworfen, als ich Karl Bleibtreus ‚Revolution der Literatur‘ las. Das war eine Tat, wie sie seit Hutten's und Luther's Zeiten nicht geschehen ist; Verzeihung, wenn ich übertreibe, aber —“

„Erlauben Sie mir, Herr Graf, wenn ich dagegen spreche,“ fiel der Gymnasialdirektor ein. „Ein solches aberwichtiges Buch wie Bleibtreus ‚Revolution der Literatur‘ ist mir bisher nicht vorgekommen. Männer wie Heyse und Storm wag't er zu beurteilen. Unsere größten Dichter: Wilhelm Jensen, Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Meyer erwähnt er kaum oder gar nicht“ . . .

„Ich gebe Ihnen völlig Recht, Herr Geheimrat, und würde, wenn wir näher eingingen auf die erwähnte Broschüre, vielleicht in manchem mit Ihnen übereinstimmen — aber lassen Sie mir eins! Und das ist meine jauchzende Freude über Karl Bleibtreus *Mut*. Mut hat immer etwas Köstliches. Ob ich sehe, wie einer den wild eingefangenen Mustanghengst besteigt, um ihn zu zähmen, oder ob Karl Bleibtreu, mit offnem Bistier, mit eingelegter Lanze, mit stürmischem Hurra sich in den jammerhaften Schund stürzt, den wir Deutschen schöngeistige Literatur nennen. Und mußte er nicht wissen, daß ihm tausend, viel tausend Giftbecher ge-

mengt wurden, als seine Broschüre in die Welt ging? . . . Nein, nein, Herr Geheimrat, 100 000 Cheers für Karl Bleibtreu, für Karl den Bühnen! . . . Immerhin, jeder hat seine Ansichten. Und Bleibtreu wird der letzte sein, der nicht die Meinung Anderer gelten ließe. Aber das ist es, und ich wiederhole es, daß er sein Schwert geschwungen hat gegen alle die Perückenhäupter . . . Wohin immer mehr drängte sich unsre schöngeistige Literatur? Schließlich hätte jedes geschriebne Buch den Regierungen abgeliefert werden müssen, damit der Provinzialschulrat sein endgültiges Urtheil gäbe — vielleicht in dem Sinne, daß er sich die ganze Welt als ein Seminar gedacht hätte. Dann wäre nur das in unsre Hände gekommen, was ein Seminarist lesen darf“ . . .

„Haben Sie übrigens, meine Herren,“ wandte sich der Graf an den ihn umstehenden Kreis, „haben Sie Wilhelm Jensen's herrlichen Roman ‚In der Fremde‘ gelesen? Niemals noch ist uns Deutschen in so, soll ich sagen: erschütternder Weise gezeigt worden, wie viehisch oberflächlich unsre Bildung in der höheren Gesellschaft ist. Nebenbei gesagt, ist die niederträchtige Gemeinheit und Herzensroheit der kleinen Städte vollendet gegeben“ . . .

Als wenn die eben erwähnte Schilderung aus Jensen's Roman ‚In der Fremde‘ ins wirkliche Leben getreten wäre, so unterhielten sich in einer Fensternische die alte Gräfin Nachtthau und die nicht ganz so alte Freifrau von Morgenschnee:

„Denken Sie, liebe Gräfin, was mir gestern begegnen muß. Ich gehe bei der Mehling'schen Buchhandlung vorbei und sehe im Ladenfenster ein Buch: ‚Der zerbrochene Krug‘, Lustspiel von Heinrich von Kleist. Ich gehe in die Handlung, um es meiner Tochter zu kaufen. Heute Morgen durchblättere ich das Drama, und finde . . . ja finde Abscheulichkeiten und Unanständigkeiten darin, daß ich das Buch schnellig verschloß.“

„Ach, selbst der Adel also, liebe Baronin! Ist dieser

Kleist aus dem Garziner Hause oder von der Schwiebusser Linie?"

„Ich kann es nicht sagen, wo dieser junge Dichter geboren ist. Ja, selbst der Adel, das mögen Sie wohl sagen . . . Natürlich glaubte ich, daß es ein so harmloses Lustspiel sei, wie wir sie täglich auf unsern Bühnen sehen.“

„Es wird Zeit,“ antwortete die Gräfin, „daß wir endlich in die Zucht wieder hineinkommen . . . Aber wäre der junge Dichter nicht noch zu retten? Ich muß erfahren, wo er wohnt. Vielleicht hat die Familie noch auf ihn Einfluß. O, in welche Zustände sind wir geraten. Gott helfe, Gott helfe“ . . .

Wagen auf Wagen fuhr vor die Rampe, lud ein, und zog in die Nacht zum Eisenbahnhaltapunkt, zu den Gütern und kleinen Städten der Nachbarschaft.

Auf der Treppe sagte der Graf dem Landrichter Marcussen, daß ihn Detlev Hummelbüttel stets an den „Dämon“ von Vermontow erinnere. „Haben Sie ihn gelesen, Herr Landrichter?“

„Verndorf? Verndorf?“ antwortete dieser. „Ich hatte noch gestern ein Schreiben von ihm. Sie sprechen doch von unserm Rechtsanwalt Verndorf in Kiel? Ich wußte nicht, daß der Bücher schreibt.“

„Nein, ich meinte Vermontow.“

„Kenne ich nicht, Herr Graf, kenne ich nicht.“

Nun fährt der letzte Wagen vor, und der dicke, dumme Baron Schwynkuhlen, sehr betrunken, wird hineingehoben. Er lallt von den bevorstehenden Wahlen . . . Seine letzten Worte sind: „Na . . . aber der kleine Justizrat . . . wird der aber morgen . . . einen Brummschädel . . . haben.“

Wagenschlag zu. Ab . . . und bald ist Totenstille in Hof und Schloß.

Nur Heilwig saß noch auf in ihrem Ankleidezimmer. Sie hatte einen langen weißseidenen Schlafrock angetan. Die Jose war entlassen. Sie saß und grübelte. Leicht schrak sie empor, als plötzlich Breide vor ihr stand.

„Ich habe richtig vermutet, Heilwig, daß du noch nicht zur Ruhe gegangen bist. Weißt du, daß es zwischen drei und vier Uhr ist? Die Vögel recken schon die Federn, die Weiden, die Köpfe, und überall schon klingt und zirpt und flötet und gluckst und schluchzt es . . . Darf ich die Fensterläden öffnen? Ist es dir genehm? Wir haben den denkbar schönsten Frühlingsmorgen“ . . .

Die Baronin nickte leicht, und der Rittmeister ließ die klare, frische Luft herein. Die Lampe erlosch.

Nun sprachen die Ehegatten über die Gesellschaft. Und alles das wurde in Kürze gegenseitig erzählt, was an den Gästen, an kleinen Ereignissen während des Abends aufgefallen war und sich begeben hatte. Beide spürten keine Müdigkeit.

„Was hältst du von Detlev, Heilwig?“

„Ich war erstaunt,“ erwiderte Frau von Hummelbützel, „ihn plötzlich als Sänger zu entdecken. Jedem andern hätte ich das eher zugetraut. Er hat ja eine wundervolle Stimme. Wie ist es möglich, daß sich die bei allen seinen Abenteuern erhalten haben kann?“

„Störte dich nicht seine Narbe beim Singen?“

„Keineswegs. Wir brauchen ihn ja auch nicht am Flügel anzusehn.“

„Aber ich sah dich doch vom Garten, wo ich einige Minuten Luft schöpfte, recht sehr in sein Gesicht vertieft.“

Heilwig lachte. Es war ein reizendes, silberhell klingendes Lachen. Zwei Reihen kleiner, dicht an dicht stehender wagrechter Zähne wurden sichtbar. Der vierte in der obern Reihe, links, war ein ganz klein wenig abgestoßen.

Auch Breide lachte. Dann aber, ernst werdend, sprach er seiner Frau die Abneigung, die fast unerklärliche Abneigung aus, die er von jeher gegen Detlev empfunden habe. „Er ist mir als ein altes Weib immer erschienen. Ich kann mir nicht helfen. Und doch, wenn du dir seinen dunkelbraunen Vollbart auf die Brust verlängert denkst, und die-

sen in fünf, sechs kleinen Flechten, so hast du kein altes Weib, sondern einen altassyrischen König vor dir . . . Ich mag ihn nicht; ich hasse ihn. Und auch er, glaub ich, ist mir nicht ganz gewogen."

"Das versteh ich nicht," erwiderte scherzend die Baronin. „Zum mindesten find ich ihn interessant."

"Ich störe dich, Heilwig, und wir wollen uns zur Ruhe begeben. Ich war eigentlich gekommen, um dir — um dir etwas — zu erzählen . . . dich um etwas zu bitten. Aber nun hab ich alle Stimmung verloren. Gute Nacht, Heilwig. Wir wollen so wie Liebesleute von nun an leben, wie in unsrer ersten Zeit. Du bist es doch, nur du allein. Morgen also sag ich dir mein — kleines — Geheimnis."

"Nein, nein: jetzt, Breide, jetzt. Du bist so aufmerksam, so gut heut Morgen. Ich habe alle Müdigkeit verloren. Sprich dich aus, ich bitte dich; du ahnst es nicht, wie froh mein Herz klopft. Laß kein Geheimnis zwischen uns sein, nicht das schwerste, nicht das kleinste. O, alles, alles wird ja gut."

Die Morgensonne küßte das dunkle Haar der Baronin. Ein Hänfpling sandte seine süßen Lieder aus dem Garten. Heiliger Friede allüberall.

Und wie ein Sünder, ein tief bereuender, kniete Breide vor seiner Frau und sah zu ihr empor. Ihre Hände glitten sanft über seine Stirn.

"Öffne mir dein Herz, Breide — und vergeben hab ich dir schon jetzt."

Und als sie ihm tief in die braunen, halb im Schlaf halb im Leben stehenden Augen sah, fiel es ihr auf, daß sie ihn niemals so gesehen: In seinen Augen, das entdeckte sie nun plötzlich, lag eine Welt, die sie bisher nicht gekannt hatte.

Das ganze Gemüt ihres Mannes wurde ihr mit einem Mal klar. Er war anders geartet als seine Umgebung. Das sah sie nun erst. Aber der ab und zu auftretende

Zug bei ihm zur Noth. Da fiel ihr seine Altermutter, die Leibeigne, ein . . . Vererbung . . . geistige und körperliche . . . Plötzlich zeigt sie sich wieder; vielleicht hat sie zwanzig, dreißig Geschlechtsfolgen übersprungen . . .

Und Heilwig sah ihrem Manne in die Augen, und sie beschloß, sich alle Mühe zu geben, ihn zu verstehen, ihn an sich heranzuziehen: dann mußte sich alles noch zum Guten wenden.

Breide hatte die Stirn auf ihre Kniee gelegt. Die Baronin lehnte das Haupt zurück. Des Rittmeisters Stimme klang wie ein gleichmäßiger ruhiger Tropfenfall, wie das leise Rauschen eines schwachen Brunnleins in einsamer Grotte. Wie zu dem Seelsorger in der Ohrenbeichte, so sprach er zu Heilwig.

„In den ersten Jahren unserer Ehe wurde ich über die Maßen erschreckt durch deine Hestigkeitsanfälle. Sie verwirrten mir fast die Sinne. Du weißt, daß ich auf Tage, auf Wochen floh. Ich war dann gewöhnlich in Berlin bei Freunden. Hier“ — das gleichmäßig rauschende Brunnengeplätscher hörte einige Sekunden auf — „hier machte ich die Bekanntschaft eines jungen Mädchens, das mir durch sein hingebendes, sanftes, stilles Wesen wohlthat . . . gegenüber deinen furchtbaren Wutausbrüchen“ . . .

Das Brunnlein verstummte.

„Rede weiter, Breide, rede weiter,“ klang die Stimme Heilwigs wie aus einem Gewölbe.

Und durch die Erzählung Breides klang das süße Kindergeplauder des Hünflings.

„Dieses stille, sanfte Mädchen,“ fuhr der Baron fort, „legte mir ein Söhnchen in die Arme“ . . .

„Wann,“ sprach eine rauhe Stimme ruhig, die Stimme Heilwigs.

„Vor fünf Jahren.“

Und in fliegender Hast, den Kopf vorgebeugt, die Augen weit auf Breide geöffnet, dessen Stirn noch immer auf

ihren Knieen lag, fragte sie: „In demselben Jahr, als unser kleiner Kai geboren wurde?“

„Ja, Heilwig.“

Und sie sank wieder zurück, und es war wie zuvor. Kalt, langsam, ruhig bat sie:

„Erzähle weiter, Breide, rede weiter.“

„Die Mutter starb bei der Geburt des Knaben.“

„Und dein Sohn?“

„Lebt . . . Nimm ihn auf; wir haben keine Kinder; laß ihn auch dein Sohn sein“ . . .

Es war einen Augenblick so still . . .

Als endlich Breide zu seiner Frau emporschaute, erkannte er ihr Gesicht nicht mehr. Als war es mit dickem weißem Puder, mit einem zarten Mehlteig überzogen. Die Augen lagen völlig geschlossen.

Der Rittmeister sprang in die Höhe. Kannte er — wußte er, was kommen würde? —

Dann drang ein einziger gellender Schrei aus dem Zimmer in den Garten hinaus, daß die Vögel innehielten . . .

Und vor Breide, am Fußboden ausgestreckt, lag sein zuckendes Weib. Sie redete irre; auf den weißen Lippen stand Schaum.

Breide wußte, wie ungefährlich dieser Zustand war; aber er erregte jedes Mal sein äußerstes Grauen und Entsetzen. Ihr ein Kissen unters Haupt schiebend, riß er an der Klingel und übergab der bald darauf eintretenden alten Dora, der langjährigen Schaffnerin im Schlosse, die Kranke. Sie kannte die Mittel zur Erholung und wußte die Baronin mit liebevollster Sorgfalt zu behandeln.

Breide aber stürzte auf sein Zimmer, und sich anklagend, daß er wieder rauh und roh mit der Sprache herausgekommen sei, daß er die Baronin auf den Tod gekränkt habe, daß er niemals wisse, in das Frauenherz zu schauen, warf er sich in einen Stuhl und schluchzte: „Mein Weib, mein Weib“ . . .

Viertes Kapitel.

Es war am andern Tage die Zeit, daß grade die Dämmerung einsetzen wollte. Auf dem kleinen Eisenbahnhaltepunkt Langstedt ging das tägliche Leben, ohne Unterschied, seinen Weg. Nur daß heute vielleicht auffiel, daß sich zuweilen Gruppen, namentlich von alten Weibern, bildeten, in denen lebhaft hin und her gesprochen wurde. Sonst war der alltägliche Gang: Schweine, Schafe, Rindvieh wurden mit großem Geschrei in die auf Nebengleise geschobnen Wagen hineingepfercht zum Versand. Die Wochenwagen kamen von den benachbarten Landstädtchen. Kofferträger und Fuhrleute gingen mit Frachtbriefen ein und aus in den Betriebszimmern. Vor den an den Wänden hängenden Fahrplänen stand hin und wieder ein mit dem Zug Wollender und ging mit dem Finger die Zahlen hinunter, bis er die richtige Stelle gefunden hatte. Klingklang, dann näher: klingklang, dann auf der Station: klingklang, dann entfernter: klingklang. Nun brauste ein Schnellzug durch. Die Abtheile erster und zweiter Klasse waren meistens verhängt mit grün- oder rotseidnen Vorhängen in den verschossensten Farben. Die Insassen schliefen: sie waren auf der Durchfahrt von London, Paris, Wien, Berlin nach Kopenhagen und Stockholm. Und wieder klingklang; der Abläuter ging an die Glocke und gab durch dreimaliges Anschlagen das Zeichen, daß der fällige Sieben-Uhr-drei-Minuten-Zug nach Sünden herannahe. An die Schienen brachten die Kofferträger Gepäck. Aus dem Postgebändelchen wurde der gelbe Karren herausgefahren durch den Paketbeförderer. Der Bahnhofsvorsteher mit der roten Mütze erschien. Ein Handlungsreisender, der die umliegenden Ortschaften besucht hatte, ging wartend auf und ab. Er freute sich augenscheinlich, daß er noch heute Abend in Hamburg ein Stündchen ins Tügelangel gehen konnte, um die unvergleichlichen Leistungen am Trapez und die Fahrt am Drahtseil zu bewundern, die, an den Zähnen hängend, die dicke Miß Wanda mit anscheinend

spielender Leichtigkeit ausführen würde; dann dachte er noch einen Besuch bei Emma Thiele-Bürgershausen und ihren Sängerinnen zu machen. Ein unendlich alter Jagdhund, der dem Gütermeister gehörte, wackelte vornehm überall herum, wie er es nun schon seit so vielen, vielen Jahren getan hatte. Die einzelnen braunen Flecken seines Felles waren aber gänzlich weiß punktiert durch seine Methusalemität. Seine Rute hatte er vor langer Zeit einmal durch das Darüberwegfahren eines Zuges eingebüßt. Seit jener Stunde ging er nie mehr über die Schienen. Ja, dieser gute Rüter hielt sich für den Herrn des Eisenbahnhaltepunktes Langstedt. Mürrisch, mit zuweilen etwas verzogener Schnauze, ging er in einer Art von Paßgang durch Vieh und Menschen. Andre Hunde beachtete er nicht mehr: sie waren ihm unter seiner Würde.

An einem Geländer des Viehhofes lag ein gänzlich betrunkenner Chausseesteinklopfer. Die Kniee hatte er emporgezogen. Das edle Haupt des Greises ruhte in schiefster Haltung mit offnem Munde auf seinem Handwerkszeug. . . Und so weiter, und so weiter, wies eben auf den kleinen Anhaltepunkten täglich und stündlich zu beobachten ist.

Neben der Bahnhofschenkstube lag das Wirtshaus „Zur bunten Kuh“. Dieser Gasthof war stets gefüllt. Badder und Mudder Hansen besorgten ihre Gäste in jeder Weise zufriedenstellend.

In dieser Kneipe hatte in derselben Stunde Mutter Hansen die Gäste einen Kreis um sich bilden lassen. Das gewöhnliche Gespräch von Schap, Swin und Roh war ausnahmsweise verstummt. Selbst die Statspieler hatten die Karten niedergelegt, was bei diesem „teutschen“ Spiel viel sagen will. Nur das hübsche, etwas launige, „mit das Schnänzchen ein bißken vorweggige“ Schenkmamsellchen Anna hantierte in der Stube umher, wischte die Tischplatten ab, rieb unten die Grogz- und Biergläser, und guckte häufiger, als es ihr sonst die Zeit erlaubte, aus dem Fenster nach einer Gegend, wo sich eine Mühle drehte. „Mein

Liebster ist im Dorf der Müller" — summte sie vor sich hin. Sie hatte ja selbst Alles heute Mittag miterlebt und gesehen, was jetzt Mutter Hausen zum so und so vielen Male vortrug. Mutter Hausen aber erzählte:

„Ich stunn gerade in de Husdör. Hinnerk kām vorbi, und ich segg em, he schull de Dirns tom Eten ropen. Wat wār dat fōrn fein Werr (Wetter). Ich sāk (sah) na de Riin laugs dat Schündach, da wārn lütte Kattens (Kätzchen) in und spelen dor, und ich segg (sagte) . . . un de lütten Spreen (Staare) makn Spicktafel, un kunn ni unner de Dachtegel rin fōr de Kattens. Ich segg . . . na nu kief ich man abers de Weg lang. Wats dat, segg ich. Is't 'u Fruensmīnsch? Ich segg, dor kummt en her, upt Huns to. Min Gott, ich dach, du bist doch nich dhun. Ich flōg man so an alle Glieder . . . de Baronin ut Wittensee stunn mi gegenōver. Wo sāk se ut! Na, ich segg, dat helpt allens nir, se is krank. Ich segg to ehr: Fru Baronin, kummen Se man blots herin in min Stuv. Un ganz willi lat se sīck rīnsōhrn. Dor sāk ich ehr erst an: wo sāk se duch ut! Se harr keen Hot up, harr keen Mantel an. Ich dach mi glick, wat harrn wull de Mīnschen dacht, de ehr begegnet wārn . . . Und se wār so sachen (still), und segg gar nir, un fall mi um de Nack. Ich leg ehr up min Bett, un wull gahn, un na Wittensee un na Doktor Rōster to schicken. Abers se wull mi ni gahn laten. Na, un kām de ol Trien ock an, un ich segg: Bliv man'n Ogenblick hīr. Ich kam fir wedder. Als ich nu, ich segg, as ich nu Hinnerk ropen wull, Hinrich Glas kām gerade von de Mōhl, ich segg, as ich Hinnerk ropen wull, kēf ich ut de Dör, da sust een an upn blanken Perd. Und dat wār Baron Breide. Na nu, segg ich, fallt de Himmel in. Wats d o r los. Un dor stunn ock all de Baron vōr mi, un nu kām dat man all asu Watermōhl herut: „Haben Sie meine Frau gesehn? Die Leute sagen . . . sie ist hier längs gegangen' . . . Ja, segg ich, Herr Baron, de Fru Baronin is bi mi. Se is krank, abers hem Se man keen Angst. Dat treckt sīck allns

wedder torecht . . . Na, nu föhr ick em in de Stuv, un wull rut gahn . . . ick seh man, dat se em mit de Hann (Hand) afwunk; se wull em nich spreken. Un he leg up de Knee vor ehr, un ween, und segg man blots: Min Heilwig, min Heilwig . . . Un as ick rut wår un de nischirigen Dirns an de Arbeit jag, da hör ick man blots noch, dat he ween. Und ick dach, wa kann dat angahn, wat is do eenmal los ween (gewesen). Un de Lüd stunn all tohopen vör de Döhr un in de Gaststuv . . . Da kām de Tog an vun Alt'na . . . Ick keek dor man ganz in Gedanken hin, de Schrecken wår mi so uyt Hart fulln . . . Da steg 'n Dam ut Kupee, gev ehr Saken af . . . Min Gott, segg ick, dat's ja de Fru Fürstin Trauttenberg, dat's ja uns Wulshilde, Baron Breide sin Swester . . . Un ick har allens vergeten — wo harr ick doch de Kraft her — und flög man so up ehr los, und segg ehr: Nu ward jo allns god, allns god. De Fru Fürstin frög noch, wat ick seggen wull. Un ick vertell ehr dat, wat ick sehn hev. Da wår se'n Ogenblick ganz still; un so as se immer is, lat se sück vun mi hinföhrn . . . Und wat wår dat förn Freid, as de Baron ehr sah: Es gibt einen Gott, röp he ut, soust stündest du nicht bei mir in diesem Augenblick. De Fru Fürstin wår nu, as se immer is, ganz ruhi; se segg kum'n Wort, holl de Baronin an de Hann, keek ehr sachen in den Ogen . . . Na, ick much ni mehr in de Stuv ween . . . In uns grote Chaise sünd se denn ock wedder na Wittensee torück föhrn . . . De Baron, as se afföhrn wulln, he drog de Baronin sülben in'n Wagen, wår noch gau (schnell) mal in de Schenkstuv, und drink sik'n Seidel Beer, un seggt to alle Lüd: Ach, seggt he, min Fru is so krank; wat hev ick mi versährt (erschrocken); aber's dat treckt sich allens wedder trecht. 'Wolltest du nicht einsteigen, lieber Breide?' röp dor de Fru Fürstin."

* * *

Zur selben Stunde ging in seinem Arbeitszimmer auf Bredeusfleth Henning, schneller als er es gewohnt war, hin

und her. Er schien tief empört zu sein. Zuweilen schlug er die Bibel auf und las minutenlang in ihr. Lesage trat ein und meldete: „Herr Pastor Tröster.“ „Ich bitte.“ Und gleich darauf trat der sanfte, ernst blickende kleine Prediger durch die Thür.

Henning empfing ihn beinahe unterwürfig: „Ich habe Sie bitten lassen, Herr Pastor, in einer Angelegenheit, die mich seit heute Mittag unausgesetzt beschäftigt. Sie sollen mir raten und helfen, mein Beistand sein, womöglich selbst eingreifen. Sie wissen, um was es sich handelt?“

„Ich vermute, Herr Graf“ . . .

„Ja, um den Skandal handelt es sich, der durch das unwürdige Benehmen meines Veters Breide verursacht ist . . . Heut Morgen erst höre ich das Abenteuer, um mich sehr, sehr milde auszudrücken, von Schierhagen; und heute Mittag bringt mir der alte Kramer, der zufällig auf der Station war, die Nachricht von dem Unerhörten, das sich in Langstedt zugetragen hat. Ich bitte Sie: die Baronin, barhaupt, mit zerrissenen Kleidern, wie wahnsinnig redend, geht, nein, läuft von Wittensee zur Haltestelle. Welch unglaubliche Dinge müssen auf dem Schloß vorgefallen sein. Wenn ich gestern eine Ahnung gehabt hätte . . . O, es ist unwürdig“ . . . Und heftiger, rascher redend fuhr er fort: „Ich bitte Sie, Herr Pastor, nächsten Sonntag von der Kanzel herab öffentlich, mit Namensnennung, die Schande meines Veters zu brandmarken. Wittensee gehört zu Ihrem Sprengel.“

„In Familienangelegenheiten kann ich mich nicht einbringen, Herr Graf; und außerdem würde ich mich nicht herbeilassen, auch wenn mir höhern Ortes der Befehl zuginge, Rügen dieser Art in meiner Kirche während der Predigt auszusprechen.“

„Ich nehme die Schande meiner Familie auf mich . . . Aber gut, gut . . . wenn Sie nicht den Mut haben“ . . .

„Den Mut haben, Herr Graf, den Mut haben?“

„Ich denke, Sie, als Mann Gottes, haben keinen Unterschied zu machen zwischen vornehm und gering oder reich und arm.“

„Das habe ich sicher nicht . . . Aber in diese Sache mische ich mich nicht; es sei denn, daß ich von Wittensee gerufen würde. Dann will ich freudig das Wort der Liebe meines Herrn und Heilandes verkünden und meinen Gott bitten, daß er mir Kraft geben möge, das Rechte zu finden und zu sagen. So lange aber eine Aufforderung von den Beteiligten nicht an mich gelangt, werde ich jeden Schritt unterlassen, der —“

„Dann werd ich selbst nach Wittensee fahren.“

Am andern Morgen um zehn Uhr stand Henning vor seinem Vetter Breide in Schloß Wittensee.

„. . . Und welcher Grund, wenn ich fragen darf, Henning, führt dich zu mir . . . was verschafft mir die Ehre eines so frühen Besuches?“

„Ich kam deinetwegen, Breide.“

„Du bist sehr gütig; was denn ist es“ . . .

„Die skandalösen Auftritte hier und in Schierhagen, die gestern und in den letzten Tagen —“

„Ich muß dich bitten, Henning —“

„— die gestern und in den letzten Tagen gewesen sind —“

„— die jedenfalls doch dich nichts angehen!“ . . .

„Und wenn sie mich nichts angingen, wenn nicht unsere Familienehre dadurch aufs äußerste verletzt wäre —“

„Ich muß dich bitten, Henning —“

„— so stehe ich hier im Namen Gottes, der dir befiehlt, von solchen Schändlichkeiten abzustehn“ . . .

„Wißt du von Sinnen?“

„Im Namen Gottes und unsers Herrn Jesu Christi“ . . .

„Halt nun, Henning. Ich hab genug. Hast du weiteres mir nicht anzurichten als die Befehle Gottes, dann bitte ich dich, es genug sein zu lassen. Ich bin nicht in der Laune, weißt du, Kindereien —“

„Der Zorn des Herrn wird dich treffen.“

Und plötzlich, in etwas gemäßigtem Tone, fuhr Henning fort:

„Es ist ja nirgends ein Geheimniß, daß du stark verschuldet bist, daß du Wittensee nicht länger halten kannst“ . . .

„Was solls?“

„Ich will es dir abkaufen.“

„Nimmermehr!“ rief Breide stolz.

„Ich will auch deine Schulden bezahlen, wenn du mir versprichst, außer Landes —“

„Eher an den Schandpfahl, als einen Pfennig je von dir. Hast du nicht genug an deiner Grafenkrone, die mir gehört? an deinem Fideikommiß, das mir zusteht? an Breidenfleth, auf dem ich Erbherr bin?“

„Sohn einer Leibeigenen!“ rief höhnisch, überlaut Henning, und von allen Wänden klang das Echo.

Wie von furchtbarem Schwindel ergriffen, tastete Breide mit den Armen in der Luft. Dann schwankte er und fiel, die Hände vors Gesicht schlagend, in einem Stuhl zusammen . . .

Henning aber war an die Thür zurückgetreten und sagte in kaltem, hartem, nicht lautem Ton:

„Das Schandblut einer Leibeigenen tobt in dir und zwang dich zu dem Leben, das du führtest von jeher, daß du abwichst von adlicher Zucht und Ehre. Die einzige Eigenschaft, die ich an dir schätze, deine große Wahrheitsliebe, die ich mit dir gemeinsam habe, sie wird mir recht geben, wenn ich dir sage, daß ich von dieser Stunde an kein Mittel und keine Wege scheuen werde, um durch nen angestrengten Prozeß, und wäre es länger her als tausend Jahre, Wittensee in meinen Besitz zu erlangen. Du hast dich selbst entehrt, unsern Stamm; du hast Schande auf dich gebracht und dein gequältes Weib.“

Im nächsten Augenblick war Henning verschwunden.

In einer andern Thür des Zimmers stand Heilwig. Sie schritt langsam, wie feierlich, auf Breide zu, der sie nicht bemerkte. Bei ihm angekommen, neigte sich die ahnenstolze, hochmütige, das „Volk“ nie berührende Frau ihrem Gatten, und im liebevollsten Tone, alles vergessend, flüsterte sie ihm zu: „Verläßt die Welt dich, bleibt dir dein Weib und geht mit dir, wohin d e i n Schritt geht.“

Breide aber, verwirrt aufschauend, schlang um ihren Nacken seine Arme, lehnte sich an ihre Brust und rief schluchzend: „Heilwig, Heilwig, vergieb!“

Fünftes Kapitel.

Noch immer war es Frühling, noch immer schwammen die Tandaradei-Tage, wie sie Herr Walther von der Vogelweide nennt. Noch sangen die Vögel, noch fettete der Frühling nicht ganz in den Sommer hinein.

Es war ein schöner, wolkenloser Junimorgen.

In der Mitte des Parks von Wittensee lag ein einsamer Platz; eine breite marmorne Rundbank umzog ihn. Inmitten dieser grünte ein schöner englischer Rasen, in dem eine große längliche Malachitvase stand. Auf der Rundbank saß die Fürstin Wulffhilde Trautenberg und las. Unter ihren Füßen, trotz der Wärme des Tages, lag ein Panterfell gebreitet. Wie eine Dogaresa saß sie: Die klassische Schönheit ihrer Züge, die hohe Stirn, die nur edle, kluge Gedanken barg, der jedes schlechte Sinnen unnahbar abgewiesen wurde, beschatteten die Edeltannen hinter ihr. Das Malachitbecken schien die Tränke der Vögel zu sein; es war drollig anzusehen, wie sich ein Hänfling, halb flatternd, halb mit grade gestreckten Beinchen die glatte Fläche hinab-rutschend, Wasser holte. Eine Bachstelze eilte mit blitzartiger Geschwindigkeit durch die vom Nachregen stehengebliebenen Tümpelchen hin und her. Sie kämpfte unverdrossen gegen

einen dummen Mückenschwarm. Mit welcher Geschicklichkeit sie die Tierchen fing. Auch Wulshilde, von ihrem Buch aufsehend, beobachtete sie lächelnd einige Minuten. Dann senkte die Fürstin wieder das Haupt in die Blätter. Sie war vertieft in ein neues Buch, das von ihrer Heimat handelte:

Land und Leute Schleswig-Holsteins.

. . . Und noch heute liegt das Ländchen abgeschlossen wie eine Insel. Ein großer grauer Vogel spannt fast unaufhörlich seine Flügel über ihm aus. Selten, daß er der Sonne Platz macht. Durch die ewig düstere Himmelsstimmung sind auch die Bewohner bedrückt. Den Humor kennen sie nicht. Das Leben wird von ihnen schwer und ernst genommen. Leichter Sinn ist nicht bei ihnen zu finden, und nun gar den Leichtsin्न können sie niemals begreifen.

Und doch liegt eine tiefe Poesie über der Provinz. Und just deshalb, weil den Leuten dort jede Poesie fehlt, ist sie unbewußt und darum wahr. Der Adel des Landes beteiligt sich ausgedehntest an der eben erwähnten Poesielosigkeit. Nirgends in Deutschland hat es eine feudälere Ritterschaft gegeben: Stolz, unendlich eng zusammenhaltend, bis vor zwei Jahrhunderten noch ungebildet wie ihre Leibeigenen, jeder annahenden Sitte und Bildung Hohn sagend, lag ein mächtiger Zauber in dieser, über das ganze Land gespannten, unbewußten Poesie. Das Cinquecento — geschweige der Zeiten Boccaccios und Dantes — das Cinquecento mit seinem köstlichen Hauch nordaufwärts machte entsezt Halt vor Hamburg und Schleswig-Holstein. Hier blies diesem Jahrhundert die unangenehme, mehlsatzgefressene Frau Nüchternheit die Waden entgegen.

Die Geschichte des schleswig-holsteinischen Adels zu schreiben, wäre eine dankbare Arbeit, aber sie müßte in den Händen Johannes von Müllers oder Dahlmanns gelegen haben. Ganzlich unabhängig, hielt es hier

wie anderswo die Ritterschaft mit der Geistlichkeit, um dieser sofort, wenn sie sich auch nur das kleinste erlaubte, die Finger zu beklappen. Der König in Kopenhagen, der Herzog Schleswig-Holsteins, war ihre Puppe. Er hatte nicht eine Spur von Macht gegen sie. Ende des 17. Jahrhunderts wurde ihre ungeheure Selbständigkeit gebrochen.

Ungebildet, roh, aber treu, körperlich und seelisch stark, fest, männlich, trugten die Junker auf ihren Gütern. Was ging sie die übrige Welt an? Und nun gar Kaiser und Reich? Wann je auch hatten Kaiser und Reich geholfen . . . Und ein erfrischender, köstlicher Zug ist es, zu beobachten, wie der Edelmann zu jeder Zeit eins war mit seinem Ländchen, mit Bürger und Bauer, galt es, der dänischen großen Raze das Fauchen zu verbieten und ihr die stets gezeigten Krallen einzuziehen zu raten.

Freilich da lag im Westen dieses Liliputlandes der kleine Freistaat Dithmarschen, wo die prächtigen Menschen so lang wie ihre Mühlen und so breit wie ihre Scheunen umherschlakt in ihrem Marschboden. Welch ein ewiges Geschrei mit der Schweiz und ihren Kämpfen. Wer setzt denn die Feder an zum Lobe dieses kleinen merkwürdigen Erdstreifens. Der alte Neocorus genügt nicht . . . Freilich, freilich, da lag der kleine Freistaat Dithmarschen, den Rittern Holsteins die böse Stechpalme in ihren Buchenwäldern. Da langten sie oft hin, und figelten mit ihren Lanzen herum, und jagten ihre elefantenplumpen Hengste an der Grenze umher, und fielen immer wieder ein, und immer wieder ein, und mußten immer wieder heraus, immer wieder heraus. O, wie viel Ritterblut floss in die Dreckgräben, wie viele Ritterknochen lösten sich auf in dem kleinen Dithmarschen . . . Freilich, freilich, da lag noch eine erlauchte Republik im Norden Dithmarschens: die freien Friesen. Die freien Friesen aber waren die Todfeinde

der freien Dithmarschen — es ist bekanntlich höchst einerlei von jeher gewesen: ob Republik, ob Königtum, einerlei in Bezug auf die ewige Keilerei: Krieg, bis der letzte Mensch ausstirbt . . . Und nun ist es fast herzlich anzusehen, wie sich die freien Friesen (gab das aber tüchtige Gelegenheit zum Saufen: die Friesen und die Ritter verstanden es) und die Edelleute sogar sehr gern hatten, kam Dithmarschen zur Sprache. Von Norden durch die freien Friesen, von Osten und Süden durch die freien Junker angegriffen, wehrte sich Dithmarschen bis 1559. Da mußte es endlich auf die Kniee. Nur einen Freund hatten sie, den Papst. Und der Papst beschützte sie. Vor dem Gloria in excelsis, vor dem Gloria Deo per saecula saeculorum-Gesang schüchterten sich selbst die freien Friesen und die freien Ritter in ihrem furchtbaren Aberglauben, in ihrer ozeantiefen Unwissenheit zuweilen ein. Der Papst hielt natürlich die Dithmarschen für Meertiere. Aber er schützte sie.

Die Schleswig-Holsteiner haben von allen Zeiten her kein Gefühl für ihre Geschichte, für Geschriebenes, für Aufzubewahrendes gehabt. Wozu der Plunder? Und deshalb sind die Quellen spärlich. Das ausgezeichnete Herrschergeschlecht der Schauenburger, mit Männern darunter, die an Alexander und Cäsar erinnern, ging 1460 ein. Ist auch hier kaum anderes zu erzählen als von ewigen Zänkereien der einzelnen „Linien“, so hob sich diese Hauptmannschaft über dem Länneken doch hervor wie Genies. Dann kamen die Oldenburger. Auch hier nur Gezänk der „Linien“ fast bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein. Aber was kümmerte das Schleswig-Holstein und seine Ritterschaft. „Wi eddelgepohren, hochansehnliche Man“ — das Ubrige ist alles gleichgültig. Ja, es liegt ein Zauber über den Herzogthümern und über seinem Adel, und zum dritten Mal sei gesagt: dieser Zauber lag und liegt in der unbewußten Poesie . . .

Die Fürstin sah aus dem Buche auf, um über das Gelesene nachzudenken. Sie liebte, wie alle ihre Landsleute, ihre Heimat mit der ganzen Seele . . .

Es näherte sich ihr ein Diener mit der Frage, ob es Ihrer Durchlaucht genehm sei, Herrn Kramer von Bredenfleth im Garten zu empfangen. Wulfhilde war erfreut, den alten Herrn wiederzusehen.

Mit weit vorgestreckten Händen eilte sie ihm entgegen: „Mein lieber, lieber Herr Kramer. Wie am Abend einer schweren Schlacht, die für uns schon verloren scheint, kommen Sie mit der Hilfearmee.“

Der alte Herr küßte, als sei er der erste Cavalier Europas, in vornehmster Verbeugung die Hand der schönen Frau.

„Ich bin,“ begann er, „vom Herrn Grafen abgesandt, um noch einmal zu versuchen, auf gütlichem Wege eine Einigung zu erreichen. Ich bat den Herrn Grafen, der Frau Fürstin zuerst die Sache vorlegen zu dürfen, ehe ich dem Herrn Baron die Wünsche des Herrn Grafen vorträge. Und Eure Durchlaucht sind geneigt, mich anzuhören?“

„O, wie gern, lieber Kramer. Kommen Sie, nehmen Sie Platz neben mir. Wir sind unbelauscht.“

Beide hatten sich auf die Bank gesetzt, und Herr Kramer fing an zu reden:

„Die traurigen Ereignisse der letzten Tage, wie, unbegreiflicher Weise, auch die letzte Szene zwischen Eurer Durchlaucht Herrn Bruder und dem Herrn Grafen auf Wittensee sind überall bekannt geworden“ . . .

Die Fürstin fiel ihm in die Rede: „Es ist Ihnen bekannt, daß mein Vetter Detlev schon einige Stunden nach dem letzten Ereignis auf Wittensee angestraft kam, um die schrecklichen Worte Hennings zurückzunehmen?“

„Gewiß, gnädigste Frau Fürstin.“

„Nun, dann bitte ich weiter zu sprechen.“

„Der Herr Graf schicken mich an die Frau Fürstin und an den Herrn Baron mit folgendem Auftrag:

„Der Herr Graf schlägt noch einmal vor: Er wolle Wittenjee kaufen mit der Verpflichtung, sämtliche Verbindlichkeiten des Herrn Barons zu begleichen. Er stellt dann nur die einzige Bedingung, daß der Herr Baron die Provinz bis zu seinem Tode nicht mehr betrete“ . . .

Herr Kramer schwieg. Die Fürstin, die ernst vor sich hin gesehen hatte, hob die klugen Augen. Und was alles lag in ihrem Blick: Güte und Herz, feste Willensmeinung, klares Denken. Sie antwortete:

„Ich glaube, lieber Kramer, daß ich ungehäumt die Antwort meines Bruders geben kann: Es ist erwiesen, daß mein Vater nach Jahresfrist der, wie Ihnen bekannt, zweiten Trauung meines Großvaters, und nachdem vor dieser Trauung die Ehescheidung von seiner ersten Frau zur Tat geworden war, geboren ist. Es kann also unter allen Umständen nicht die Rede davon sein, daß mein Vater als außer der Ehe geboren zu betrachten war und ist. Wenn traurige, ganz außergewöhnliche Verhältnisse in frühern Zeiten die Ehe zwischen einem Edelmann und einer Leibeignen nicht als vollgültig gelten ließen, so kann das unmöglich noch jetzt, nach fast hundert Jahren, als zu Recht bestehend angesehen werden.“

„Und doch, wenn ich mir erlauben darf, die Frau Fürstin zu unterbrechen, und doch grade diesen Punkt würden der Herr Graf hervorheben und bis zur höchsten Spitze der Gerichte weiterführen, wenn der Herr Baron sich weigern sollte, auf seine Vorschläge einzugehen.“

Über das schöne Gesicht der Fürstin glitt ein Lächeln so rasch, wie der Schatten eines in der Sonne fliegenden Vogels haftet. Sie antwortete: „Lieber Kramer, mein Vetter Henning würde sich dem Spotte Deutschlands aussetzen, wenn er wirklich dies Ziel als Schlußdrohung im Auge hätte und es zur Tat machen wollte . . . Sie, der Sie unsre Verhältnisse kennen wie wir selbst, wissen, daß die geldlichen Verpflichtungen meines Bruders außergewöhnlich sind. Durch sein, ich will ein strenges Wort sagen, unverantwort-

liches Wirtschaften mit seinen Hilfsquellen, durch seine alles übersteigende leichtsinnige Gutmütigkeit, durch den gänzlichen Mangel des Wertkennens des Geldes, hat mein Bruder sich dermaßen herabgewirtschaftet, daß Alles verloren scheint, wenn nicht baldigste Regelung erfolgt. Mein Mann und die Familie des Fürsten (ich spreche zu Ihnen wie zum vertrauten Freunde) sind nicht in der Lage. Nur die reichen Mittel meines Vettters Henning wären hierzu imstande“ . . .

Die Fürstin schwieg einen Augenblick, dann sprach sie weiter:

„Aber nimmermehr wird mein Bruder auf die Bedingungen meines Vettters Henning eingehen. Und sollte der Graf wirklich den Wahnsinn auf die Spitze treiben und einen Skandalprozeß in die Wege leiten, nun denn: er mag es tun. Wir alle dann: mein Bruder sowie meine Schwägerin, mein Mann und ich, werden vor den Schranken erscheinen und unser Recht verteidigen, bis wir unterliegen. Und auch, welcher Rechtsbeistand würde sich meinem Vetter anbieten —“

„Justizrat Möllwind, gnädigste Fürstin.“

„Justizrat Möllwind? Nun ja —“ erwiderte die Fürstin gedehnt — „nun ja, er bringt vieles fertig. Er hat ja sogar behauptet, daß er einen Pinsel, leicht in einer Menschenhand zu halten, erfinden könnte, mit dem er den ganzen Himmel grün austreichen würde, käm es ihm darauf an, oder wie der Unsinn lautete.“

Wulfhilde schwieg.

Der alte Kramer nahm noch einmal das Wort:

„Erlauben Eure Durchlaucht, daß ich ein Letztes hervorheben darf: es wird ja gar nicht zu einem Prozeß kommen, weil Wittensee (Frau Fürstin haben mir erlaubt, offen zu sprechen) in kurzer Zeit verkauft werden muß, durch die zu Tage liegenden Geldverhältnisse des Herrn Barons. Es würde also kein Mensch den Herrn Grafen hindern können, das Gut, durch höchstes Aufgebot, zu kaufen. Dann frei-

lich könnte der Herr Graf den Herrn Baron nicht hindern, in Schleswig-Holstein zu bleiben" . . .

Beide schwiegen wieder. Dann sprach die Fürstin:

„Ein Schlußwort, lieber Kramer: Wir also, mein Bruder und ich, würden am Ende doch noch Mittel und Wege finden, Wittensee zu halten . . . Nur das noch: aus welchem Grunde will mein Vetter Henning durchaus Wittensee in seinen Besitz nehmen? weshalb wünscht er, daß Baron Breide auf immer die Provinz meiden soll? Ich sehe darin nicht klar. Oder doch? Ist es seine Herrschsucht? . . . Oder ist es —?“

Die Fürstin sprach den Satz nicht aus.

„Darauf vermag ich der Frau Fürstin keine Antwort zu geben,“ antwortete mit seinem Takt der alte Freund des Hauses Hummelsbüttel.

Um die Lippen Wulfsbildens huschte schnell ein Lächeln, dann sagte sie in anderm Ton:

„Wenn alles erledigt ist und, gebe es Gott, zu gutem Ende gekommen, dann würde ich, falls es Ihre achtzig Jahre und mein Vetter erlauben, Sie bitten, lieber Kramer, mich auf wenige Tage nach Berlin zu begleiten. Es wäre möglich, daß ich dort etwas — keine Geldangelegenheit — zu ordnen hätte, bei dem ich der bewährten Hilfe unsers lieben Kramers, gehört er auch in diesem Augenblick ins feindliche Lager, sehr benötigt sein könnte.“

Der Greis beugte sein Haupt: „Ich stehe der Frau Fürstin zu Befehl.“

Sie erhoben sich. Wulfsilde reichte dem Alten die Hand, die dieser wieder, als sei er der erste Kavaliereuropas, küßte.

„Und nun,“ sagte die Fürstin zum Schluß, „empfehlen Sie mich dem Grafen. Meine Antwort kennen Sie; sie ist auch die meines Bruders. Was die nächsten Tage bringen werden, wir wissen es nicht. Wir Menschen wirbeln wie ein Blättchen im Sturm des Schicksals. Über dem Sturm

aber stehen die ruhigen Sterne, und über ihnen der allmächtige Gott."

* * *

Während sich die Fürstin und Herr Kramer mit wichtigen Gesprächen beschäftigten, ritt Detlev Hummelsbüttel durch die großen Waldungen seines Bruders. Einmal, bei einer Waldwiese, die hell und grell in der Sonne zwischen schwarzen Buchenschatten lag, hielt er sein Pferd an. Und zu den dämonischen finstern Zügen stand es wie ein schroffer Gegensatz, als er mit seiner herrlichen Stimme laut über die Holzblöße das reizende fröhliche Lied Robert Schumanns sang:

Wenn ich früh in den Garten geh
In meinem blauen Hut,
Ist mein erster Gedanke,
Was jetzt mein Liebster tut . . .

Dann versiel er in Nachdenken; die Brauen senkten sich, die Stirn zog Falten, und das stiere Auge haftete, rechts von seinem Pferde, auf einer Glockenblume. Und seine Gedanken sprach er vor sich hin: „Ich bin ruhig und vernünftig geworden. Ich will glücklich werden, ich will“ . . .

Und immer grader, abwesender starrte er auf die Glockenblume, es nicht bemerkend, wie sein Dunkelbrauner grüne Zweige und Blätter abriß. Und wieder sprach er leise vor sich hin: „Breide muß weg; ich helfe meinem Bruder mit allen Mitteln, daß er Schleswig-Holstein verlassen muß . . . Dann erkläre ich Henning für wahnsinnig, völlig durch religiöse Überspannthheiten wahnsinnig geworden. Ich nehme dann die Güter in Besitz und — heirate Heilwig“ . . .

Und immer finstrer starrte er auf die Glockenblume: „Wie ich von jeher Breide gehaßt habe. Sein unstätes, unruhiges Wesen ist mir in den Tod zuwider. Sein schönes Weib peinigt er.“

Und sich wie ein Tartarenfürst, der zum Angriff seinen Leuten ruft, in den Sattel zurückbiegend, sang er mit lauter, sturmbewegter Stimme das wundervolle Heine-Schunmannsche Lied:

Entflieh mit mir und sei mein Weib,
Und ruh an meinem Herzen aus . . .

Und dann den Gaul mit einer scharfen Zügelbewegung aus der Ruhe herausreißend, stürmte er auf dem schmalen Waldwege fort, daß ihm Kniee und Schläfen oft haarscharf an den Stämmen vorbeiflogen.

Er hatte sein Pferd zu einer gemäßigten Gangart gezwungen. Aber die Mästern zogen sich zusammen und weiteten sich noch immer in rascher Aufeinanderfolge, die Flanken schlugen. Und nun ritt er im Schritt durch einen Redder (mit dichten Knicks besetzten engen Feldweg). Hektor auf Hektor folgte in gewisser Entfernung auf einander. Alle führten zu Koppeln und Wiesen. Detlev sah nicht rechts noch links, nur immer gradaus, gradaus, als schante er in ein Wunderland. Da, plötzlich, war er genötigt, sein Haupt zu wenden. Aber ein Heck gelehnt, in blaue Ferne blickend, stand Heilwig. Sie hatte, durch den Sandweg, den Reiter nicht gehört. Nun vernahm sie den Schall des Hufes, und kehrte die Stirn ihm zu. Als hätte ihn ein unsichtbarer Gott oder Teufel aus den Wügeln zur Erde gerissen, stand er neben ihr; und nicht drei Herzsschläge länger, und er kniete zu ihren Füßen, ihre Hände, die ihm die Ueber raschte willenlos ließ, mit heißen Küßen bedeckend.

Die Baronin, wie erwachend, trat entsetzt zurück. Detlev aber, ihre Hände nicht freigegebend, flüsterte in sich überstammelnden Worten: „Dreimal erst sahen wir uns, und nimmermehr kann ich von dir lassen. Was willst du mit einem Manne wie Breide? Er liebt dich nicht, er zieht dich nicht an sein Herz; hinter deinem Rücken läuft er den Weibern nach“ . . .

„Detlev,“ rief Frau von Hummelsbüttel, sich von ihm

gewaltsam losreißend, „du sprichst im Wahnsinn. Laß mich, laß mich“ . . .

Er aber riß die ohnmächtig gewordene an sich und überschüttete ihr Augen, Mund und Haar mit seinen Küssen . . . Dann, wie ein Verbrecher nach der That, fiel er ihr zu Füßen, und ihr flehentlich in die Augen schauend, bat er demütig um Verzeihung . . . Heilwig schwankte sprachlos nach dem Schloß zurück . . .

* * *

Wo gibt es ein Weibeshertz auf Erden, das nicht tagelang nachher in tausend und abertausend Schwingungen erzitterte, dem auf einsamem Wege eine stürmische Liebeserklärung gemacht worden ist? Und auch die Keinste und Keuscheste — und unsre deutschen Frauen sind es — wird das Geheimnis in den meisten Fällen, aus welchen Gründen immer, in sich verschließen.

Heilwig, in ihre Zimmer tretend, fand Wulfskilde und Breide. Die Fürstin hatte ihrem Bruder eben ihre Begegnung im Park erzählt. Breide hatte sich vollständig mit ihrer Antwort einverstanden erklärt. Die erregten Geschwister, die abwechselnd Heilwig Erklärungen gaben, bemerkten in ihrer Bewegung das blasser Gesicht Heilwigs nicht.

Später, nach dem Frühstück, saßen die Ehegatten allein im großen Eßsaal. Heilwig, die durch Breides mannhafte Worte, daß er kämpfen wolle bis zum Schluß für sein Weib und sich und sein gutes Recht, ergriffen war, hatte die Absicht, ihm ihr Abenteuer im Redder zu sagen. Aber sie besann sich, als Breide aufstand, um auszureiten. Ihr fielen die Worte Detlevs ein: Hinter deinem Rücken läuft er den Weibern nach.

Als der Baron gegangen war, schlug sie die Hände vor die Augen. Was in ihr vorging, konnte in ihrem durch die Hände verdeckten Antlitz nicht beobachtet werden. Zuweilen zitterte ihr ganzer Körper wie in einer Wellen-

bewegung. Als sie endlich das Gesicht freigab, war es ruhig und sanft, und mit fester Stimme sprach sie: „Mein Platz bleibt bei dir, Breide. Du stehst in so furchtbarem Kampfe. Und wenn alles durchgemacht ist, dann wirst du mir zu Füßen fallen, und ich werde dir die tapfre Stirn küssen, und ewig wirst du mir danken.“

Sechstes Kapitel.

Der kleine Graf Heesten saß auf seinem Gute Heidrehm in seiner Bücherei und las den Schluß von Theodor Storms Novelle: Ein Fest auf Haderslevhuus. Graf Heesten war vor einigen Jahren von einem die Güter der Provinz besuchenden Prinzen „das Wunder der Herzogtümer“ getauft worden.

Der Prinz hatte nämlich später seinen Freunden gesagt, daß er bei allen Gutsbesitzern dieses kleinen weltabgelegenen Ländchens nicht andere Gespräche gehört und gepflogen hätte, als über Ochsenzucht, Parteipolitik und Butterpreise. Nur Graf Heesten sei ihm aufgefallen. Der habe wenigstens gewußt, daß die Dichter Hebbel, Storm, Klaus Groth, Adolf Bartels, Johann Mayer, Jensen und Heiberg Schleswig-Holsteiner seien, während, wenn er diese Namen auf den übrigen Schlössern und Gütern genannt habe, eine Ahnung von diesen erlauchten Geistern der Provinz nicht vorhanden gewesen sei. Der Prinz hatte geendet, daß ja in Deutschland überall ein näheres Eingehen auf literarische Dinge nicht zu finden sei, daß sich aber das Ländchen der roten Grütze ganz besonders der Unwissenheit (und wozu auch der Ballast) in schönwissenschaftlichen Dingen zu rühmen habe.

Graf Heesten hatte die Stormsche Novelle gelesen, und lag nun, in der Nachwirkung dieser wunderbar feinen Erzählung, mit geschlossenen Augen zurückgelehnt in seinen Lehnstuhl, als ihm der Diener Pastor Tröster meldete.

„Ich bitte.“

Pastor Tröster war dem Grafen ein lieber Freund. In der Wüste seiner Nachbargüter war er ihm der einzige, mit dem er sich aussprechen konnte auch über andre schöne Sachen als über die Yorkshire-Rasse. Er liebte den jungen frischen Geistlichen. Er schätzte dessen festes Gottvertrauen hoch und hielt es um so heiliger und von ihm unantastbarer, als er selbst ein arger Spötter und Ungläubiger war. Aber er liebte den Bredenflether Seelsorger auch seines fleckenlosen Lebens wegen, wußte er ihm andrerseits auch Dank, daß der Pastor ein lustig Wort, eine fröhliche Gesellschaft, ein Lebensfreude gebendes Glas Wein nie und nirgends verachtete. Nicht zum wenigsten endlich wußte er den Mut der Überzeugung, die klugen Augen, das mit den Menschen fühlende Herz hoch zu preisen.

Und auch Herr Tröster hatte sich dem Grafen Heesten eng angeschlossen, hatte in ihm die Eigenschaften verehren gelernt, die einen ganzen Mann zeigen. Daß er den Grafen nicht in seine heilige Kirche, nicht in den Untergrund seines Glaubens ziehen konnte, hatte ihn in der ersten Zeit tief geschmerzt. Als aber in einem ernsten Gespräch ein für allemal Herr von Heesten den Geistlichen gebeten hatte, von ferneren Überzeugungsreden abzustehn, schwieg der Pastor von da an taktvoll.

Der Geistliche trat ein. Graf Heesten, der ihm entgegen ging, blieb erschrocken stehen: „Aber Herr Pastor, was ist geschehen; wie sehen Sie aus. So kenne ich Sie ja gar nicht. Nehmen Sie Platz, ich bitte Sie . . . Hier im Sofa . . . Sind Sie krank geworden? . . . Kann ich Ihnen helfen? . . . Möchten Sie nur ein Wort sagen“ . . .

Der junge blonde Seelsorger sah den Grafen mit so trostlosen Augen an, daß dem die Brüst sprangen wollte.

„Ich beschwöre Sie, was ist Ihnen?“ begann ängstlich Herr von Heesten von neuem. „Kann ich Ihnen dienlich sein? Kann mein Freundesarm —“

„Er kann es, Herr Graf; er kann und muß mich stützen in diesen Tagen, sonst bin ich dem Tode verfallen.“

„Aber so erzählen Sie! Und was nur irgend in meiner Macht steht, Ihnen nützlich sein zu können, steht Ihnen zu Gebote.“

Der Graf hatte sich neben den Prediger gesetzt, seine Hand in die seinige genommen, und hörte mit stillen Augen, durch die ab und zu ein heitres, kaum bemerkbares Blitzen zuckte, der Beichte des jungen Predigers zu, der im Grabeston begann:

„Sie wissen, Herr Graf, — wir sprachen kürzlich davon, — wie unangenehm es mir ist, seit einigen Sonntagen die Augen von Lise Arp, der Tochter des Hufners Heinrich Arp, ganz besonders auf mir während der Predigt ruhen zu wissen. Ich erzählte Ihnen nicht, wie ich, bei aller Gebetsübung und Überwindungskraft, es nicht vermocht habe, mit andern als unheiligen Gedanken wieder hinabzusehn auf das hübsche Bauernmädchen.“

Der Pastor hielt inne und betupfte mit seinem Taschentuch leicht die nasse Stirn.

Der Graf, der in ein Gelächter ausbrechen wollte, bezwang sich und sagte ernster, als ihn diese kleine Geschichte in ihrem Umfang dänchte: „Ja, ich erinnere mich. Ubrigens ist Lise Arp das reizendste Mädel auf zwanzig Meilen in unserm Umkreis. Nie sah ich kleinere Ohren, ein griechischeres Mädschen, zum Küssen einladendere Lippen, als bei ihr. Und dann die kleinen Löckchen auf der Stirn, die sie wahrscheinlich mit einem alten glühend gemachten Pflöpfen zieher kräuselt.“

Der Pastor fuhr fort: „Sie ist es. Als ich gestern die alte im Sterben liegende Geeschen besucht hatte —“

„Will sie endlich abgehen, das alte böse Weib,“ rief der Graf. „Aber ich weiß, wie liebevoll Sie sie ermahnt, ihr keine Teufelskrallen und Höllenöfen gezeigt haben“ . . .

Der Pastor fuhr fort: „Auf dem Rückwege steht die hübsche Lise vor dem Hause ihres Vaters. Nun hatte ich

diesem lange schon einen Besuch zgedacht und, ich hätte mich überwinden sollen, benutzte die Gegenwart des Mädchens, sie zu fragen, ob ich ihren Eltern wohl recht käme in diesem Augenblick. Ohne eine Antwort zu geben, geht sie ins Haus. Ich folge ihr. Ihre Eltern, erklärt sie im Zimmer, seien ausgegangen und kämen erst am Abend zurück. Da trat der Versucher an mich heran. Ich nahm, auf des Mädchens Bitte, Platz im Sofa. Sie setzte sich neben mich. Ein ganz merkwürdiges Gefühl übermannte mich völlig. Wir bogen uns zueinander und — küßten uns. Dann aber gab mir Gott die Kraft, aufzuspringen, und ich floh, als wär ich von Wölfen verfolgt“ . . .

Der Graf konnte kaum sein Lachen bemeistern; aber er dachte an die Nöte des jugendlichen Seelsorgers und sagte ruhig: „Hoffentlich setzten Sie Ihre Flucht in der Dorfstraße, wie von Wölfen verfolgt, nicht fort.“

„Nein, nein, ich besann mich noch“ . . .

„Nun, dann ist ja nichts geschehn“ . . .

„Die ganze Nacht habe ich mit meinem Gott gerungen. Ich wollte durchaus mich töten; und wenn ich daran dachte, daß ich meine Dorothea“ — der Pastor war seit seinem ersten Jahr als Student mit der Tochter seiner Wirtin, Dorothea Schlangenbusch, verlobt — „in einigen Monaten heimführen will, faß ich mich wild an die Stirn.“

„Ei nun, nichts ist verloren. Nun hören Sie mich, lieber Freund. Zuerst: es war keine Sünde, was Sie begangen haben. Und wenn sich die christliche Kirche von jeher auch in gewaltsamer Weise eingedrängt hat in die geschlechtlichen Verhältnisse der Menschen, um immer mehr ihre Regierungsgewalt auszudehnen, so denkt doch Gott nicht daran, Sie dafür schwer büßen zu lassen. Mut, lieber Freund! Ruhig nächsten Sonntag auf die Kanzel gestiegen. Die Kleine, wenn sie in der Kirche ist, wird Sie nicht stören. Da denkt sie zu natürlich darin. Daß Sie ihr als keuscher Josef entfloh'n sind, hat sie Ihnen nur in den ersten Stunden übel genommen. Nun denkt sie nicht mehr daran. Und das Ge-

heimnis, das schreckliche," (zum erstenmal lachte der Graf laut und lustig und gab dem Gebrochnen die Hand) „wird mit uns dreien ins Grab steigen. Im Herbst aber holen Sie Ihre Braut, und wir feiern fröhliche Hochzeit. Also weg mit den Skrupeln; keine Bedenken mehr über Tod und Leben. Sie haben ja nichts Unrechtes getan. Kopf oben, lieber junger Freund. Sie sind ein viel zu frisches, blutvolles Menschenkind, als daß Sie noch weiter darüber nachdenken sollten. Kommt Ihnen wieder der Kampf, drängt es Sie zur kleinen Lise, nun, da weiß ich, finden Sie bessere Stärke und besseren Trost im Gebet als wir Ungläubigen, die wir lediglich auf unsre Vernunft in derlei Fällen angewiesen sind . . . Und nun trinken Sie mit mir eine Flasche Wilson.“

Der Graf klingelte, und bald brachte der Diener den Wein.

Pastor Tröster wäre am liebsten Herrn von Heesten um den Hals gefallen. Klang ihm doch nicht die zornige Stimme seines Gottes in den Ohren. Ein liebes Engelein hatte ihm milde, beruhigende, klare Worte gesagt.

In feiner Weise wußte der Graf das Gespräch auf andre Gegenstände zu lenken. „In diesen Tagen,“ fuhr er fort, „las ich unseres Klaus Groth ‚De Heisterkrog‘ wieder, und ich gestehe Ihnen, daß mir das Gedicht doch zehnmal besser gefällt als Goethes Philistergedicht: Hermann und Dorothea. Wir brauchen das ja keinem Menschen zu sagen. Aber es ist meine ernste Meinung. Freilich, freilich,“ sprach der Graf schneller, als er merkte, daß Herr Tröster ihm in die Rede fallen wollte, „es hat ja seine wundervollen Schönheiten, und es soll und wird auch ein Heiligtum unsers Volkes bleiben, so lange Deutschland lebt . . . Was haben Sie übrigens von unseren Himmelsbüttels gehört, Herr Pastor? Es sind ja nun drei Wochen seit jenen furchtbaren Tagen. Ich vertraue ganz auf die Fürstin. Sie wird alles gut machen. Wissen Sie, daß sie lange meine stille Liebe war? Ihre unbeschreibliche Güte, ihr immer alle Grenzen kennendes Gemüt, ihr klarer, alles erwägender und in Rechnung ziehender Verstand haben mich stets unbeschreib-

lich angezogen. Sie würde und wird in jeder Lage des Lebens das Richtige finden. Unbegreiflich ist mir der Unterschied zwischen ihr und ihrem Brnder Breide. Hätte er nur ein Tröpfchen von ihrer Klugheit mitbekommen, von ihrer Willensstärke und Festigkeit, wahrlich, es stünde anders."

"Ich betrachte Baron Breide," sprach der Pastor weiter, "als einen tief Unglücklichen. Er gehört zu den räthselhaften Menschen, die nicht zu oft über die Erde schreiten. Sein ganzes Wesen ist von einer Unruhe durchhastet, daß ich seit Jahren zuweilen gefürchtet habe, ihn in einer Irrenanstalt enden zu sehn."

"Ihn hält der Humor aufrecht. Ich sah nie einen Menschen, dem in so hohem Grade diese Göttergabe verliehn ist wie Breide. In seiner Sterbensminute wird er noch einen Scherz erzählen oder sich über sich selbst lustig machen."

"Aber der Humor muß seine Grenzen haben, und diese hat er bei Baron Breide nicht. Er wird den Ernst des Lebens nie begreifen, wird nie mit ihm rechnen können. So charakterfest wie die Fürstin ist, in dem Maße charakterlos ist der Baron. Und ohne Charakter schwimmen wir stener- und mastenlos im aufgewühlten Meere des Daseins."

"Wie gesagt, ich vertraue ganz auf die Klugheit der Fürstin. Denn sonst ist Alles verloren. Man erzählt sich, daß Breides Gläubiger, als sie von dem beabsichtigten Ankauf Wittensees durch Henning hörten, mit aller Macht über Breide hergefallen sind. Unbegreiflicherweise scheint er sich zu stemmen. Alte Familiengeschichten müssen hineinspielen. Breide will leben und sterben auf Wittensee. Und doch wird ihm all sein Sperren nichts nützen. Er muß vom Thron; er kann sich nicht länger halten. Sein Schwager Trauttenberg wird ihn nicht retten können . . . Waren Sie in letzter Zeit, wenn ich mir die Frage erlauben darf, auf Schloß Bredensleth?"

"Nein, seit jenem Tage, als mir Graf Henning zumutete,

in die Wittenseeer Familienverhältnisse hineinzu sprechen, und ich ihm dies weigerte, nicht mehr."

"Immer ängstlicher wird mir der religiöse Wahnsinn des Grafen. Der Irrsinn tritt im Hummelsbüttelschen Geschlecht nachweisbar seit Jahrhunderten auf, und immer noch hat er sich in andrer Gestalt gezeigt. Ganze Geschlechterreihen überspringt er oft. Da haben wir die Lehre von der Vererbung, vom Lauf durchs Blut. Ich glaube fest daran. Doch wir wollen auf das Thema nicht weiter eingehn. Unsere Meinungen gehen zu sehr darin auseinander, obgleich von kirchlicher Seite diese Lehre sehr gut mit der Bibel in Einklang zu bringen wäre. Kommen Sie lieber mit mir in den Garten. Ich zeige Ihnen junge Kirschenstämmchen, die ich mir diesen Frühling aus Flandern kommen ließ. Sie gedeihen prächtig. Ihre helle Freude, lieber Freund, werden Sie an den Bäumchen haben."

Siebentes Kapitel.

Ein Augustgewitter war rasch vorübergerauscht. Von Zweig und Blatt tropfte es nach auf die niedriger stehenden Zweige und Blätter. Die Frösche kamen heraus und freuten sich der Nässe. Im Süden wetterleuchtete es, sonst war der Abendhimmel hell. Die Dämmerung schleierte schon auf der Gegend, und die Sterne traten nach und nach wie Blüßkügelchen aus dem dunklen Himmel hervor.

Auf Bredenfleth war die Abend-Andacht beendet. Lesage hatte dem Grafen die große goldgeschchnittne Bibel ins Arbeitszimmer nachgetragen. Dieser stand am geöffneten Fenster und starrte wieder in das Sternbild der Kassiopeia. Hennings Züge waren noch trockner geworden, seine Lippenwinkel hingen noch säuerlicher. Immer mehr, immer eifriger hatte er sein Leben dem Herrn gewidmet. Über allen Türen im Schloß und Scheunen standen nun Bibelsprüche. In seinen

Rock- und Hosentaschen trug er kleine Schächtelchen, aus denen er unzählige Male am Tage aufs geratewohl gedruckte Bibelsprüche herauzog. In seinem Schlafgemach hatte er sich einen harten Betstuhl errichten lassen.

Graf Henning starrte in das Sternbild der Kassiopeia. Nichts Wildes, Menschliches lag mehr in seinem Gesicht wie an jenem Abend, als er schmerzlich „Heilwig, Heilwig“ gerufen hatte. Sein eifriges Gebet zu Gott war ihm Beistand gewesen, daß er auch diesen letzten Wunsch überwinden. Nur von einem wich er nicht: Er würde Bittensee kaufen und die dann noch stehende ungeheure Restsumme der Schulden Breides bezahlen, wenn dieser und Heilwig ihm das schriftliche Versprechen gäben, auf immer die Provinz zu meiden. Dann, so dachte er sich aus, sehe ich Heilwig nicht mehr, und die Zeit wird meine Wunde heilen. Auch den unsinnigen Gedanken, den uralten Prozeß zu erneuern, hatte er endlich fallen lassen, umso mehr als ihm Breide sagen ließ, daß es doch dann in Frage kommen könnte, ob nicht ihm der Grafentitel zugesprochen werden möchte.

Unaufhörlich zwar lag ihm sein Bruder Detlev in den Ohren. Dieser zeigte von Tag zu Tag einen wachsenden Haß gegen Breide, den Henning nicht verstehen konnte. Er kannte die Ursache nicht. Halb erfreut, daß er eine so kräftige Stütze in seinem Bruder gefunden habe, war ihm andererseits dessen Einmischung unlieb. Mit dem übrigen Benehmen Detlevs war er zufrieden. Sein Bruder, der ihn erst so hart und böse verspottet hatte, schien völlig zahm geworden zu sein.

In Betreff des Benehmens von Pastor Tröster hatte sich Henning bescheiden müssen. Seine Zuschriften an die höchste Kirchenbehörde der Provinz und an die königliche Regierung waren höflich, aber entschieden ablehnend beantwortet worden. Nach wie vor saß der Graf Sonntag auf Sonntag in seinem Kirchstuhl.

Am andern Mittag kam ein Wagen vor Schloß Bredensfleth vorgefahren, und diesem entstieg die Fürstin Trautten-

berg. Es war das erste Mal, daß sie seit ihrer letzten Ankunft in Holstein Henning selbst aufsuchte. Sie hatte Vorschläge Breides zu überbringen: Breide willige mit Freuden darein, daß Henning Wittensee kaufe und daß er die Restsumme seiner Schulden bezahle. Er selbst verspreche dann, auf Verlangen schriftlich, die Provinz auf immer zu verlassen. Nur mache er die Bedingung, daß Heilwig so lange Wittensee bewohnen dürfe, bis er sich eine Stellung errungen habe und seine Frau dann nachkommen lassen könne.

Henning wies mit einer Schroffheit den Vorschlag Breides zurück, daß Wulfsilde entsetzt schwieg. Hier mußten andre, tiefere, geheimnisvollere Gründe walten, als sie sich vorstellen konnte. Das Gesicht des Grafen hatte sich verändert, und er vergaß beinahe die Achtung und Höflichkeit, die er der vor ihm stehenden Dame schuldig war, als er sein hastiges, lautes Nein sprach.

Unverrichteter Sache kehrte die Fürstin nach Wittensee zurück, wo sie mit Spannung erwartet wurde. Zwar hatte es ganz und gar nicht im Sinne Heilwigs gelegen, allein auf wer weiß wie lange Zeit in Wittensee zurückbleiben zu müssen, aber sie hatte dem Drängen ihres Mannes und ihrer Schwägerin endlich nachgegeben. Wulfsilde war es gelungen, die heftigen Einwendungen ihres Bruders, daß Henning seine Schulden bezahle, zu überwinden. Ihren Vernunftgründen, ihren klaren Auseinandersetzungen konnte er niemals widerstehen.

Aber nun war mit einem Schlage wieder Alles beim Alten. Warum denn aber konnte Heilwig nicht mit ihrem Manne gleich in die Welt hinausziehen? Hätte sie nicht andre Zufluchtsstätten gehabt, wo sie warten konnte, bis Breide sie abholte? Hatte sie nicht Verwandte und Freundsinnen? Breiteten sich nicht die Arme der Familie ihrer Schwägerin Trauttenberg weit ihr entgegen? Was sollte sie trübselig auf ihrem einstigen Besitze allein zurückbleiben? Das alles wurde noch einmal erwogen. Und in der That konnten die frühern Gründe nicht Stich halten. Heilwig

solte nun nach Verkauf von Wittensee mit Breide in die weite Welt wandern. Und schluchzend fiel die Baronin ihrem Manne um den Hals: „Da, wo du bleibst, bin ich auch.“

Und wieder hielt am nächsten Mittag das Gefährt der Fürstin vorm Schlosse Bredensleth. Graf Henning ging ihr artig entgegen. Als sie ihm den endgiltigen Entschluß ihres Bruders und ihrer Schwägerin mittheilte, daß beide zugleich, und für immer, wenn es sein müßte, Wittensee und Schleswig-Holstein verlassen wollten, hörte sie zu ihrem maßlosen Erstaunen, daß Henning über Nacht seine Entschlüsse durchaus geändert hatte. Er sagte ihr trocken, daß er sich seit gestern die Sache noch einmal überlegt habe. Wohl wolle er Wittensee zum höchsten Preise kaufen; für den Restbetrag der Schulden aber, der dann noch über 300 000 Mark betragen möge, könne er Bezahlung nicht mehr gewährleisten. Er habe nicht das Geld, um es zum Fenster hinaus zu werfen. Möge Breide sehen, wie er sich mit seinen Gläubigern auseinandersetzen würde. Er könne auf weiteres nicht eingehen.

Das war ein Schlag, auf den die Fürstin nicht vorbereitet war. Sie hatte Mühe, ihre Fassung zu behalten. Was denn konnte ihren Better Henning bestimmt haben, lang ansgesprochne und wie mit eisernen Klammern festgehaltne Gründe und Wünsche so mit einem Mal wie ein verbrauchtes Spielzeug fallen zu lassen.

„Möchtest du mir sagen, Henning, was dich bewogen hat, so plötzlich deine Ansichten umzukehren. Ich bin fassungslös. Vielleicht, wenn ich deine Erwägungen höre, kann ich dir antworten. Deine heutige schroffe Absage zerstört ja mit einem Schlage die ganze Zukunft meines Bruders.“

„Zu meinem Betstuhl, diese Nacht, liebe Wulfhilde, bin ich erleuchtet worden. Gott selbst, der Herr, hat sich mir gezeigt in Gestalt eines Engels. Und ich fragte den Engel, als er neben mir stand: Was ist dein Begehr? Der Engel aber hob wie drohend die rechte Hand und gebot mir mit

ernster Stimme, die Schulden meines Vettters Breide nicht zu bezahlen . . . Als ich aufsaß, denn ich hatte mich bei der Stimme des Herrn tief geneigt, war der Engel verschwunden“ . . .

Wulfskilde starrte Henning an, der mit dem Lächeln eines über alles Erhabnen auf sie niederschaute. Die Fürstin mit ihrem einfachen, tiefen Glauben an Gott, der ihr überweltlich im Herzen thronte, den sie als eine auf die Erde steigende Wundererscheinung nicht zu fassen vermochte, konnte sich, trotz des Ernstes der Lage, eines Lächelns nicht enthalten, das aber nicht ihre Lippen umspielte, sondern ihr über's Herz glitt.

„Dann hätte ich weiter hier nichts zu beschaffen, Henning.“ Aber schon während sie dies ihrem Vetter sagte, wogten andre Pläne ihr durch die Stirn. Sie dachte an den alten Kramer, an Detlev.

Der Regen schlug an die Fenster ihres Wagens und bildete immer neue Rinnen auf dem beschlagenen Glase. Ab und zu fuhr ein Windstoß um die Chaise, wehte die Schweife der Pferde nach einer Seite, und zwang den Kutscher, den Kopf schief zu halten.

Die Fürstin saß, in ihren langen weiten Mantel gehüllt, vorgebeugt im Rücksitz und ließ ihre Augen mit den lustigen Wächlein am Fenster immer wieder von neuem herunterlaufen. Ihre Gedanken weilten bei ihrem Bruder. Wie zärtlich sie sich seit ihrer ersten Erinnerung geliebt hatten. Ihren Einfluß auf Breide hatte sie oft geltend machen können. Er folgte ihren Ratschlägen. Nur im wichtigsten Punkt des menschlichen Lebens, in der Geldfrage, hatte sie es nicht erreichen können, auf ihn einzuwirken. Wie verschieden sie darin dachten. Die Fürstin mit ihrem edeln Sinn für Beglückung Anderer, für Wohltätigkeit, für Gutes thun jeder Art, handelte es sich um rasche Geldhilfe, hatte niemals doch die Schranken überschritten, die ihrer Börse Halt geboten. Wie anders Breide: Mit demselben edeln Sinn, jedem ohne Unterschied zu geben, zu borgen, wenn

ihm Not und Elend geklagt wurden oder ihm auf Umwegen zu Ohren kamen, hatte er sich nie gefragt, ob sein Geldbeutel ausreiche, hatte er sich niemals zugerufen: bis hierher und nicht weiter. Wie vielen hatte er geholfen, die es nicht wert gewesen waren. Ein förmliches Raubsystem, gewissermaßen eine geheime Erpressungsgesellschaft, hatte ihn ausgebeutet. Bei seinen großen Einkünften, bei seiner ihm angeborenen Kunst, wie der reichste Mann der Welt aufzutreten, hatten sich ihm, wenn er Geld brauchte, oft ungeheure Summen angehäuft, Bankiers und Wucherer förmlich aufgedrängt. Dadurch waren die ersten Verlegenheiten entstanden, die von Jahr zu Jahr, wie das in der Sache lag, zugenommen hatten. Endlich mußten sich die ersten fühlbaren Verlegenheiten zeigen. Unbequeme Gläubiger drängten; die Gerichte mischten sich ein. Breide sah sich von allen Seiten gestellt. Er wußte nicht mehr, wo ein und aus. Die Verwandten seiner Schwester wollten und konnten nicht mehr helfen. Da ward ihm die unbegreifliche Hilfe seines Betters Henning angeboten. Die ihm von diesem gestellten Bedingungen hatte er schroff zurückgewiesen, bis ihn Wulfskilde überredete, sie anzunehmen.

Leichtsinig wie immer, hatte er sich bald in den Gedanken gefunden.

* * *

Breide hatte sich, während die Fürstin nach Bredensfleth gefahren war, den Regenrock übergezogen und war zu Pferde gestiegen. Goldne Zukunftsbilder gaukelten ihm vor der Seele: Wenn sein Gut verkauft, wenn seine Schulden bezahlt seien, wollte er sich in irgend einem andern Lande einen Hof kaufen und mit Heilwig dort ruhig und vernünftig leben. Durch Fleiß, durch Aufmerksamkeit auf sein Gewerbe würde er leicht imstande sein, bald ein reicher Mann zu werden.

Heilwig saß in ihrem Zimmer und dachte, wie Breide auf seinem Spazierritt, an die Zukunft. Ihr Hochmut und

ihre Eitelkeit, diese schlimmsten Fehler ihres sonst so lieben, fränlichen Herzens, hatten schwere Stöße anhalten müssen. Wie würde sie es ertragen können, in einigen Wochen schon im einfachsten Kleide, ohne Bewunderer, ohne wegen ihrer Toilette sie beneidende Frauen leben zu können. Sie mußte es, wollte sie mit ihrem Manne ansharren; und Breide in diesen Tagen zu verlassen, hatte sie nicht die Feigheit.

Seit jenem stürmischen Austritt am Hector hatte sie Detlev nie wiedergesehen. Er hatte sich einige Male auf Wittensee anmelden lassen, aber sie war dann auf ihrem Zimmer geblieben. Wohl zuckte und zitterte es noch in ihrem Herzen, wenn sie an den kühnen Mann mit den finstern Augen dachte. Der hatte seinen Leichtsinns ausgetobt und war fest und sicher im Leben geworden. Breide flog nach wie vor wie eine Feder im Winde, bald hierhin, bald dorthin.

Und während sie an den Unterschied im Charakter der beiden den Prüfstein legte, stand plötzlich, wie aus der Erde gewachsen, Detlev vor ihr im Zimmer.

Heilwig wollte vom Sessel aufspringen, wollte ihm flehend die abwehrenden Arme entgegenstrecken, aber es gelang ihr nicht. Sie schien mit tausend Ketten an den Stuhl gebunden.

Detlev aber hatte sich ihr zu Füßen geworfen und ihre Kniee umklammert. Zu ihr emporschauend, flüsterte er leidenschaftlich: „Mein Bruder erzählte mir heute Morgen, daß er nur Wittensee kaufen, die übrigen Schulden Breides aber nicht berichtigen will. Frage nicht nach Gründen jetzt. Das nur muß ich dir sagen: Ihr seid jetzt ins Elend gestoßen. Verfolgt von euren Gläubigern, werdet ihr keine Ruhe finden auf Erden. O, höre mich jetzt: Mein Bruder Henning ist geirrt. In kurzem wird er ins Irrenhaus gebracht werden müssen. Ich bin sein Nachfolger, ich bin der Besitzer von Bredensleth und Wittensee; ich bin zuerst der Verwalter, dann der Eigentümer seiner unermesslichen Kapitalien. Sei mein, Heilwig. Tausend Scheidungs-

gründe hättest du. Breide liebt dich nicht . . . Du bist ihm lästig . . . Du bist ihm das Hindernis bei seinen Abenteuern" . . .

Heilwig, die das Haupt, wie durch einen schweren Schlag, zurückgelehnt hatte, hörte dennoch klar jedes Wort. Doch nach den letzten Sätzen Detlevs sprang sie empor, und eine Hoheit umstrahlte sie.

„Und wenn du mir den Himmel bötest, Detlev, ich kanu, ich will dir nicht folgen. Laß es das letzte Mal sein, daß du mich — quälst. Ich l i e b e meinen Mann und verlasse ihn nicht in Not und Tod.“

Und wie eine Königin war sie langsam an Detlev vorüber aus dem Zimmer gegangen.

* * *

Breide ritt durch s e i n e Felder, durch s e i n e Wälder. Daß er diese verlassen müsse, daß sie ihm in wenigen Tagen schon nicht mehr gehören sollten, brachte ihn aus der leichtfertigsfröhlichen Stimmung zu ernstern Gedanken. Mit solchen aber beschäftigte er sich selten oder nie. Immer wieder half ihm sein Humor über alles Widerwärtige rasch hinweg. Heute wollte es ihm nicht gelingen. Ihm, der nie ein Buch aufschlug, der ein Gedicht nicht seit seinen Jugendentagen gelesen hatte, fielen Strophen ein, die er in seinen Knabenjahren gehört haben mußte. Des Verfassers erinnerte er sich nicht. Vielleicht war's von einem Dichter, der nie von seinem Volke gelesen und gekannt, der längst vergessen war. Die Strophen sagten ihm bittere Wahrheit. Er mußte sie im Kopfe behalten haben, wie man zeit des Lebens eine gereimte Regel nicht vergißt. Vielleicht hatte sie ihn in irgend einer Laune einer seiner Hauslehrer gelehrt. Er sprach sie vor sich hin:

Ach, hätt ichs gelassen,
Ach, hätt ichs getan;
Nur Wirrwarr und Wirrsal
Auf hehrigster Bahn.

Bald hierhin die Blicke,
Bald dorthin die Stirn;
Wie martert und quält sich
Das arme Gehirn.

Breide lachte vor sich hin: Das trifft zu bei mir. Ich bin kein Holsteiner mehr, denn mir fällt die zweite Strophe ein. Wir geben den Quark sonst um solchen Wischwasch wie Gedichte.

Und wieder sprach er vor sich hin:

Was hört ich im Garten
Der Nachtigall Sang,
Statt daß in die Faust ich
Den Spaten mir zwang.
Was bercht ich den Elstern,
Den Fröschen im Meer,
Was gab ich den Affen
Mein williges Ohr.

Und immer tiefer, ganz gegen seine Gewohnheit, senkte der leichtsinnige Breide sein Haupt. Wohl zum erstenmal in seinem Leben ließ er seinen Gaul selbst gehen, fühlte er kaum die Zügel mehr in den Händen.

„Selbst verschuldet,“ murmelte er, „selbst verschuldet.“ Und dann führte er ein langes Selbstgespräch: „Ich nur allein bin an allem schuld. Statt mich nur auf mich zu verlassen, hörte ich die Ratschläge jedes dummen Kerls, ließ ich mich von jedem Affen übertölpeln, der mich hinterdrein im geheimen gewiß noch ausgelacht hat. Immer ohne eigne Meinung bin ich hin und her gezerrt worden, bald von diesem, bald von jenem. Und während es mir ins tiefste Herz hinein von jeher wohlgetan hat, mein Geld keinem Bittenden zu versagen, sei es meinen Kameraden, sei es einer vor Hunger sterbenden armen Arbeiterfamilie — überlegte ich es mir nie, daß eine weise Einteilung, eine Beschränkung auch bei reichsten Mitteln als erster Grundsatz stehen muß. Wie vielen Unwürdigen habe ich gegeben“ . . .

Seine braunen, halb im Leben, halb im Schlaf stehenden Augen hoben sich. Aller Traum, der bisher, ihm unbewußt, in ihnen sein weichliches Bett gefunden hatte, schien verflogen. Sie blühten in diesem Augenblick, als führte er seine Schwadron zum Angriff. Seine Hand führte wieder die Zügel. Seine Haltung wurde straff.

Aber noch einmal sanken sie. Zum letzten Traum?

Und wie die Lüste Leporellos entrollte sich in seinem Innern ein Namensverzeichnis der Schönen, die er geliebt . . . Zuweilen lächelte er, zuweilen wurden seine Züge ernst.

Und immer weiter, tief im Traum (im letzten Traum?) ritt Breide. Und wieder fiel ihm eine Strophe jenes Liedes ein:

Der Himmel auf Erden,
Das Weib ist er mir,
Bringt Leid auch und Schmerzen
Das süße Turnier.
Es lebe der Stumpfsinn,
Hoch Austern und Sekt!
Schon lieg ich am Boden
Als Leiche gestreckt.

„Schon lieg ich am Boden als Leiche gestreckt,“ wiederholte er wie im Kehrreim. „Und das Leben bietet nichts andres, nichts besseres als das?“ Und von seinen Lippen klang es leise: „Heilwig, mein Weib“ . . .

Breide war, ohne recht zu wissen wie, auf dem Gute Heidrehm angekommen. Es fiel ihm plötzlich ein, daß Graf Heesten ein solcher Narr sei, der „Reime“ lese. Der wisse vielleicht, wer jenes Lied geschrieben habe, das ihm heute so plötzlich in die Seele gesprungen sei.

Nicht war es das in andern Ländern wohl aufrichtig gemeinte Gefühl, den Dichter kennen zu lernen und ihm, falls er noch nicht unter der Erde, zu danken für sein Lied, wenn es gefallen hatte — dafür war Breide ein Deutscher, und der Deutsche schenkt sich diesen Luxus —; wohl aber

fühlte er Neugierde. Die Strophen hatten gar zu sehr in seine Stimmung gepaßt.

Graf Heesten war auf ein benachbartes Gut in Geschäften gefahren. Breide setzte sich in den Schreibtischstuhl des Grafen. Neben sich auf der Mappe fand er einen Kladderbogen über Wildenbruchs neuestes Drama: Der Fürst von Verona. Er nahm ihn in die Hand, und ohne daß er Verständnis gehabt hätte — wer war denn Ernst von Wildenbruch — ach so, der schreibt ja „Stücke“, richtig — las er gedankenlos:

Im Aufbau, in der köstlichen Frische, im Vorwärts, in dem scharf gezeigten Wissen, wie alles sich aneinanderreihen muß, gleicht Wildenbruch Shakespeare. Aber es scheint mir immer, als sehe Wildenbruch, während er seine Dramen dichtet, nach den Wolken hin. In den Wolken aber thront eine hohe Beurteilungsbehörde. Diese Behörde ist folgendermaßen zusammengesetzt: In der Mitte ein Gendarm, ein Landrat, ein Staatsanwalt. Links, etwas erhöht, ein Generalsuperintendent; rechts, etwas erhöht, eine alte deutsche Schwiegermutter oder eine alte Jungfer. Über diesen: ein Bierbrauer, ein Leineweber und ein Fettviehzüchter, das „deutsche Volk“ vorstellend. Unten (in der Mitte, zu Füßen des Gendarmen, des Landrats und des Staatsanwalts) irgend eine deutsche Konfirmandin. Zu dieser Versammlung, so scheint es, ich sage, so scheint es mir, sieht Wildenbruch zu viel hinauf: „Um Gottes willen, sind Sie zufrieden?“ Das fragt sich Wildenbruch, so scheint es mir, entschieden zu oft. Ich denke mir, das darf, das soll ein wirklicher Dichter niemals. Der Dichter, wenn ich ihn mir richtig vorstelle, muß frei sein: frei sein zuerst von Brotsorgen (hat er solche, so soll er sich sofort aufhängen), dann aber auch in jeder andern Beziehung. Vor allem darf er nicht durch ein Geschäft, durch ein Amt behindert sein. Der Dichter, ist er ein wirklicher, schreibt einzig und allein nur für

sich, nur zu seiner Freude. Das klingt selbstsüchtig im höchsten Grade. Meinetwegen, aber ich bleibe dabei.

Der Titel des Dramas „Der Fürst von Verona“ klingt mir zu nüchtern. Ganz anders klänge: „Mastino und Scaramello“ oder (wenn auch etwas dienstmädchenräuberromantisch) „Blut in Verona“ oder „Feuer und Flammen in Verona.“

Die beste „Figur“ in dem Trauerspiel ist Scaramello. Hier hat Wildenbruch nicht auf die hohe Behörde in den Wolken geschaut. Tausend noch mal! ist der Scaramello ein Mensch. Herrlich, voll kochenden, wirbelnden Blutes, leidenschaftlich. Die hohe Volkengesellschaft hätte die Stirnen gefurcht, kopfgeschüttelt und geschrien: Das ist nicht die bekannte deutsche Wassersuppe! Willst du wohl, willst du wohl!

Sehr fein, äußerst gelungen gemeißelt sind Rizzardo und Adelaide. Mastino ist vortrefflich hingestellt. Selvaggia ist das bekannte deutsche Gretchen mit ein wenig italienischem Feuerzuckerüberguß.

Humor hat Wildenbruch nicht. Das zeigt sich wieder in seinem Klostergärtner: Der ist aus irgend einem kleinen Vorstadtheater geholt. Er lacht: Uhahaha. Schon das „U“ in Uhahaha bezeichnet den Clown aus dem Ringeltangel. Shakespeare, Hebbel, Büchner, Heinrich Kleist, Grabbe hätten uns einen wirklichen Gärtner aus dem Volke vorgeführt, und keinen gemachten. Nur hinein ins „Volk“ und einen herausgegriffen! Das soll der Dichter. Dann gibts lebensfrische Gärtner. Wenn Herr von Wildenbruch nur Jäger wäre, da hätte er bald einen gefunden. Aber er schmäh't die Jagd. Ei, ihn soll das Mäuschen beißen. Jeder Dichter müßte Jäger sein. Shakespeare und Turgeniew waren es!

Selbst Wildenbruch braucht noch das Großväter- „Ihr“ statt „Du“ (wenn nicht das moderne Drama „Sie“ verlangt); selbst Wildenbruch hat noch zuweilen das alte Tanten- und Dilettanten-„e“. Gradezu scheuß-

lich. Er geh„e“t noch zuweilen statt geht, er tanz„e“t statt tanzt. Möchte dieses „e“ endlich im großen Papierkorb unsers Jahrhunderts verschwinden . . .

„Das verstehe ich nicht,“ sagte sich Breide. „Und die vielen beschriebnen Zettel, die hier überall umher liegen.“ Er nahm den ersten besten.

Breide legte den Zettel schnell wieder auf den Tisch. Es war ihm unbegreiflich, wie ein Mensch sich mit solchem Unsinn befassen konnte. Bald saß er zu Pferde und erreichte Wittensee am späten Nachmittag.

* * *

Die Fürstin, Heilwig und Breide saßen bis spät in die Nacht auf. Wulfsilde hatte Bericht erstattet. Eine Hilfe irgendwoher war nicht zu ersohn. Die Lage wurde von allen Seiten gewendet: immer wieder klang das traurige Schlußwort: es ist zu Ende. Wenn auch Wittensee noch so hoch an Henning verkauft würde, die Restsumme der Schulden blieb ungeheuer. An die Deckung dieser auf irgend eine Art war kaum zu denken. Und so mußten denn Breide und Heilwig hinaus in die weite Welt, verfolgt von den Flüchen ihrer Gläubiger, von denen, die nicht befriedigt werden konnten.

Breide besann sich wohl zum erstenmal, wie ernst die Stunde sei, in der alles jetzt besprochen wurde. Wulfsilde und Heilwig freuten sich über seine Ruhe, seine festen Entschlüsse. Immer mit ihrem klugen Rat bei der Hand war Wulfsilde. Bald tröstete und ermunterte sie, bald zeigte sie inniges Mitgefühl. Sie war der Segen des Hauses in diesen Tagen. Als sie endlich zur Ruhe gegangen waren, fand die Fürstin noch die Muße (oder tat sie es, um auf andre Gedanken zu kommen), einen Abschnitt aus „Land und Leute Schleswig-Holsteins“ zu lesen:

Der Tod Johann Ahlefeldts in der Schlacht bei Hemmingstedt. Februar 1500.

. . . Das wilde, mordsuchende, finstre Nordmeer, der böseste Feind der Dithmarschen, wurde für den 17. Februar 1500 ihr Freund. Aus starkem Südwest sprang am Nachmittag der Wind in Nordwest um. Feiner Staubschnee begleitete ihn. Mit gierigen Köpfen stürzte die See auf die Deiche. „Die Schlußen auf!“ und die sonst mit allen Kräften abgewehrte Sturmflut ergoß sich jetzt in die Gräben und über die Fennen (Felder).

Noch immer hielten die dreihundert Bauern den dreißigtausend Feinden hinter der Schanze Tausendstufelwerfte gegenüber. Aus ihren Karthaunen rissen die Stückkugeln häßliche Löcher in die festgerammte schwarze Garde, die ihnen zunächst stand. Da schmolz dem Junker Slenz, ihrem Anführer, das Drahtseil der Geduld; hatte er es doch unerträglich gefunden, wegen der paar Bauern hier Halt machen zu müssen. Auf mühsam gelegten Faszchinen kam er zu Pferde von der Landstraße aufs freie Feld. Hinter ihm zogen seine Leute. Diesen Augenblick ersah aber Wulf Isebrand mit dem bis zum Gürtel reichenden gelben Bart, und: „Bohr di Gard, de Buer de kummt!“ sprang er mit seinen Dreihundert aus der Schanze. Ihnen voran aber stürmte die kensche Telsche, das schönste Mädchen der Dithmarschen, mit der Seidenfahne, auf der in Gold und Purpur die Mutter des Herrn gestickt war. Der lange Reimer von Wimerstedt schlug mit mächtigem Hieb seine Art in die Halsberge des Junkers. Diese aber stak so fest, daß Reimer den Häuptling zu Boden riß, ohne die Art herauszerren zu können. Auf den Junker aber trampelten die großen Bauernfüße und rammten ihn immer fester in den Lehm und Schluff.

Hier hielt fast die gesamte Ritterschaft auf dem Damm, eng gefeilt. Sie konnte nicht vor- noch rückwärts, noch nach den Seiten. Ja, so furchtbar saßen sie verschraubt im Gedränge, daß sie nicht die Fäuste

zu den Schwertern bringen konnten. In ihrer Mitte hielt der neunzigjährige Marschall und Bannerherr, Herr Johann Ahlefeldt. In seiner Rechten schwang er hin und her, hoch über seinen Helmfedern, den heiligen Dannebrog. Unaufhörlich rief der Alte hinter seinen Augen- und Mundgittern: „Steht fast, Edelküt, steht fast!“

Und immer mehr wurden die vornehmen Geschlechter Schleswig-Holsteins zusammengequetscht. Vorn floh die Garde ihnen entgegen; hinten, nichts ahnend, schoben der Troß und die Soldner des Königs. Und keine Wahl blieb den Rittern, als zu ersticken oder zu ertrinken. Von den Seiten, über die breiten, schmutzigen Gräben weg, rissen die Banern mit ihren langen Hellebarden die Hengste von der Straße ins Wasser und erschlugen dann die Herren. Da stürzte sich von den Edelleuten, wer sich aus dem Knäuel lösen konnte, mit gewaltigem Sporenhieb in die Wasser, spattelte sich heraus auf die weiche Marsch und suchte an den Banern zu kommen. Mit unsäglichlicher Mühe war es dem greisen Reichspanierträger gelungen. Sein Prunktroß blieb im Graben; er selbst aber, das Schwert in der Rechten, den Dannebrog in der Linken, fraß sich wie ein rasend gewordner Bär ins Banerfleisch. Neben ihm hieben sich Breida Himmelsbüttel und Kai Thienen herum. Bald aber waren die drei umzingelt und zu Boden geworfen. Breida Himmelsbüttel und Kai Thienen schluckten so heftig das ekelhafte braungelbe Schlammwasser ein, daß sie nach wenigen Minuten schon erstickten. Ihre goldnen Helme klebten im Dreck. Den alten neunzigjährigen Marschall aber wollten die Banern würgen. Sie rissen ihm das Visier ab. Doch er bligte sie mit den kühnen Augen, über denen die dicken, dichten, schneeweißen Brauenbüschel drohten, so furchtbar an, daß sie wichen. Bald aber entwandem andre ihm das Schwert. Die heilige Fahne aber ließ er nicht. Als

er den Tod fühlte, als sein Riesenkörper zum Tod erzitterte durch die fortwährenden Stöße und Schläge, biß er ins Fahnentuch und hielt so bis zum letzten Atemzuge das Banner fest . . .

Nach der gewonnenen Schlacht legten die Bauern ihre Hunde an die goldnen Ketten der schleswig-holsteinischen Ritter. Den Dannebrog, den sie dem heldenhaften Marschall von den Zähnen schneiden mußten, und die ungeheure Beute an Gold und Edelsteinen stifteten sie der heiligen Jungfrau, die ihnen den großen Sieg verlieh, die ihnen die Freiheit erhalten hatte . . .

Raum wußten sich die freien Friesen vor Wut zu bändigen. Sie standen an der Eider, bereit, mit Mord und Schlag und köstlicher Plünderungsvorfreude ins Land ihrer Todfeinde, der freien Dithmarschen, einzufallen, wenn die holsteinischen Ritter ihnen den Weg geebnet hätten. Das wußten die Dithmarschen, und sie können es ihnen noch heute nicht verzeihen.

Achtes Kapitel.

Am andern Morgen hatte die Fürstin das folgende Schreiben von Detlev erhalten:

Liebe Wulfhilde!

Ich wollte mich bei Dir auf einige Monate nach Italien beurlauben. Meine Adresse ist: Taormina, Sicilia (Via Reggio-Messina). Ich kenne und liebe das kleine Erdbebenneß schon seit Jahren.

In Breitenfleth ist es nicht mehr zum Anhalten. Ich hatte mich, so gut ich konnte, den Wunderlichkeiten Hennings gefügt. Nun aber gehts nicht länger. Seit einigen Tagen hat mein Bruder zwei Wanderprediger, sogenannte Sendboten, im Schlosse. Er hat sie aus Süd-

deutschland verschrieben. Der eine ist dick wie ein Elefant, der andre dünn wie ein Zündhölzchen und zerrissen wie eine alte abgelegte Althant. Der eine war Schneider, der andre Pantoffelmacher. Beide sind jedenfalls ehrenwerte Männer, gegen deren Ruf nichts zu erinnern sein wird. Hast Du sie denn bei Deinem letzten Hiersein nicht gesehen? Jedenfalls hängt mit diesen die plötzliche Sinnesänderung wegen der Begleichung von Breides Nestschulden zusammen. Vielleicht ist Henning der Engel des Herrn — auch Dir wird er es erzählt haben — in Gestalt des Dicken erschienen. Er ist gänzlich in den Händen der beiden „Erweckten“; und diese jedenfalls, denen er sich anvertraut hat, haben ihm abgeraten, um schließlich das ganze große Vermögen für die Kirche zu gewinnen.

Dann aber auch ist es mir unerträglich, die letzten Zuckungen Breides ansehen zu müssen. Er hat es selbst gewollt, denn sein Leichtsinm übertrifft alle denkbaren Fälle. Ich darf und kann und will kein Pharisäer sein — aber er machte es zu stark. Nun sind die Folgen da. Heilwig bedauere ich mit meinem ganzen Herzen. Welch ein Weib! Und daß sie tren bei ihm ansharrt. Dir, meine liebe Wulfsilde, bezeige ich meine höchste Bewunderung. Wenn ein Mann wie Breide solche Frau und solche Schwester hat, kann er nicht untergehn. Und doch fürchte ich . . .

In den „Föhrdener Nachrichten“ stand ja schon gestern unter den „Amtlichen Bekanntmachungen“ die anberaumte Zwangs-Versteigerung. Welche schwere Tage und Wochen stehen Euch bevor. Hätte ich das Geld, so würde ich zweifelhaft sein, Breide zu helfen; denn nur den Gläubigern, von denen ihn die meisten aufs schändlichste betrogen haben, die Summen in den Rücken zu schlendern, halte ich für nicht richtig.

Als ich, zweimal zusammengebrochen, zweimal wieder emporkam, war es nicht Henning allein, sondern

auch Breide, der mich rettete. Und das will ich ihm nicht vergessen. Vielleicht hab ich später Gelegenheit.

Willst Du Heilwig und Breide aus diesem Schreiben mitteilen, was Du für gut findest.

Dir aber und Heilwig und Breide darf ich nicht mein Mitleid — es liegt so etwas Mägliches, ja oft Kaltes, Höhnisches im Mitleid — wohl aber mein inniges Mitgefühl sagen.

Weg nach Süden aus unserm übererusteten, überstillen Schleswig-Holstein.

In alter Anhänglichkeit

Dein gehorsamster Better

D. H.

Die Fürstin erzählte ihrer Schwägerin und ihrem Bruder aus der Zuschrift Detlevs. Sie bemerkte nicht, daß sich über die Züge Heilwigs Schreck und Freude, Erblassen und Erröten jagten. Auch fiel es ihr nicht auf, daß die Baronin zu ihrem Maune trat, dessen Kopf in ihre Hände nahm und ihn küßte.

Breide, in übermütiger Stimmung, als hätte er das große Los in diesem Augenblick gewonnen, sprang auf und sagte:

„Kinder, gestern machte ich meinen Abschiedsritt durch meine Wälder und Felder; heute will ich meinen Abschiedsgang gehen. Wir haben heute den 1. September: ich nehme Don und mein Gewehr mit, um euch einige Hühner zu schießen. Das Wetter ist so herrlich. In manche Räte möchte ich noch einmal treten, manchen Baum, manche liebe Stelle noch einmal — zum letztenmal — begrüßen. Noch gehört ja alles mir . . . Vielleicht komme ich spät nach Hause“ . . .

Und seinen Fesacheur aus dem Schrank nehmend, Don heranziehend, der trotz seines Rheumatismus im linken Hinterbein wie außer sich herumsprang (merkte er doch, daß es zur Jagd ging), empfahl sich Breide den Damen.

Wulfhilde und Heilwig sahen ihm aus dem Fenster nach. Wie ihm der schier tausend Jahre alte graue Filz mit der einfachen Sperberfeder gut auf den braunen Haaren saß. Wie frischweg er ging, wie ungebeugt und schlank er schritt. Nun sah er noch einmal grüßend zurück, und dann, sich wieder vorwärts bewegend, warf er spielend sein Gewehr in die Luft, als tanze er die Fantasia vor einem Trupp lustiger Araber.

Die beiden Frauen am Fenster verfolgten ihn, so lange ihre Augen ihn noch erreichen konnten.

„Ich werde bis an mein Grab nicht klar über ihn,“ sprach die Fürstin; „ein solcher Lebensmut in schwerster Lebenslage ist einzig.“

„Ach, selbst jetzt beugt er sich nicht, Wulfhilde.“

„Du sollst sehen, Heilwig, wie stolz du noch auf deinen Mann werden wirst. Die eiserne Notwendigkeit, der furchtbare Sturm seines Schicksals, das Erkennen endlich der Selbstschuld biegt ihn, aber bricht ihn nicht“ . . . Dann fuhr sie fort: „Er weiß es scheinbar noch nicht, daß die Zwangsversteigerung von dem Gericht in den Blättern angezeigt ist. Ich mochte es ihm nicht sagen, um ihm den letzten Tag nicht zu verleiden.“

„Die Zwangsversteigerung steht schon in den Blättern?“ fragte Heilwig mit großen Augen.

„Einmal mußte es doch geschehen. Je eher daran, je eher davon, weißt du, liebe Heilwig.“

„Aber wenn er es läse in einem Dorfkrug; wenn irgend ein taktloser Mensch ihn fragte . . . Die ‚Föhrdener Nachrichten‘ hält jedes Hans.“

„Nun denn, dann ist's nicht so schlimm. Einmal muß er es doch erfahren. Und den Leuten, die es lesen, ist es keine Neuigkeit. Die ganze Provinz hat ja die Worte Bredensleth und Wittensee im Munde seit Wochen.“

Unterdeß war Breide seinen Weg gegangen. Aus der langen Kastanienallee bog er in einen Redder ein. Die Hitze drückte afrikanisch heiß auf die Knicks und auf den

engen Weg. Der Jäger schob seinen Hut in die Stirn hinauf, daß ein Büschel Haare auf die im Gegensatz zu dem übrigen stark gebräunten Gesicht blendend weiße Fläche fiel. Langsamer trat sein Fuß. Beim nächsten Hecker blieb er stehen, legte Hut und Gewehr ab und setzte sich in den Schatten.

Um sich schauend, sah er mit stiller Freude auf die ihm bekannten und so vertrauten Gräser und Blumen. Er pflückte sich — noch war sein das Feld — ein Sträußlein von blauen Glockenblumen, gelbem Hartheu, Schafgarbe mit ihren weißen Doldenblümchen, hellschwefelgelbem Leinkraut; und weil er noch erreichen konnte mit der Hand, ohne sich erheben zu müssen, riß er einige der tiefschwarzen Beeren der Ahlkirsche und ein Zweiglein einer Krüppelleiche an sich. Wie ein junges schwärmerisches Mädchen legte der große, hübsche Garde-Ulanenrittmeister a. D. alles auf seinen Schoß und fing zu ordnen an. „Etwas geschmacklos in der Zusammenstellung,“ lachte er, „aber die Natur in allen ihren Erzeugnissen ist schön. Nichts geht mir über einen Feldstrauß.“

Plötzlich sah er auf und horchte. Nicht weit von der Stelle, wo er sich im Schatten ausgestreckt hatte, unsichtbar im Wege, hörte er eine Drehorgel, und eine tiefe, kräftige Männerstimme sang:

Unser Kaiser liebt die Blumen,
Denn er hat ein zart Gemüt,
Doch von allen liebt er eine,
Die in keinem Garten blüht.
Nicht nach Rosen steht sein Sehnen,
Draußen pflückt er sich im Feld
Eine kleine blaue Blume,
Die er für die schönste hält.

Unvergeßlich bleibt Eulze,
Preußens Stolz und lichter Stern,
Sie trug einst die blaue Blume
Als den schönsten Schmuck so gern.

Darum hat der Sohn, der edle,
Sie als Liebling sich erwählt,
Weil die Liebe seiner Mutter
Wunderbar sein Herz besielt.

Unbeschreiblich war der Zauber dieses einfachen, zum Volkslied gewordenen Gedichtes und seiner ins Herz gehenden melancholischen Melodie immer auf Breide gewesen. Er konnte sich keine Rechenschaft davon geben . . . Nun schaute er, ganz wie abwesend, während die Orgel immer weiter spielte und der Gesang immer weiter tönte, in die blaue Ferne. Wie wohl und weh ihm war . . . Noch einige Felder waren mit Hafer und Weizen besetzt. Zwischendurch flimmerte die Lupine, die zuweilen ihren honig süßen Geruch auf einer Luftwelle sandte. Weit entfernt war schon wieder ein Pflug beschäftigt. Über Breide weg flogen die Saatkrähen; sie wollten zum Pfluge, um hinter ihm her zu äßen. Eine Goldammer tirillierte ihm zu Häupten in einer jungen Eller unaufhörlich ihr „Nimmer, nimmer, nimmer, nimmer — mehr.“

Breide hatte sich gelegt, die Hände unter den Kopf verschränkt, und starrte in den Himmel. Ein unermesslich hoch über ihm stehendes, weißes, zerfasertes Schäferwölkchen wollte nicht von der Stelle. Wie angeklebt hing es am blauen Dach.

Und immer noch klang das Lied. Etwas Unbehilfliches, etwas Kindliches, Unschuldiges lagerte auf dem frischen Gesicht Breides.

Nun näherte sich, weiter spielend, der Leierkasten; plötzlich verstummte die Musik, und im Hektor stand der Invalide Hermann Hansen. Breide wandte ihm die Stirn zu und lachte.

„Was, Schwerenot, Hansen, orgeln Sie hier im Redder den Spinnen und Fliegen; oder haben Sie mich einbiegen sehen?“

„Sawohl, Herr Rittmeister. Ich sah Herrn Rittmeister

ins Heß gehen. Und ich weiß, daß es das Lieblingslied des Herrn Rittmeisters ist."

Breide (das kannte Hansen schon) schenkte ihm ein Zweimarkstück und erkundigte sich, wies ihm ginge. Als er Antwort erhalten hatte, sagte er: „So, Hansen, nun gehen Sie. Noch einmal, wenn Sie am Schülper Weg ankommen, spielen Sie nur zwei Strophen, aber nicht mehr . . . Das Lied —“ greift mich an, wollte er weiter sprechen . . .

Nach einer Viertelstunde tönten ihm zwei Strophen vom Schülper Weg herüber. Es war zum Herzerspringen traurig. Gut, gut, daß das Lied dann verstummte . . .

Der Baron sprang mit einem Ruck auf: „Ah, was! Vorwärts!“ Und den kleinen Strauß wie einen Schmuck an die Jagdtasche bindend, schritt er wieder in den Redder hinein.

Raum war er drei Minuten gegangen, als ihm Erien Heeschen begegnete. Erien Heeschen wanderte durch diesen Weg schon über sechzig Jahre mit ihrem Brotkorb. Hin zu den Dörfern und zurück von ihnen benutzte sie diesen Paß so lange schon.

„Na, wo geit't mit' Geschäft, Trina; kannst brav Stuten (Semmel) verköpen?“

„De Tid is wat slecht. Dat help sîc sacht so dôrch, Herr Baron,“ erwiderte die Alte.

„Na, dat ward all gahn, Trina.“ Der Rittmeister schenkte ihr einen Taler. Wie oft schon hatte er das getan, wenn sie sich begegneten. Was war denn das? Die Greisîu hatte Tränen in den Augen. Sie und der Jäger kannten sich so lange schon. Sie durfte sich die Frage erlauben:

„Dat kann ick nich glöben, dat uns gnädige Herr uns verlaten will. De Lîd seggn dat ja. Nâ, nâ,“ sagte sie weich, „blîvn Se bî uns, Herr Baron.“

„Dat treckt sîc allens wedder trecht,“ antwortete Breide. Er wollte lächeln, aber es ging nicht. „Addiûs, Trina.“ Und bald war er ihren blôden Augen verschwunden.

Die Sonne hatte ihren Höhepunkt erreicht. Wie der Pascha stieg sie nieder, der durch sein Leben im Sichelwagen gestanden hat, dem hochentrollte Fahnen vorgetragen sind, den ewiges Triumphgeschrei und Siegeslieder bis zum Stumpfsinn umrauschen.

Die Nachmittagshitze wurde immer drückender. Breide eilte einem Wäldchen entgegen, dem Nerthusholz. Statt der deutschen Göttin zerbröckelte hier im tiefsten Tann eine Diana von Versailles. Dort wollte er sein Frühstück verzehren. Auf dem Plätzchen fand er Lene Benk, deren Mutter eine Zigeunerin gewesen. Sie sammelte Kräuter für ihre Großmutter. Diese war ein altes, abscheuliches, zahloses Weib. Es klang wie aus einem Märchen: am Waldrand wohnte sie — das hatte ihr Breide erlaubt. Von allen andern Gütern und Dörfern wurde sie stets vertrieben. Sie stahl aber auch wie der abgeseimteste Dieb. Den Rittmeister kümmerte das wenig. Die Bauern behaupteten zwar, er dulde sie nur, weil ihr hübsches glutäugiges Tochterkind bei ihr wohne.

Lene erschrak nicht, als er in ihre Nähe kam. Sie blieb ruhig auf den Knien liegen und suchte weiter. Aber sie kicherte und schielte nach ihm. Alle Weiber können rückwärts schauen.

Der Rittmeister schien sich nicht um sie zu bekümmern. Er setzte sich auf den Sockel der verfallnen Statue und nahm seine Eßvorräte aus der Tasche. Dann rief er leise: „Lene, komm her. Wir wollen zusammen frühstücken.“ Und wie eine Eidechse huschte sie heran, kauerte sich zu seinen Füßen und bligte ihn an. „Mach den Mund auf, Lene,“ und der Rittmeister schob ihr ein eibgelegtes Butterbröddchen zwischen die weißen Zähne. Sie sprachen nicht viel beim Eßen. Er behandelte sie wie ein Kind. Nach beendeter Mahlzeit machte sie ihm Feuer zur Zigarre. Dann kauerte sie wieder zu seinen Füßen. Als Breide, übermüdet von seinem Wandern, einschlief, brach sie Farukraut ab und fächelte ihm Kühlung. Sie hockte sich dicht an sein Haupt und fächelte

und fächelte. Als der Baron erwachte, lachte er: „Du mußt ein rotes Tuch zu deinen schwarzen Haaren haben,“ und ihr Geld gebend, sagte er: „zeig nicht der alten Here, sonst stiehlt sie dir unterm Stroh weg.“ Als er sich erhob, fiel das wunderhübsche Mädchen vor ihm nieder und küßte ihm die Hände. „Gut, gut, Lene, steh auf!“ Sie aber ließ die rabenschwarzen Haare über seine Finger fließen. Und fremde Worte murmelnd, stand sie auf. Er legte ihr die Hand um die Schulter, und ohne zu sprechen, wanderten sie an den nächsten Rand des Wäldchens. Als sie dort angekommen waren, hörten sie das saufte, pfeifende Rufen des roten Milan. Beide beschatteten mit den Händen die Augen und sahen in die Höhe. Da schwamm der herrliche Gabelweih, ohne Flügelschlag, minntendurch nur fortwährend den langen Schwanz als Steuer gebrauchend. Als hing er an einem unendlichen Himmelsbindfaden, so sah's aus. Dann schlug er zweimal, dreimal langsam mit den starken Fittichen und verschwand im grellsten Sonnenlicht.

Der Rittmeister schritt allein in die Glut hinein. Das Mädchen beobachtete ihn, bis er hinter einer Höhe untertauchte; dann suchte sie weiter im Holz nach ihren Kräutern.

Plötzlich blieb Breide stehen, wie um sich zu vergewissern, wo er sei. Und da lag auch schon das kleine Haus, das er suchte. In zwanzig Minuten konnte er es erreichen. Von hier aus dunkelte ihm nur das Strohdach entgegen. Neben dem Gebäude streckte ein verdorrter, gestorbener Apfelbaum seine Äste in die Luft. Wie eine große Koralle machte sich von seinem Standpunkt aus. Als er in die Kiste eintrat, starrten ihn vier, fünf unendlich schmutzige Kinderchen an, die alle die Daumen in den Mäulerchen verstecken spielen ließen. Breide fragte das älteste, ein flachshaariges Mariechen, wie es der Mutter gehe. Mariechen aber lief weg; und ihr hinterdrein flohen die Geschwister. Nun betrat er die Stube. Er kannte ja jeden Punkt auf seiner Besitzung. Im Bette, das Heilwig geschickt hatte, lag das arme Weib in den letzten Zügen. Er

war kein Mensch sonst in dem engen, dumpfigen Raum. Die Frau erkannte Breide. Sie versuchte sich lächelnd emporzurichten. Es ging nicht. Nun versuchte sie noch einmal, die abgemagerte Rechte um den Quast legend, der über ihrem Lager als Haltepunkt hing. Es ging nicht mehr. Da holte Breide alle Kinder herein und ließ sie ums Bett stehen. Das jüngste, auch schmierigste, nahm er auf den Schoß. Die Geschwister beobachteten ihn ernst, erstaunt, neugierig. Dann sprach er sanfte Worte der Sterbenden ins Ohr: sie solle ruhig sein, für ihren Mann und die Kinder werde er sorgen. Und als er das Gesangbuch auf dem Tische fand, las er ihr die herrlichen Verse:

Befiehl du deine Wege
Und was dein Herz kränkt
Der allertreuesten Pflege
Des, der den Himmel lenkt.

Und mit einem letzten dankbaren Blick auf ihre Kinder neigte die erlöste Frau das Haupt zur Seite und ging zu Gott.

In diesem Augenblick trat Pastor Tröster ein. Er und Breide hielten viel von einander. Sie waren beide treue, gute Menschen. Der Baron ließ für die Kinder ein großes Stück Geld zurück. Der frische, werktätige, junge Pastor bat Breide, zu gehen. Er ahnte, daß es Breides letzter Gang über sein Besitztum sei. Und sich die Hände kräftig und verständnisvoll drückend und schüttelnd, trennten sie sich.

Noch immer war er nicht zum Schuß gekommen. Das war sonst nicht seine Art. Er übte leidenschaftlich die Jagd. Don schien auch sehr unzufrieden mit seinem Herrn zu sein. Er schob, mißmutig schon seit Stunden, hinter Breides Fersen her. Einige Male hatte er „gestanden“; sein Herr aber hatte das nicht einmal bemerkt. Unerhört. Und er kam auch im Lauf des Nachmittags nicht dazu, das Gewehr an die Wacke zu ziehen.

Überall blieb er bei den Leuten stehn, die ihm begegneten. Mit allen wechselte er freundliche, gute Worte.

Nun wollte er auch noch der kleinen, rundlichen, lebhaften Frau Holsen auf Amönenhöhe und ihren schlanken Töchtern Lebewohl sagen. Frau Holsen, in Wesselsburen geboren, war Witwe und hatte seit langer Zeit das Wirtshaus Amönenhöhe in Pacht von Breide. Im Sommer vermietete sie ihre Zimmer an Sommerfrischler aus Hamburg und aus den holsteinischen Städten.

Als sich der Rittmeister auf der Veranda niedergelassen hatte, ohne daß er von irgend einem der Hausgenossen bemerkt worden wäre, fand er auf dem Tisch vor sich das Januarheft 1880 der Monatschrift „Nord und Süd“. Wahrscheinlich war es hier einmal von einem Gaste bei seiner Rückkehr in die Stadt vergessen worden. Er schlug, wie in Gedanken, die Zeitschrift auf und fand in einem Aufsatz von Eduard von Hartmann „Die Bedeutung des Leids“ eine Stelle, die ihm besonders zusagte:

„Das allein weise Verhalten gegenüber dem unaufhebbaren Leid ist also: Kein Bedauern und keine Reue über Vergangenes, keine Sorge und Furcht vor Zukünftigem, und keine Ungeduld und keinen Mißmut über Gegenwärtiges.“

Er sah von dem Buche auf, um über das Gelesene nachzudenken. Wie ein zureichender Trost schien ihm der eben gelesene Satz. Er beruhigte ihn.

Immer stiller wurde es um ihn her. Aus dem kleinen, von prächtigen Linden, über denen noch die Schwalben zwitschernd hin und her schossen, umgebenen Teich schwamm, die Flügel schlagend, eine weiße Ente nach der andern ans Ufer, um hier, in langer Reihe, nach ihrem Stall zu watscheln. Ein fünfjähriger Knabe bemühte sich gewaltig, alle möglichen Steinchen und Stöckchen zu sammeln, um mit diesen die Enten zu treffen. Die wackelnden Vögel schienen sich aber nicht im mindesten um den kleinen Taugenichts zu kümmern.

Möglich hörte Breide im Zimmer, dessen Fenster geöffnet nach der Veranda standen, eine Männerstimme:

„Nun will ich dir zeigen, Bertha, wie ein Gedicht entsteht. Das wolltest du ja immer gerne wissen. Als wir gestern Abend durch den Wald gingen, trat, wie dir erinnerlich (wir erschrafen beide), der alte Glasermeister Möller hinter einem Baum hervor. Er hatte sich dort seine Pfeife angebrannt. Im selben Augenblick hatte ich den Anfang des Gedichtes. Den alten Kerl hielt ich für einen Nebenbuhler.“

Das reizende junge Mädchen, dem dies erzählt wurde, lachte. „Nun, das ist ja köstlich. Bitte, bitte, wie heißt das Gedicht?“

In diesem Augenblick sah Breide hinein, ohne von den beiden gesehen zu werden. Der junge Mann, den er als Verlobten der hübschen Bertha erkannte, begann, den Kopf stolz und hochmütig zurücklegend, wie im Trotz:

Schlag ihn tot.

Wenn du zauderst und in Angst
Vor dem Nebenbuhler bangst,
Laß das Lieben, laß das Küssen!
Lieben heißt: aus Feuerzüssen
In verschwiegne Mondesnacht
Unversehrt den Raub gebracht.

Zipfelt hinter jenem Baum
Deines Mitbewerbers Saum,
Söhnisch lach dem Sich-Berberger,
Daß er sticht vor Wut und Ärger!
Eigert er auf dich hinaus,
Tas ihn! wie die Kat die Maus.

Laß ihn liegen. Neres Blut
Düngt die Erde gern und gut.
Dann im dunklen Frühlingsgarten
Wird dein Mädchen dich erwarten,
Und empfängt den stolzen Herrn —
Zärtlich grüßt der Liebesstern.

Bertha lachte: „Das klingt ja wie ein Räuberhauptmannslied.“

Ihr Kavalier sagte ein wenig ärgerlich: „Das verstehst du nicht, liebes Kind.“ Dann aber zog er das Mädchen stürmisch an sich, und sie küßten sich leidenschaftlich.

Breide klopfte ans Fenster, um sich bemerklich zu machen.

* * *

Es war schon völlig Abend geworden, als der Baron in Dorf Wittensee anlangte. In den „blauen Lappen“ tretend, das kleine Wirthshaus vorm Eingang zum Parke, das stets an einen ausgedienten Schloßbedienten verpachtet war, traf er keinen Menschen in der Schenkstube. Auf dem Tisch lagen die neuesten „Föhrdener Nachrichten“. Er sah wie zufällig hinein und las:

A m t l i c h e B e k a n n t m a c h u n g e n.

Zwangs-Versteigerung.

Im Wege der Zwangsvollstreckung soll das im Grundbuch eingetragene, dem Freiherrn Breide von Hummelsbüttel gehörende adliche Gut Wittensee

Montag, den 7. September 1884,
nachmittags 2 Uhr,

von dem unterzeichneten Gericht an Ort und Stelle versteigert werden. Die Grundstücke *cc.* *cc.*

Das Urtheil über die Ertheilung des Zuschlags wird

Freitag, den 11. September 1884,
mittags 12 Uhr,

an Gerichtsstelle verkündet werden.

Föhrden, den 24. August 1884.

Königliches Amtsgericht.
(gezeichnet) von Siedhem.

Wie vom Schlage gerührt stierte Breide auf die Zeitung. Er war leichenblaß geworden. Gewiß hatte ihm das Gericht längst die Anzeige gemacht. Aber durch so viele gerichtliche Briefe und Gläubigerschreiben in große Aufregung geraten in den letzten Monaten, hatte er unverantwortlicher Weise selten eine Zuschrift geöffnet.

Und nun, hier, im eignen Dorftrug, mußte er das Schreckliche, das ihm doch längst schon bewußt sein sollte, lesen.

Er schlich sich zur Tür hinaus und stand nach wenigen Minuten vor Heilwig und Wulfskilde, die ihn ängstlich erwarteten. Die Damen wußten alles. Zitternd schloß er Heilwig in die Arme.

Als er sein Schlafzimmer betreten hatte, öffnete er das Fenster. Die Nacht lag weich und schwül; der Vollmond stand am Himmel und gab sein weißes Licht der schlafenden Natur. Aus dem Garten klang einmal der klagende Ruf eines in seinem Nest überfallnen Vogels. Und stumm um ihn her lag alles.

Lange stand er und schaute hinaus. Endlich sagte er: „Ich will leben. Ich will nicht untergehn. Ich will ein Mann sein.“

Neuntes Kapitel.

Im Arbeitszimmer auf Bredensleth saßen sich Henning und Justizrat Möllwind gegenüber.

Es war am Tage vor dem Verkauf von Wittensee.

Da Detlev Hummelshüttel, der gewissermaßen als Zeuge bei den Vorverhandlungen erwünscht gewesen, abgereist war, hatte der Rechtsanwalt dem Gutsbesitzer von Bredensleth den Grafen Heesten auf Heidrehm als Stellvertreter vorgeschlagen. Henning war darauf eingegangen. Aus welchem Grunde der Justizrat gerade den ihm nicht sehr

genehmen Herrn von Heesten ausgesucht hatte, blieb unentschieden. Der Gutsherr von Heidrehm hatte sofort, wenn er sich auch ein wenig verwunderte, daß auf ihn die Wahl gefallen war, angenommen. Er hoffte Breide nützlich sein zu können. Graf Heesten war, sozusagen, der Unparteiische.

„Ich versichere Ihnen, Herr Graf, noch vor einigen Tagen hat Baron Breide das Geld gradezu weggeschleudert, wie man Asche auf den Kehrriht wirft. Das ist in der That ein Leichtsinu, der vor die Gerichte gehört. Es ist gut, daß das morgen unter allen Umständen ein Ende erreicht. Und Sie sind gewillt, um jeden Preis Wittensee zu kaufen?“

„Um jeden Preis, Herr Justizrat.“

„Aber es könnte sein, Herr Graf, daß die Schlußsumme unverhältnismäßig hoch wird. Die Gläubiger — es sind dreihundert und einundzwanzig — bis zu denen hinunter, die zwanzig oder dreißig Mark zu fordern haben, sind entschlossen, den Preis zu schrauben, da ihnen bekannt ist, wie sehr Ihnen am Erwerbe Wittensees gelegen ist.“

„Wie denn sollen die Gläubiger das Geld aufbringen, wenn sie gegen mich halten wollen? Das ist ja undenkbar.“

„Sie dürften irren. Das Geld spielt bei solchen Anlässen keine Rolle. Das ist vorhanden.“

„Nun, ich verstehe das nicht. Genug, ich wünsche Wittensee zu haben. Die Gründe sind Ihnen bekannt. Außerdem habe ich beschlossen, im Herrenhaus des Gutes eine Erziehungsanstalt für junge Geistliche einzurichten, die später in die Welt hinausgehen sollen, um dem greulichen Unglauben zu steuern und die Seelen zu erwecken. Jetzt aber wollen wir beten.“

Henning schlug die Bibel auf und legte seinen Kopf hinein, lange, unverständliche, eintönige Bitt- und Klagelieder murmelnd.

Der Justizrat saß hinter ihm, die Hände auf dem Bauchlein gefaltet, und sah mit komischer Miene über seine Brillengläser auf den Grafen. „Durchaus verrückt,“ dachte er.

Graf Heesten wurde gemeldet.

Wie eine Erlösung kam es dem kleinen Rechtsanwalt. Er war nahe daran gewesen, in Augstschweiß auszubrechen.

* * *

Graf Heesten und der Justizrat hatten der Einladung Hennings Folge gegeben und blieben die Nacht auf Brendsfleth. Die Herren hatten zwei Zimmer neben einander, deren Verbindungstür offen stand.

„Kommen Sie, kommen Sie, Herr Graf. Eine ausgezeichnete kalte Küche, warme Plättchen darunter, steht vor mir. Lassen Sie nicht länger auf sich warten.“

„Da bin ich schon,“ sagte eintretend der Erbherr auf Heidrehm.

Die Herren gerieten bald, kräftig den vor ihnen lagern- den Weinen und guten Sachen zuspreekend, in ein eifriges Gespräch.

„Ist es Ihnen erklärlich,“ sagte der Rechtsanwalt, „wie sich ein Mann von so klarem Verstande, wie ihn Graf Hummelsbüttel besitzt, so völlig verrennen kann in religiösen Wahnsinn? Ich versichere Ihnen, daß ich in meiner langen Praxis niemals einem Menschen wie dem Grafen begegnet bin, der in so genialer Weise ein ungeheures Vermögen verwaltet und vermehrt hat. Er hat das Genie Bleichröders. Und dabei dieser Wlodsinn, dieses sich selbst aufs äußerste Peinigen und Quälen.“

„Auch mir ist die Sache ein Rätsel. Er muß es geerbt haben. Wer weiß, wer von seinen Vorvätern vor Hunderten von Jahren schon dieselben Gedankengänge gehabt hat.“

„Ich begreife nicht, daß nicht die Regierung, der Oberpräsident, der Landrat des Kreises aufmerksam geworden sind. Haben Sie denn nicht von den Tubachören und Fldtenschülern gehört, die der Graf auf seinen Dörfern heranzubilden läßt, daß sie geistliche Gesänge begleiten. Das ist ja Gefahr für die Sittlichkeit.“

„Der Landrat des Kreises, Herr von Birkenstock, ist selbst ein außergewöhnlich frommer Mann. Trotzdem er

nie aus seinem Bureau hinauskommt, — der Neid muß ihm lassen, daß er der fleißigste Mensch des Weltalls ist, denn er sitzt Winters und Sommers von früh fünf Uhr an am Schreibtisch, — glaube ich allerdings, daß er Kenntniß haben muß. Aber er wird im stillen sehr mit den Tubachören und Flötenschülern übereinstimmen. In seiner Beschränktheit, in seinem stark ausgeprägten Hochmuth hält er diese Art von christlichem Wandel für durchaus geeignet, die mehr und mehr zunehmende Außerachtlassung des Kirchenbesuchs wieder zurückkehren zu lassen."

„Aber der Oberpräsident."

„Der Oberpräsident, wie der Landrat Birkenstock, ist ein außergewöhnlich fleißiger, tätiger, umsichtiger Mann. Um fünf Uhr täglich sitzt auch er am Schreibtisch. Eine große Klugheit unterstützt seinen Fleiß. Es kommt bei diesem jedoch dazu, daß er kein Einheimischer ist. Er betrachtet wahrscheinlich seinen Posten nur als Übergang zum Minister. Da gilt es, sehr vorsichtig zu segeln. Der Sastrap einer Provinz muß immer in der Provinz selbst geboren sein. Er muß jeden Dachziegel, jeden Kohlkopf kennen. Er muß die Sprach- und Sprechweise des ihm unterstellten Landes genau verstehen. Vor allem: er muß Herz haben. Nein, nein, ich wiederhole: der höchste Verwaltungsbeamte muß aus den guten Familien der Provinz — gleichgültig, ob vom Adel oder nicht — hervorgegangen sein. Und zum Schluß: er darf nicht des Geldes wegen dienen. Schwer reich soll er sein. Er muß vorstellen können."

„Da bleiben uns nur die Gendarmen übrig."

„Die Stellung eines Gendarmen — die unbequemste vielleicht im Deutschen Reich — steht, was Takt anbelangt, auf derselben Stufe mit unsern Botschaftern und Gesandten. Bald sollen sie sehen, bald sollen sie nicht sehen. Ich habe vor unsern Gendarmen immer die größte Achtung gehabt. In unserm Falle also nehme ich den Oberpräsidenten, die Regierung, den Landrat und die Gendarmen völlig in Schutz. Was denn ist vorgefallen bis jetzt? Daß ein reicher Mann

Vetstunden hält, sich ‚Sendboten‘ aus Süddeutschland verschreibt, seine Dienerschaft langweilt durch häufige Andachten, auf seinen Höfen und Dörfern Zubachöre errichtet — das alles ist doch kein Grund zum Einschreiten der Behörden?“

„Sie werden sehen, Herr Graf, die Sache nimmt kein gutes Ende.“

„Daran zweifle ich nicht einen Augenblick.“

„So müßte vorgebeugt werden —“

Die Thür öffnete sich, und der alte Kramer trat mit leichenblassem, erregtem Gesicht ein. Er vergaß auch jetzt den Kammerdiener nicht. Nach einer tiefen Verbeugung sagte er etwas unsicher:

„Ich bitte recht sehr um Vergebung, meine Herren, daß ich in so später Nachtstunde noch erscheine, allein ich glaube, daß es mir meine Pflicht gebietet“ . . .

Wie aus weiter Ferne klangen Posannens töße.

Graf Heesten und der Justizrat sprangen auf, und wie auf ein unausgesprochenes Befehlswort folgten sie Herrn Kramer, der mit einem Laternchen ihnen voranschritt durch lange Zimmerreihen und Gänge. Endlich waren sie im westlichen Teile des weitläufigen Gebäudes angekommen. Herr Kramer bat seine Begleitung mit einer Handbewegung in eine Nische und löschte sein Licht.

Mit dumpfen Zubatönen, mit Fackelträgern näherte sich ihnen ein feierlicher Aufzug. Voran ging Lesage. In jeder Hand hielt er einen dreiarmligen Leuchter mit brennenden Kerzen. Das gelbe Gesicht des Kerls mit dem gemeinen Ausdruck sah gradezu schenßlich aus. Hinter ihm wankte der Graf wie ein Betrunkener; auch seine Augen stierten wie die eines schwer Betrunknen, sein Antlitz war aschfahl. Mein Gott, mein Gott, war das der frühere „schneidige“ Gardedragoners-Rittmeister?

Rechts und links wurde Henning unterstützt von dem dicken und dem dünnen Sendboten, vom Pantoffelmacher und vom Schneider. Eine niederträchtige Gebärde lag auf ihren Zügen.

Dann folgten dickbackige Bauernburschen, Kutscher, Kätner, Gärtner, die die abscheulichsten Töne in die Posaunen stießen. Ihnen endlich folgte eine Schar von ältern Männern, die unaufhörlich unverständliche Gesänge plärrten.

„Dieser Aufzug ist der erste der Art,“ flüsterte der alte Kramer.

Graf Heesten wollte wütend auf die Vorüberziehenden lospringen. Der Justizrat hielt ihn zurück: „Noch nicht.“

So watschelte, wackelte, wanderte im Grabesschritt die Gesellschaft bei ihnen vorbei.

Heesten, Möllwind und Kramer schlossen sich unbemerkt dem Zuge an. Dieser endete in einem zur Kapelle eingerichteten Eckzimmer. Immer noch unbemerkt standen die drei. Doch konnten sie Alles überschauen.

Der Graf wurde in einen mit schwarzem Tuch über und über behangenen Stuhl gesetzt, der vor einem zum Altar umgewandelten Tische stand. Lesage setzte auf diesen die Leuchter und trat dann zurück. Hinter dem Sessel des Rittmeisters hatte sich die Begleitung im Bogen aufgestellt. Es paßte alles, als wären Proben vorhergegangen.

Nun betrat der Dünne die Stufen des Altars und begann eine donnernde Rede. Er sprach scharf dem armen Henning ins Gewissen. Immer frecher, immer fanatischer schmähte er auf Alle, die nicht dem Glauben anhängen.

„Soll ich dem Schuft an die Gurgel?“ murmelte Heesten.

„Noch nicht, noch nicht,“ hielt ihn der Justizrat zurück.

Der Dünne hatte geendet, und der Dicke (der Pantoffelmacher) trat vor. Seine Predigt — er sprach nicht schlecht — klang gemäßigter. Aber auch er peinigte den vor ihm Sitzenden.

„Sind denn die Bauern, die Dienerschaft Hennings solche feige Bande, daß sie nicht vorstürzen und die Kerls zerreißen,“ flüsterte wieder Heesten.

Der Pantoffelmacher, ein abscheuliches Lächeln auf dem fetten Gesicht, schloß mit einer furchtbaren Androhung der ewigen Höllestrafen.

Da hielt es Herrn von Heesten nicht mehr. Mit einem gewaltigen Sprunge stand er vorm Altar. Und rechts und links die Sendboten vor die Brust packend, schleuderte er sie in die Ecken: „Schufte, verdamnte, ins Gefängnis mit euch.“

Dann winkte er den Knechten und gebot ihnen — alle gehorchten willig — die beiden Betrüger festzunehmen und sie bis zum andern Morgen ins Spritzenhaus zu stecken. Als arge Betrüger und Spitzbuben wurden die Beiden schon in den nächsten Wochen — von der Staatsanwaltschaft angeklagt — von den Gerichten bestraft.

Henning Hummelsbüttel wurde ohnmächtig und, unterstützt vom Justizrat und vom alten zitternden Kramer, in sein Schlafzimmer getragen.

Zehntes Kapitel.

Der Vorfall der vergangnen Nacht hatte nicht verhindert, daß am folgenden Tage, am 5. September 1884, das adliche Gut Wittensee für den hohen Preis von einer Million zweimalhundertundfünfundsechzigtausend Mark in den Besitz des Grafen Henning von Hummelsbüttel auf Breidenfleth überging.

Die Schulden Breides waren, trotz der großen Summe, damit noch nicht gedeckt. Etwa hundertundsiebzigtausend Mark mußten noch bezahlt werden, wollte Breide seine sämtlichen Verbindlichkeiten ausgleichen. Mit dem, was Heilwig und ihm als zu eignen Händen gehörte, konnte es geschehen. Und keinen Augenblick zögerten beide; keinen Augenblick auch schlug die Fürstin vor, mit den rasch zu Gelde gemachten Sachen zu fliehen. Was auch hätte es genutzt? Wie der Storch sein altes Nest, hätten immerdar die Gläubiger Breide zu finden gewußt.

Heilwig gewann durch den Verkauf ihres Schmuckes, den sie ohne Bedenken, und ohne eine Träne zu vergießen, hingab, an neunzigtausend Mark. Breide verkaufte seine Reitpferde (die übrigen waren mit im Verkauf des Gutes begriffen gewesen), und aus diesen, aus der Einrichtung der Zimmer, und aus den letzten wertvollen Sachen, und waren es selbst theure Andenken gewesen, wurden die Restschulden geordnet. Zum 16. September war die Abreise festgesetzt. Kaum so viel Geld blieb noch, daß Breide und seine Frau in ein bayerisches Städtchen ziehen und dort die ersten Wochen leben konnten. Der Baron wollte unter keinen Umständen je wieder borgen; er wollte sich selbst emporheben. Was immer ihm geboten würde, um seine Frau und sich, und sei es noch so kümmerlich, zu ernähren, wollte er bedingungslos annehmen. Vergebens bat ihn seine edle Schwester, für den Anfang eine kleine Summe von ihr zu empfangen. Er schlug es ihr rundweg ab.

Am Abend vor der Abfahrt besuchte er — das brachte auch nur Breide fertig — noch einmal Dorf Wittensee, die Häuser und Katen, die um das Schloß lagen. Überall begegnete er trübseligen Augen. Auch in die Schmiede, in der er sich seit seinen Kinderjahren gern aufgehalten und den fleißigen Arbeitern zugeschaut hatte, trat er ein. Inst war ein Abend, an dem lange gesammelte, nach und nach angekaufte alte Hufeisen geschweisßt und aus ihnen neue geformt wurden. Ein prächtiges Bild: mit der rechten Hand die Stange zum Blasebalg auf- und niederziehend, schürte die linke in der furchtbaren Glut. Es war ein alter Geselle, der das verrichtete. Er sah aus wie ein polnischer Starost; so vornehm hing ihm der lange graue Schnurrbart hinunter. Ein anderer trug das Eisen herbei und warf es ins Feuer; ab und zu tat er Sand hinein, dämpfte und vermehrte mit einem nassen Lappen die Hitze. Ein dritter Geselle, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln, daß an den nervigen Armen die Sehnen zu sehen waren, holte das glühend gewordne Eisen heraus mit einer Zange, um es

auf den Ambos zu legen. Dann rief er: „Zest.“ Und nun das Stück mit der Zange regierend, schlugen er und die rasch hinzugetretenen beiden andern im gleichen Takt auf das werdende Hufeisen. Der Hauptgeselle, mit der linken Hand die Zange festhaltend, schlug zuweilen einige leichte Schläge auf den Ambos (wie der Haarkünstler wohl die Schere einige Male in der Luft auf- und zuklappen läßt), dann gab es jene klingenden hellen Töne, die unser Ohr so sehr erfreuen, wenn wir an einer Schmiede vorbeigehen. Sie hämmerten im Dreiviertel-Takt. Auch begleitete das Schlagen eine Art Gesang. Der eine rief: „Dat maht nix, dat maht nix, dat maht nix.“ Der zweite: „Man to, Jung; man to, Jung; man to, Jung.“ Der dritte: „Stah fast, Hans; stah fast, Hans; stah fast, Hans.“ Die Funken flogen bis in die Ecken der Werkstatt, ab und an bligten blaugrüne Sterne dazwischen. Ist das Hufeisen im Großen fertig, dann schneidet der eine das Überflüssige ab, höhlt mit einem Spighammer die Rille, und wirft es dann zu den schon erkalteten. Ein kleiner schwarzberufter Lehrlinge krabbelt in all dem Getöse wie ein Kobold herum, bald dies, bald jenes holend oder wegtragend.

Breide gab den braven Arbeitern ein Trinkgeld und schüttelte ihnen die schwieligen Hände.

Auf seinem Weg zum Schlosse wiederholte er oft: „Dat maht nix. Man to, Jung. Stah fast, Hans.“

Ja: Stah fast, Hans! Das mußte nun für alle Zeit sein Feldgeschrei sein.

Im Zimmer fand er nur Wulfhilde. Heilwig traf die letzten Anstalten zur Reise.

Als er sich der Fürstin gegenübergesetzt hatte, erhob sich diese und trat ernst vor ihn hin. Sie nahm seine Hände in die ihren und drückte ihn sanft, als er aufstehen wollte, in den Sessel zurück. Ihm ruhig und klar in die Augen sehend, sagte sie:

„Sieh, mein lieber Bruder, ich möchte dir ein paar tiefe Worte ins Herz tropfen. Ein neues, schweres, für dich

unsäglich schweres Leben steht dir bevor. Du hast es selbst gewollt. Du allein bist schuld, daß es so gekommen ist. Nun steh fest, Breide," (stah fast, Hans! murmelte er) „und halte aus. Demütigung über Demütigung wird dir nicht erspart bleiben. Hunger und Kummer werden dich vielleicht Jahre lang begleiten. Bedenke eins: du hast ein Weib, ein unvergleichlich liebes Weib. Wenn sie auch nicht freizusprechen ist — aber nun schon hat sie gesühnt. Wie sehr hat sie ihre Hestigkeit abgelegt. Auf den Händen sollst du sie tragen von nun an; mit deinen Fingern mußt du Steine auseinander reißen, kannst du ihr damit ein weiches Pfühl verschaffen . . . Ich wollte, du hättest mein inniges Gottvertrauen; wieviel trübe Stunden würdest du weniger haben . . . Und sieh, mein Breide, du hast so Furchtbares erdulden müssen in den letzten Zeiten, da möchte ich dir noch ein Trostwort mitgeben, ehe du morgen in die leere, weite Welt ziehst" . . .

Die Fürstin schwieg einige Minuten. Breide hatte sein Haupt mit geschlossenen Augen an ihre Brust gelehnt.

Wulfskilde fuhr fort:

„Ich habe schwer mit meinem Gott gerungen, ehe ich meinen Entschluß fassen konnte, den ich dir nun sagen will. Gott ist die Liebe, und ich habe sein leises: Ja! gehört.

„Du hast ein Söhnchen in Berlin, er trägt deinen Vornamen. Er war die Veranlassung zu jenem ungeheuerlichen Auftritt auf der Station, von dem noch immer die Provinz sprechen wird. Ich sprang gewissermaßen mitten in die Geschichte hinein. Du erinnerst dich, daß ich — ich wollte euch überraschen — in jener schweren Stunde mit der Bahn eintraf.

„Deinen kleinen Sohn, dem du leichtfertig das Leben gabst, will ich in diesen Tagen, ehe ich nach Trauttenberg zurückgehe, in Berlin besuchen, und will für ihn sorgen, bis du wieder dazu imstande bist. Der alte Kramer, wenn er abkommen kann und es seine weißen Haare erlauben,

wird mich begleiten. Ich habe noch weitere Pläne, kann dir vor der Hand aber nichts Bestimmtes darüber mittheilen. Stelle dir immer wieder vor die Seele, daß es das Schwerste für ein treues Frauenherz ist, ein Kind ihres Mannes von einer Fremden an die eigne Brust zu drücken. Verzage auch deshalb nicht.

„Und nun, mein Breide, Mut! Ins Leben hinein! Angesfaßt! Wir Menschen sind alle gleich. Und zum Schluß: Ich bleibe Deine Schwester.“

Breide war aufgesprungen und lag, weinend wie ein Knabe, an der Schulter der Fürstin: „O, du unvergleichliche Schwester. Wo hört deine Klugheit auf, wo fängt dein Herz an; wo hört dein Herz auf, wo fängt deine Klugheit an. Wie eine liebe, schöne Göttin gehst du durchs Leben. Und wo du bist, ist die Morgenröthe und der helle Tag zugleich.“

Elftes Kapitel.

Auf dem Bahnhof in Hamburg saßen gegen zehn Uhr abends in den letzten Septembertagen ein sehr vornehm aussehender Herr — gewiß ein Gesandter, ein hoher Hofbeamter oder in ausgezeichnete Stellung —, dessen schneeweißes Haar leicht auf die Schulter fiel, und eine gleichfalls sehr vornehme Dame, die um die Hälfte der Jahre jünger als ihr Begleiter sein mußte. Der alte Herr war von zartester, rührender Aufmerksamkeit, sodaß ihn die Dame immer von neuem aufmerksam machen mußte, daß sie als Vater und Tochter Witthöft reisten, und nicht als Fürstin Trauttenberg und Herr Kramer.

In Berlin nahmen Vater und Tochter Witthöft im Kaiserhof Zimmer. Am folgenden Morgen besuchte Herr Kramer die Nachoder Straße und erfuhr, daß dort eine bejahrte Witwe Krause wohne. Und am Nachmittag des-

selben Tages waren die Fürstin und er auf dem Wege nach der Nachoder Straße.

Sie fanden in Frau Krause eine äußerst verbindliche, grauhaarige Dame. Als sich diese nach den Wünschen der Angekommenen erkundigte und sich die Fürstin als die Schwester Breides zu erkennen gegeben hatte, wurde der Besuch eingelassen ins Zimmer. Es sah freundlich, reinlich und behaglich aus.

Die Witwe entfernte sich, um den kleinen Breide zu holen. Bald erschien sie wieder mit einem etwa fünfjährigen, allerliebsten Knaben an der Hand. Die großen braunen Augen, „halb im Leben, halb im Schlafe stehend,“ schauten ein wenig neugierig auf die fremde Dame, die ihn dann stürmisch auf die Arme nahm und ihn herzlich küßte. Welche Ähnlichkeit mit meinem Bruder, dachte sie. Als Wulffhilde, und schon in den ersten Minuten, zu der Überzeugung gelangt war, daß hier alles gut stehe, zog sie sich mit Frau Krause aufs Sofa zurück, den Kleinen im Schoß behaltend, und besprach das Fernere: daß einstweilen das Kind in der Witwe Obhut bleiben solle. Das Geld werde von nun an bis auf weiteres von Trauttenberg kommen.

War zu gerne hätte sie sich über des Knaben Mutter erkundigt, aber sie unterließ es. Was auch sollte es; wußte sie doch, daß des Kleinen Mama bei seiner Geburt gestorben war.

Befriedigt über das, was sie gesehen und gehört hatten, fuhren Wulffhilde und Herr Kramer nach dem Kaiserhof zurück, um sich noch an demselben Abend nach Nord und Süd zu trennen. Der treue Kammerdiener konnte im Nachtzuge nicht schlafen. Fortwährend schwebte ihm das Bild seines unglücklichen Herrn vor Augen. Aber auch ein anderer Gedanke wollte nicht weichen. Es war ihm, als wenn ein wiederkehrender Wunsch nicht von ihm weichen wollte: es noch zu erleben, daß der kleine Breide als Erbherr von Bredenfleth und Wittensee eingesetzt würde. Und auch in die Träume der Fürstin spielten ähnliche Zukunftsbilder.

Zwölftes Kapitel.

Acht Wochen nach dem Verkauf von Wittensee hatte Breide eine Anstellung als Schaffner bei einer Bahn im Süden der Provinz Posen gefunden.

Wer mit der trocknen Schwarzbrottrinde im Munde geboren ist, wird die Sorgen niemals so empfinden können, als von seinen Mitbrüdern der, der mit einem goldnen Lutschtbeutelchen zur Welt kam und später am Schandpfahl der Armut stehen muß.

Der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, heißt ein Wort. Ein böses, aber wahres Wort. Fress ich meinen Nebenmann nicht, frißt er mich. Ei, jeder ist sich selbst der Nächste.

Ein greuelvolles Gedränge ist das Leben. Einer trampelt über den Andern und auf dem Andern, um hoch zu kommen.

Wie bei einem Schiffbruch, wenn das Rettungsboot, in dem wir saßen, umschlägt, so arbeiten, stoßen, zappeln, schwimmen wir, um den Kiel des gekenterten zu erfassen; rücksichtslos schleudern wir den Schwächern ins Wasser zurück, und kommt es drauf an, in letzter Atemnot, wir beißen in die Fäuste des Nachbarn, daß er die Planke losläßt, damit wir, wir, wir — der Einzelne nur — gerettet werden. Das ist so menschlich. Es kann nicht anders sein.

Die wenigen guten Eigenschaften, die uns mitgegeben sind, — und keiner ist ohne solche geboren, — arten in Schwächen aus, überlassen wir uns ihnen. Mit Entsetzen merken wir bald, daß uns diese schnell und schlaun abgelauscht sind und mit allen Kräften ausgebeutet werden. Verwundert erst, dann traurig, zuletzt mit zorniger Stirn, vergraben wir sie, suchen wir sie wenigstens zu vergraben, denn immer wieder tritt zu Tage, wie sich ein sandverschütteter Quell wieder vorzudrängen sucht, was uns eingimpft war, als wir das Licht unsrer Erde erblickten. Ein schlechter Charakter kann nie zum guten, ein guter nie zum ganz schlechten

werden. Wir selbst können wenig dabei tun. Es ist unser Erbteil: Was vor tausend Jahren vielleicht einer unsrer Vorfahren in Blut und Gehirn hatte und mit sich in die Erde nahm, wer weiß es, feiert seine Auferstehung wieder in uns. Umso milder sollten wir einander beurtheilen.

Aber fester Wille, Selbstzucht, dringender, fort und fort gestachelter Wunsch: wahr zu sein in Allem, — und endlich: immer und immer wieder sich zu wiederholen: sei edel, sei gut, — immer sich zu sagen: erhebe dich nicht über die Andern, du konntest nicht in ihr Herz sehen, — das sind die Felsblöcke im Triebsand des Tages, die wir mit harter Hand festhalten müssen, sonst . . .

Der Bedauernswerteste von zwei Menschen, die arm und reich in der Wiege lagen, ist ohne Zweifel der, der reich geboren, mit besten Mitteln erzogen, nur in der „großen Welt“ gelebt hat und nun, ob durch Selbstschuld oder nicht, plötzlich im ekelhaften Schmutz der Armut waten muß. Der Arme, der nie ein andres gekannt hat als ein Bett aus Heidekraut und Stroh, wird es jenem nicht nachfühlen können, wie ihm die Pulse geschlagen haben, wie er die Nägel in die Handfläche grub, als er Hinz und Kunz auf seinen Vollblutpferden davonreiten sehn mußte. Aus dem dumpfen Neidgefühl, das der arme Teufel früher dem bei ihm im eignen Wagen Vorbeifahrenden häßlich nachlächelte, ist ihm Spott und Hohn geworden, und ein tief in uns Menschen allen schlummernder Wunsch, unsern besser gestellten Bruder möglichst bald im heißen Kessel des Unglücks zu wissen, zeigt sich dann befriedigt: „Nun, du Halunke, der Hunger packt nicht übel, nicht wahr?“

Mitleid, jenes süße Weichlein von einem schönern Stern, das uns eine liebe Fee mit auf den Erdenweg gab, daß wir doch ein Erinnern hätten, daß wir einst nicht Wolf neben Wolf treten mußten, Mitleid kann ruhig in unsern Herzen wohnen neben jenem heißen, heimlichen Wunsch: möge der durch irgend ein Schicksal über uns gestellte, höhere, reichere, begabtere Mensch doch schon in der nächsten

Stunde vor uns, mit den Beinen nach oben, gekreuzigt hängen.

O, wie liebevoll denken wir von einander! —

Breide hatte den Gedanken, sich selbst zu töten, erzwogen. Aber der kräftige, gute Kern seines Innern ließ ihn nicht weiterfeimen.

Zum Selbstmord, wenn nicht im Wahnsinn ausgeführt, gehört ein ganz besondrer Mut. Das Eintauschen dieses Lebens, und ist es noch so trostlos und trübe, mit einem ungewissen andern hält manchen zurück. Und selbst der Gedanke, daß nach dem erlösenden Schuß, nach dem Sprung ins Wasser auf Nimmerwiedersehen, wir tiefe, tiefe, nie gestörte Ruhe haben, läßt den andern so schwer los: Blüht denn wirklich nicht noch irgendwo für uns im großen Garten der Erde ein Glücksblümchen?

Freilich, was hatte Breide zu erwarten? Ei doch: wenn er allein gewesen wäre! Hätte er sich nicht, beim letzten Becher Wein, die Faust auf den Tisch trumpfend, gesagt: Lustig hab ich gehaust, die Weiber hab ich geliebt und sie haben mich geliebt, Geld hatte ich so viel ich wollte, um immer, und das gab mir so fröhlichen Sinn, glückliche Gesichter um mich zu sehen. Und nun?

Schließlich brach sein Humor durch; sein grades ruhiges Denken, sein edles Gemüt stemmten sich. Immer mehr sah er die elende Feigheit ein, sich wegzuschleichen ins Dunkle, weil ihm die Butter zum Brot fehle.

Und dann war es vor allem seine Frau, die er sich nicht vorstellen konnte, wie sie über seiner Leiche lag, im Tode ihn noch auflagend: Weßhalb verließest Du mich? Bin ich von Dir gegangen?

„Stah fast, Hans!“ rief er laut; und mit beiden Händen in die scharfen Messer des Lebens greifend, hielt er stramm, und bluteten sie auch noch so sehr.

Breide Hummelsbüttel war Schaffner an einer Bahn im Süden der Provinz Posen. Der Eisenbahnminister, dem die Verhältnisse des Barons zur Kenntniß gekommen waren,

hatte ihm mit gutigem, wohlwollendstem, menschenfreundlichstem Herzen die Stelle sofort verschafft.

In der Breslauer Straße in Rawicz wohnte er. Nicht um Haaresbreite war er gesunken. Seinen neuen Dienst vertrat er mit Eifer. Jeden Pfennig brachte er seiner Frau.

Heilwig, sich immer gleich bleibend, sich aufopfernd, leistete bewunderungswürdig den knappen Haushalt. Nur ein kleines Judenmädchen hatte sie zur Aushilfe.

Und nun kamen die Entbehrungen. Als die Spiritlampe zu teuer wurde, wurde ein Petroleum-Kochofen gekauft. Wie greulich das roch.

Aber es half nichts. Nur ab und zu nahm es Breide Wunder, wie seine Frau mit dem spärlichen Haushaltsgelde durchkommen konnte, wie sie es doch fertig brachte, ihm kleine Annehmlichkeiten zu bereiten, die ins Werk zu stellen sein Gehalt nicht hinreichen konnte. Er ahnte nicht, daß seine Schwester auf Umwegen Heilwig Geld zukommen ließ.

Seine freien Tage und Stunden benutzte er, um sich auf der nächsten Telegraphenstation einzuüben. Rasch eignete er sich das Nötige an.

Schon nach einigen Monaten vertrat er kommissarisch auf längere Zeit einen Bahnmeister. Seinen Wohnsitz behielt er in Rawicz.

Zeitungen las er nicht mehr. Briefe schrieb er weder, noch erhielt er solche. Nur Vergessenheit in Arbeit wollte er.

Im Herbst des nächsten Jahres wurde Heilwig krank. Sie schien die Last nicht mehr tragen zu können. Doch raffte sie sich wieder auf. Wie unermüdetlich war Breide, ihr kleine Überraschungen zu machen; wie hielt er ihre Hände, wie stützte er stundenlang, an ihrem Bette sitzend, im Rissen ihr Haupt, weil er wußte, daß sie dann ruhiger, sicherer, sanfter schlief.

Manches Mal war er selbst nahe daran, zusammenzubrechen. „Stah fast, Hans!“ rief er dann, und hoch aufgerichtet ging er die Dornenbahn der schweren Arbeit wei-

ter. Mehr als im Anfang seines neuen Lebens dachte er oft zurück an Holstein, an Wittenensee, an seine Berliner Zeit; und Heimweh, immer unerträglicher werdend, peinigte ihn. Auch darüber scherzte er sich hinweg. Sein Humor hatte ihn nicht verlassen.

Alle die Demütigungen, die die Armut im Gefolge hat, trug er stolz auf seinem breiten Nacken. Und wollte es gar einmal nicht länger gehen, schaute er stumm in die liebevollen Augen der Dulderin Heilwig. Und: Stah fast, Hans! lachte er dann.

Aber immer bekümmelter schlug ihm das Herz: Tag nach Tag schwand ihm Heilwig mehr dahin. Sie konnte beim besten Willen nicht mehr aufrecht stehn: das Leben war zu schwer, zu furchtbar schwer.

Da fiel ihm wieder die Selbstbefreiung aus den Ketten der elenden Tagfahrt durch den Tod ein. Keiner ist verpflichtet, mehr zu leisten, als er kann. Und es ging nicht mehr . . . Er hatte sich schon zurecht gelegt. Ohne daß es Heilwig merken sollte, wollte er ihr ein schmerzloses, rasch tötendes Gift in einem Glase Wasser, in einer Tasse Tee, oder wie immer es die Gelegenheit bot, geben. Dann ihren erkaltenden Arm um seinen Hals legend, seinen Kopf an ihrem Herzen, wollte er selbst den Rest schlürfen.

Da erhielt er aus dem Ministerium ein Schreiben, daß er zum Vorsteher der Eisenbahnstation Sczalmiercze ernannt sei. Mitten im Walde, das wußte er, hart an der russischen Grenze lag das einsame Haus. Sein Gehalt wurde das fünffache, als was er bisher empfangen hatte.

Überglücklich eilte er in die Breslauer Straße zu seiner Frau. Es war spät in der Nacht. Heilwig schlief, als er eintrat. Seinen Stuhl leise an das Kopfende des Bettes stellend, zog er sie an sich und küßte sie. Sie streckte ihm, noch halb im Schlafe, die Arme entgegen, und hörte, die Augen allmählich größer öffnend, die Freudenbotschaft.

Und nun wurde sie auch wieder gesunder. Die glückliche Nachricht ihres Mannes hatte auf sie gewirkt wie die

beste Medizin. In einigen Tagen schon war der Umzug vollzogen. Alle Not schien gehoben. Sie hatten ein einkömmliches Gehalt. Lagen sie auch weitab von der großen Heerstraße der Welt, besaßen sie doch nun ein eignes, gut gebautes Haus. Gartenland und etwas Feld, das mit Mühe den großen Waldmassen abgewonnen war, stand zu ihrer Verfügung.

Als sie an ihrem neuen Bestimmungsort ankamen, empfingen sie die polnischen Holzarbeiter und die wenigen Beamten, die Breide dort unterstellt waren. Mit demselben Zuge ging auch, von Wulfhilde, ein vortreffliches Jagdgewehr für Breide ein. Und er und Heilwig und Alles rief: Hurra!

Dreizehntes Kapitel.

Bredenfleth, den 18. Januar 1885.

Liebe Wulfhilde.

Gestern Abend sechs Uhr ist hier mein Bruder Henning sanft in meinen Armen entschlafen. Möchtest Du Trautenberg bitten, des weiten Weges und des Winters halber, nicht zu kommen. Den Aufenthaltsort Heilwigs und Breides kenne ich nicht. Du hast ihn mir aus Dir genehmen Gründen, trotz mehrfacher Anfrage meinerseits, nicht genannt. Ist er Dir bekannt, so bitte ich, sie von dem Ableben Hennings gütigst in Kenntniß setzen zu wollen.

In etwa vierzehn Tagen schreibe ich Dir ausführlich.

In treuer Anhänglichkeit

Dein Better

Detlev Hummelsbüttel.

Bredenfleth, den 3. Februar 1885.

Liebe Wulfhilde.

Tausend Dank für Dein teilnehmendes Schreiben vom 23. vorigen Monats.

Du verzeihst, daß ich nicht eher antwortete; aber die Umstände, wie es Dir klar sein wird, verhinderten es. Ich will jetzt um so breiter sein.

Wie Du aus meinen Briefen weißt, bin ich schon seit einem Jahre auf Bredenfleth. Der Zustand meines verstorbenen Bruders forderte dies dringend.

Du erinnerst Dich, daß Henning beim Ankauf Witten-sees nicht zugegen war. Er lag todkrank nach den Ereignissen jener Nacht, in der Heesten die beiden Betrüger vor seinen Augen entlarvte. Du selbst hattest damals die Güte, mir in Deiner bestimmten, klaren, immer etwas kühlen Schreibweise darüber zu berichten.

Mein Bruder, wie mir später Möllwind, Heesten und Pastor Tröster — der mir, nebenbei gesagt, immer mehr gefällt durch sein wahres, menschlich denkendes Herz — in langen Briefen erzählten, schien sich erholen zu wollen. Aber nur eine kurze Zeit hatte dies den Anschein. Im Januar vorigen Jahres wurde ich, auch dies ist Dir schon durch mich bekannt geworden, durch Depesche nach Bredenfleth gerufen. Henning rang mit einem schweren Nervenfieber, aus dem er körperlich gesundete. Seit jener Zeit aber tauchte er völlig in die unergründlich tiefe See des Wahnsinns unter. Ihn in eine Irrenanstalt zu bringen, lag die Nothwendigkeit nicht vor. Sein Verrücktsein war harmloser Art. Er hatte zwei fixe Ideen: bald glaubte er Moses, bald der Prophet Jesaias zu sein. Betrachtete er sich als Moses, ging er, in einen Mantel gehüllt, mit einem weißen Elfenbeinstab in der Hand — dem Mosesstab — stumm, langsam, feierlich durch die Gänge und Zimmer des Schlosses, durch Hof und Garten, und führte das auserwählte Volk Gottes durchs rote Meer. Das rote Meer

war ihm der kleine Runenteich im Park. Beim ersten Auftritt dieser Art schritt er — wir hatten keine Ahnung von seinem Vorhaben — mitten ins Wasser hinein, und wäre ertrunken, wenn ihn nicht Gartenarbeiter gerettet hätten. In der nächsten Nacht schon ließ ich den Weiher zuschütten. Das hinderte ihn nicht, diese Stelle bis an seinen Tod für das rote Meer zu halten. Glaubte er sich als Prophet Jesaias, dann war die Sache nicht so erträglich. Er predigte, schrie, zeterte, riß sich die Haare aus, daß wir immer alle Mühe hatten, ihn zu beruhigen. Nur einen Menschen konnte er unmittelbar um sich haben: Lesage. Dieser widerwärtige Bursche allein konnte ihn bändigen und beschwichtigen. So ließ ich ihn natürlich stets in seiner Umgebung.

Nun aber kommt das Merkwürdige. In den Tagen und Stunden, in denen mein unglücklicher Bruder nicht krank war, zeigte sich bei ihm in der Verwaltung seiner Güter und Liegenschaften, namentlich aber in der Art zur Vermehrung seiner Gelder, eine so äußerst kluge und klare Berechnung, daß Mollwind und ich aus dem Stammen nicht herauskamen.

Wenn Henning von jeher vernünftig, sparsam gewesen war, so steigerte sich dies, namentlich in den letzten Monaten, zu einem Geiz, der jeden Begriff übersteigt. Er wäre verhungert, hätten wir nicht aufgepaßt. Erkläre mir dies alles, liebe Wulfskilde. Ja, wenn je ein Mensch vom andern den Schleier heben könnte.

Sein Testament bestand eigentlich nur in zwei Worten. Er hatte mich zum Universalerben eingesetzt. Nicht ein Legat sonst, und, merkwürdig, keine Stiftungen für die Kirche. Selbst Lesage hat er nicht mit einem Pfennig bedacht. Ich habe dem Menschen ein großes Stück Geld gegeben und ihn entlassen. Geheimnisse kann er ja nicht verraten.

Ich wate nun im Golde. Aber in Versuchung, es zu verschwenden, komme ich nicht mehr. Ich bin ganz ruhig und väterlich geworden.

Was also mit dem Mammon? „Gutes tun,“ höre ich Dich einfach sagen. Ja, Wulfskilde, ich will es. Da stehen denn Heilwig und Breide in erster Linie. Möchtest Du mir mit Deinem stets bewährten Räte beistehen, wie ich das am taktvollsten ausführe.

Breide und ich haben uns gehaßt. „Treck di man wedder de Stebeln an,“ lautet ja das auch Dir wohlbekannte alte plattdeutsche Wort unsrer Bauern. Ich habe nie recht den Sinn verstehen können. Jetzt ist er mir klar: Nur ruhig, gemach, kein Zorn; hast du die Stiefel wieder angezogen, kannst du auch wieder vor deinen Feind treten, und dann werdet ihr schon einig und Freunde werden.

Schreib das Wort an Breide von mir. Dann wird er lachen, und die Brücke ist gebaut zwischen ihm und mir. Ich hätte niemals geglaubt, wenn Du mir nicht in Deiner letzten Zuschrift alles so durchsichtig über ihn und Heilwig auseinandergesetzt hättest, daß er so handeln würde, daß er so handeln k ö n n t e , wie er es getan hat. Welche wunderbare Gesellen sind doch von jeher in unserm Geschlecht gewesen!

Nun muß ich Dir zum Schluß ein kleines Geheimnis in die zierlichste Ohrmuschel tuscheln, die je einem klassisch schönen Frauenkopf gehörte. Erschrick nicht: Ich habe Heilwig geliebt, so bitter ernst, so teuflisch süß, wie ein Mann ein Weib lieben kann. Aber ihre Treue und Anhänglichkeit, ihre heilige Scham hielten mich ab, sie weiter zu versuchen. Deshalb meine Flucht nach Italien im September 84. Liebe Wulfskilde! All is gone! Nur die denkbarste Bewunderung für solch eine Frau, wie Heilwig ihrem Gatten bis heute gewesen ist, ist geblieben.

Das mußte ich Dir sagen, damit Du vielleicht später manches nicht mißverstehen möchtest. Und nun erwarte ich wegen Heilwig und Breide Deine Vorschläge.

Immer Dein treuer Wetter

Detlev Hummelsbüttel.

Vierzehntes Kapitel.

Am Abend des dritten Tages nach dem Empfang des letzten Schreibens aus Bredensfleth ging die Fürstin an ihren Schreibtisch, um Detlev zu antworten. Es lag nicht in ihrer Art, Briefe mit wendender Post zu erwidern. Zwei oder drei Nächte mußten dazwischen liegen. Auf und ab, in ihrer ruhigen Weise, um zu überlegen und zu erwägen, ging sie in ihrem Zimmer. War ihr alles klar und festgesetzt, zögerte sie nicht, um die Ausführung dann so rasch wie möglich folgen zu lassen.

Als sie nun an den Schreibtisch trat, die Aufschrift an Detlev begann, ahnte sie nicht, daß in diesem Augenblick im Telegraphenamt des Städtchens Trauttenberg, das tief unten am Fuße des Felsens lag, auf dem Schloß Trauttenberg in die Straßen drohte, der Beamte für sie eine Depesche ausfertigte.

* * *

Au demselben Tage, als Wulfskilde Detlevs Schreiben erhielt, hatte Breide einen erbetnen zweitägigen Urlaub angetreten. Ihm war von dem in Brüssel lebenden Fürsten Jablonski, dem die weitläufigen, zusammenhängenden Wälder, in denen das Stationsgebäude wie eine Perle in der Muschel eingeschlossen lag, gehörten, in lebenswürdiger Zuverlässigkeit erlaubt worden, in seinen Forsten zu jagen, wo immer es ihm beliebte. Und nun wollte Breide von dieser Erlaubnis zum erstenmal Gebrauch machen.

Im einfachen, starken, wetterbestehenden Jagdanzug, auf den dunklen Haaren den uralten grauen Filz mit der unscheinbaren Sperberfeder, den Hals gebenden, lustigen Hund an der Seite, trat er ins Freie. Als er ein Streckchen gegangen war, wandte er sich und begrüßte Heilwig, die vom Fenster aus ihm nachsah. Die Baronin war so froh, ihren Mann einmal wieder als Jäger zu wissen. Kannte sie doch seine Leidenschaft.

Breide schwenkte sein Gewehr wie beim letzten Ausfluge in Wittensee und war zwischen den Bäumen verschwunden.

Zwei Arbeiter hatte er mitgenommen, um sich von ihnen ein Feuer zur Mittagszeit anzünden zu lassen. Für die Nacht hatte er sich auf Schloß Dembirstk angesagt, wo ein ihm bekannter grauhaariger Regierungsrat a. D. Matthias wohnte, der die Güter des Fürsten Jablonski von dort aus verwaltete.

Nichts im Leben erfrischt Herz und Seele so sehr wie die Jagd. An den Aschäger, an den Mörder, ist dabei natürlich nicht zu denken.

Der Jäger, oder er ist keiner, ist eng befreundet mit dem Grashalm, den er tritt, mit der Blume, mit dem Strauch, mit dem Blatt, mit dem Zweig, die nah und fern ihm ins Auge fallen. Die Bäume liebt er wie zu ihm gehörend, wie ein Stück seiner Seele. Streift er allein, nur von seinem Hunde begleitet, so hat er den Vorteil — freilich kann er das auch auf seinem Zimmer haben, wenn er sich einschließt, — oft stundenlang keinem Menschen zu begegnen, und das ist so angenehm, ach, so sehr angenehm. Die Natur streckt ihm an jeder Stelle liebevoll die Arme entgegen. Sie tut ihm kein Leid. Ruhe dich aus bei mir von Welt und Menschen, sagt sie ihm.

Breide war ein solcher Jäger. Eine Spinne, eine Katze, einen Käfer, eine Schlange zu beobachten in ihrem Treiben und Leben, in ihrem Schmerz und Fraßkummer und Liebesnot und behaglichem Ausruhen, machte ihm immer helle Freude. Kein besserer Schütze auch als er.

Der Baron und seine beiden des Reviers kundigen Begleiter schritten wie aus schwerer Sklaverei befreit.

Eine dünne Schneelage deckte die Erde. In der Nacht hatte es gefroren. Die Äste, der Busch waren schneefrei. Ein gleichmäßig hellgrauer Himmel spannte sich wie ein ungeheures, gewölbtes Tuch. Kein Lüftchen regte sich. Die Bäche und Bächleichen zeigten nicht überall den Eismantel; an vielen Stellen plätscherten sie lustig.

Die Jagdbeute bis zum Mittag war unbedeutend. Breide hatte eine Waldschnepfe geschossen, die es vorgezogen hatte, den Winter nicht im Süden zuzubringen, einen Haselhuhn und zwei Fasane, diese dümmsten aller Tiere.

Jetzt zum Frühstück. Jägerhunger! Ach, wenn wir im Himmel später doch einmal solchen vernünftigen Hunger hätten, was müßte das für eine Abwechslung sein!

Die beiden Polen schleppten Holz herbei mit den vernünftigsten Gesichtern. Ging es doch nun drauf los, die Zähne einzuhamern in so manchen guten Bissen, den sie mitgeschleppt hatten. Und dann der Wutski, der Wutski! Ein guter Schnaps müßte dem Jäger eigentlich auch in den Sarg mitgegeben werden. Auf allen Wegen tut ein solcher so vortreffliche Dienste. Und wir wissen nicht, ob wir nicht vielleicht in eine große Kälte . . .

Hallo! knistert und knastert das Feuer. Wie schön das die Hände wärmt. Wie der Rauch in die kalten Kronen zieht.

Die beiden Polen schieben die breiten Mäuler hin und her. Es schmeckt ihnen. Es schmeckt Breide nicht minder.

Nun die Zigarre. Eine Zigarre, bei stillem Wetter, nach dem Jagdfrühstück, hat den Vorrang vor allen Lebensgenüssen.

Breide steht an eine Buche gelehnt und raucht. Er starrt ins Feuer. Nun über das Feuer hinweg auf einen Zweig einer kofetten, kaum vier Meter großen Birke. Auf diesem Zweig sitzt ein Buchfink. Vom weißen Stamm hebt sich die rote Brust. Nun spricht er sein scharfes, wie aus der Schmiede geholtes „Pinf, Pinf.“ Er fliegt nicht weg; er schaut Breide, wenn auch mit immerwährender Bewegung seines Halses, in die Augen. Breide sagt vor sich hin: „Die Kraniche des Ibykus“, und überläßt sich Erinnerungen:

Er hält an einem scharfen kalten Dezembertage 1870, abgesehen, mit seiner Feldwache am Rande eines Wäldchens in Nordfrankreich. Zehn Fusiliere, von einem Unteroffizier befehligt, sind ihm beigegeben. Diese sollen den Eingänge-

weg ins Holz verbauen helfen. Wie Breide, die Hände auf dem Rücken, mit einem Ulanen spricht, dem er eine Mel- dung aufgetragen hat, nähert sich ihm, sein Pferd am Zügel führend, ein Dragoner-Unteroffizier mit einem geschlossenen Zettel. Breide öffnet: „Sofort zu erschießen.“ (Unter- schrift.) Breide stutzt: „Ja, wen denn, wo denn?“

Der Dragoner-Unteroffizier zeigt nach rückwärts auf einen etwa zwanzigjährigen schwarzäugigen Franzosen in der Tracht eines Bauern.

Breide fragt schnell, hastig, leise: „Was tat er?“ Ebenso leise, doch nicht so hastig ist die Antwort: „Er lockte vor vier Stunden sieben Füsilier in den Keller seines Vaters. Dort ließ er (oder hatte es schon vorher getan) die Spiritus- fässer auslaufen. Er steckt schnell an, wirft die Thür hinter sich ins Schloß, verschließt den Keller, und die sieben Füsi- liere (wir konnten ihr entsetzliches Schreien hören, aber nicht helfen: das Schloß war zu fest) sind verbrannt.“

Der junge Mensch hat, halb' trozig, halb erstickt vor Angst, die Unterredung mit den Augen verfolgt.

Breide läßt alles antreten. Dann spricht er zu den Ulanen und Füsilieren: „Gehorsam ist die erste Pflicht des Soldaten. Es ist mir eben der Befehl geworden, den Fran- zosen dort“ (er zeigt auf ihn) „hier erschießen zu lassen, und zwar sofort.“ Dann erzählt er seinen Soldaten die Veranlassung.

Die zehn Füsilier stehen in zwei Gliedern. Vor ihnen, die Hände auf den Rücken gebunden, mit troziger Stirn (die Augenbinde hat er sich verboten) und höhnischen Lippen, steht der junge Bauer in seinem blauen Kittel.

Breide kommandiert: „Legt an.“ Doch ehe er noch „Feuer“ ruft, klingts: „Pink, Pink.“ Ein Buchsinn schaukelt sich, sekundenlang, auf einem Birkenzweiglein unmittelbar hinter dem Franzmann.

„Feuer!“ — und der Franzose sinkt, gut getroffen, tot nach vorne.

Da bricht etwas durch die Büsche; es knackt.

Da ruft: „Mein Sohn, mein Sohn!“ und eine lebhaftere Frau mit einem artigen Bärtchen auf der Oberlippe erscheint; sie hat irre Augen. Sie ruft wieder: „Mein Sohn, mein Sohn“ — und sieht ihn, und stürzt bei seiner Leiche zusammen . . .

Breide ist abends bei dem ihm bekannten, stark ergrauten Regierungsrat a. D. Matthias angekommen, in Dombirsk. Die Jägersuppe hat vorzüglich gemundet; die beiden Herren, im Rauchzimmer, sind eifrig im Gespräch. Jeder gibt „Geschichten“ aus seinem Leben zum besten.

Erst spät erwachte Breide am andern Morgen. Die Herren hatten bis in die Nacht hinein tüchtig gezechet. Gegen Mittag nahm er Abschied von seinem gastfreien Wirt. Keine Troika stand vor der Thür, die ihn nach der Station zurückbringen sollte, aber ein kleiner polnischer Schlitten, den zwei Pferde, vor einander gespannt, fortreißen sollten. Neben einander hätten die flinken Traber oft nicht durch die schmalen Holzwege durchkommen können.

Ein polnischer, frischer, achtzehnjähriger Junge setzte sich auf den Bock, tat einen gellenden Pfiff, und die unendlich lange Peitsche in der Luft wie eine Fahne schwingend, fuhr er los.

Welch köstliche Fahrt! Breide saß in Pelzen fast vergraben, die ihm der Regierungsrat mitgegeben hatte. Die Luft war kalt, aber nicht scharf. Der Wind hatte die Backen eingesogen. Polnische Steppe! mit deinen verstreuten Dörfern, mit deinen einsamen, oft verlassenen Schlössern, mit deiner lustigen, lebhaften Bevölkerung, die doch im Chopinschen Mollton lebt, mit deinen rothbemiederten Mädels, mit deinen Pfaffen und deinem Aberglauben . . .

Nun sah sich plötzlich der Bengel auf dem Bock nach Breide um. Die Czapka saß schief auf den strähnigen Haaren, die, genau wie nach dem Topf geschnitten, am Rockkragen aufschlugen. Die Backenknochen standen ein wenig zu eckig hervor, die Augen zeigten Verwandtschaft mit China und der Mongolei. Schwamm Breide durch asiatische Step-

pen? Asien und Europa. Unerklich gingen sie hier ineinander über.

Der junge Kutscher lachte, dann sah er den Varou fragend an. Breide wußte nicht, was er wollte; so nickte er bejahend. Nun wandte sich wieder das Polengeficht nach vorn; und die Peitsche meisterhaft, ohne die Pferde zu treffen, in Schlangenwindungen über sie hin spielen lassend, begann er zu singen. Es klang eintönig, traurig. Breides empfängliches Gemüt schloß in Träumen ein, und die Träume brachten ihn nach Schleswig-Holstein, nach Wittenensee . . . Da hätte ihn niemals ein so lustiger Bauernjunge gefahren; ernst, gelassen, rotwangig, stumm, vor allem gesanglos, hätte der vor ihm gegessen. Und vom schleswig-holsteinischen Kutscher kam er in seinen Träumen auf das Ländchen selbst. Plötzlich sah er Schleswig und Holstein in zwei große, bis zur äußersten Möglichkeit vollgestopfte Mehlsäcke verwandelt, die innig aneinander lehnten . . . Und doch gab es kein Land, kein Ländchen für Breide, das er so in sein Herz geschlossen hielt. Nüchternheit, dein Name ist Schleswig-Holstein. Aber dennoch, du Länneken deep, du Länneken deep, wie viel Poesie hält immer Rast in dir. Gott sei Dank, weißt du das nicht. Zu deiner sonstigen Überhebung über die übrige Erde und beisspielloßen Selbstschätzung darfst du das nicht wissen. Und keine Angst, die beiden dicken Mehlsäcke plagen nicht, wenn ihnen bekannt würde, daß Poesie in ihnen steckt. Das verstehen sie nicht. Sie plagen höchstens vor zu guter Gesundheit. Und das ist ja die Hauptsache: die Gesundheit. Eine auffallende Erscheinung ist es, daß Hamburg auch nicht den geringsten Einfluß, und nie und nimmer, auf die weltabgelegne Provinz hat und hatte. Eben so gut könnte dort Konstantinopel liegen. Auch ein Zeichen, ein schlechtes — und, wie man's nimmt, ein gutes.

Immer mehr versank Breide, durch den sich gleich bleibenden Gesang, durch die sich gleich bleibende unendliche Wald- und Steppenlandschaft, in Träumereien. Von seiner Heimat kam er nach Berlin, und von Berlin wieder nach

seiner Heimat. In ihm unerklärlicher Weise stand plötzlich seine erste Liebe vor ihm. Wie heiß und glühend hatte er schon mit zwölf Jahren geliebt! Die erste Liebe des Knaben! Und immer doch, und wenn an sie Jahrzehnte nicht gedacht ist, tritt sie vor uns wie das Paradies, aus dem wir uns durch unsre spätere Schuld selbst vertrieben. Stürmischer wird der Jüngling. Heißer tobt ihm das Blut, durch keusche Liebe gedämpft. Dann macht die Natur ihre unabbbrekbaren, unerbittlichen Rechte geltend. Die Befriedigung der Sinnlichkeit, so natürlich wie die notwendige Befriedigung des Hungers und des Durstes, wird uns als schauderhaft und verdammenstwert fort und fort gepredigt. Wir kämpfen und kämpfen mit aller Macht dagegen an und können, unbewußt, es nicht begreifen, daß wir öffentlich nicht zu dem geliebten Mädchen gehn dürfen. Versteckt klettern wir zu ihr durchs Fenster. Wie würden die Menschen geisern, wenn sies erführen. Und tun doch alle das selbe. Nun, dafür ist, Gott sei Dank, die heimliche Liebe die süßere.

Einer hat mehr derbe Sinnlichkeit als der andre. Das liegt in der Vererbung, in der Blutmischung.

Shakespeares furchtbares Wort „das dumpfe Ehebett“ ist wahr. Trotz alledem und alledem: Ein glückliches Familienleben zwischen Mann und Weib und ihren Kindern ist der Treffer unsers Daseins. Auf ihm beruht der Staat, die Sittlichkeit, die Ruhe und, im großen Ganzen, unsre körperliche und geistige Gesundheit. Ja, wenn wir Menschen nur alle über einen Kamm zu scheren wären. Dann ginge es schon . . .

Und Brides braune Augen lagen auf der sich endlos dehrenden Fläche, durch die sie nun seit einer Stunde flogen. Seine Gedanken waren wieder in Berlin: wie er, um der ihm fürchterlichen Hestigkeit seines Weibes zu entfliehen, dorthin immer und immer wieder geflüchtet war. Da begegnete ihm die arme Korbmacherstochter, und ihre Stille, ihre demütige Bescheidenheit, ihr Aufsehen zu ihm

wie zu einem Gott, fesselten ihn, reizten ihn, regten ihm die Sinne: daß er bei i h r glücklich werden müsse. Und als er bei ihrem Tode den eben geborenen Sohn Breide in den Armen fühlte, weinte er bitterlich. Sie war so sanft gewesen. Ohne Klagelaut, ohne ein Wort, mit zufriednem Lächeln um die blassen Lippen war sie verschieden. „Mein Sohn, mein Sohn,“ seufzte er, und schwer sank ihm das Kinn auf die Brust . . .

„So, hier halte, Kataiczack,“ rief der Baron dem Kutscher zu, „jetzt kenne ich den Weg; in einer halben Stunde bin ich auf der Station.“ Er nahm sein Gewehr aus dem Schlitten; der Hund sprang ihm nach. Kataiczack, dem er ein Trinkgeld gab wie in alter Zeit, küßte ihm den Saum seines Rockes.

Küßig schritt Breide vorwärts. Von fern schon schimmerte das kleine Stationsgebäude aus den Stämmen. Noch einmal lehnte er an einer Eiche, um, am Rande einer Schonung, in den Abendhimmel zu sehen. Die Dämmerung war angebrochen. Kam er denn heute gar nicht aus dem Nachdenken heraus? Hartmanns Worte kamen ihm in den Sinn: „Das allein weise Verhalten gegenüber dem unaufhebba- ren Leid ist also: Kein Bedauern und keine Reue über Vergangnes, keine Sorge und Furcht vor Zukünftigem, und keine Ungeduld und keinen Mißmut über Gegenwärtiges!“

Der Abendhimmel war mit schweren dunklen Wolken verhangen; nur ein einziger, schmaler, hellblauer Streifen ringte sich im Westen. Hätte der Baron die Gedichte des Schotten John Henry Mackay gekannt, wäre ihm vielleicht das entzückende eingefallen:

Letztes Licht.

Zwischen den zerrissenen Streifen
Blinkt ein liches Blau hervor.
Meine irren Sinne greifen
Zu dem fargen Licht empor.

Dunkel rings. Die Wolken schieden
Näher sich und näher — bald
Wird das letzte Licht zerfliegen,
Ist die Nacht herabgewallt.

Aber noch zerteilt ein Streifen
Himmelblau den Wolfenflor,
Und die irren Sinne greifen
Angstvoll zu dem Licht empor — —

Breide aber griff nicht angstvoll „zu dem Licht empor“. Er breitete seine Arme und rief: „Heilwig! Du unsäglich Gute! Ich will leben, leben für dich! Die Sonne lacht wieder . . . Die Sonne, die Sonne“ . . .

Gewaltsam verließ er den Baum. Schon sah er die geschlossene Einfriedigung beim Übergang über den Bahnkörper. Da rast der Schnellzug heran, der europäisch-asiatische. Aber dort . . . Opalewskis, des Wärters Kind auf den Schienen . . . hin, hin . . . zu spät . . . Doch noch . . . ein Sprung . . . das Kind an den Haaren . . . Das Kind fliegt über die Einfriedigung . . . Aber Breide . . . Er war eine Sekunde in der Schmiede auf Wittensee . . . Tausend und abertausend Funken um ihn, in ihm . . .

Und da liegt er mit abgefahrenen Beinen . . . ohnmächtig . . . Vom Zuge klingt nur ein letztes, schwächer und schwächer werdendes Rasseln; nur noch die Schlußlaterne ist zu sehn, nun ist auch die verschwunden . . .

Arbeiter, Kofferträger, Wärter heben ihn . . . tragen ihn . . . bringen ihn der aufschreienden Heilwig ins Haus.

Der Arzt muß stundenweit her geholt werden. Breide hat keine Schmerzen, aber der Tod schlägt mit großem Fleiße ihm seinen Spitzhammer ins Herz. Unermüdlisch ist Heilwig. Nun kniet sie vor ihm. Er phantasiert: „Mein Sohn, mein Sohn, mein kleiner Breide.“ Sie leidet unsäglich. Da schlägt er die Augen zum letzten Mal auf: „Heilwig, Heilwig! Dank dir, Dank dir für . . . deine . . . Liebe“ . . .

* * *

Und der Telegraphenbeamte im Städtchen Trauttenberg fertigt für die Frau Fürstin eine Depesche aus:
Komm. Breide liegt im Sterben. Heilwig.

Fünfzehntes Kapitel.

Wulfhilde, die eben den Brief an Detlev begonnen hatte, vollendet diesen nicht. Sie läßt ihn liegen. Und mit dem nächsten Zuge ist sie schon unterwegs an die russische Grenze.

* * *

Die Fürstin ist angekommen.

An einem unendlich stillen Wintertage wird Breide begraben. Die Mühlenflügel stehen, weil nicht der geringste Wind sie treiben kann. Der Rauch steigt kerzengrad aus den Schornsteinen. Die Luft ist weich.

Weil auf Meilen in der Runde kein Kirchhof ist, graben sie ihm die „Kuhle“ unter der großen Eiche, wo er zuletzt gestanden hatte. Keiner hat davon eine Kenntniß.

Ein junger katholischer polnischer Geistlicher — die Katholiken denken meist humaner darin als ihre evangelischen Amtsbrüder — hält in deutscher Sprache die Grabrede. Da ihm bekannt, daß Breide aus fernem Himmelsstrich hierhergekommen ist, so spielt er in seiner Rede leicht darauf an, daß die fremde Erde die Toten gleich liebevoll aufnimmt wie die heimatliche.

Wulfhilde gibt dem Priester gerührt nach dem Begräbnis die Hand, dann eilt sie zurück zur immer noch saßungslosen Heilwig.

* * *

Wenige Tage später.

Die Abreise der beiden Frauen nach Trauttenberg ist auf übermorgen festgesetzt.

„Liebe Wulfhilde,“ bittet Heilwig leise.

„Mein Herz,“ antwortet ein wenig schüchtern die Fürstin, als wüßte sie, was kommen würde.

Und Heilwig, nach einer Pause: „Breide sprach in seinen letzten Minuten noch einmal von seinem Sohn in Berlin; er phantasierte.“ Und eine dunkle Röte übergießt sie. „Ich kann, ich kann es nicht.“ Dann liegt sie in den Armen Wulfhildens, die ihr das Haar streichelt und ihr die Stirn küßt und sie eng umschlungen hält . . .

„Höre mich, Heilwig . . . Laß mich ausreden“ . . .

Und nur vom Schluchzen Heilwigs unterbrochen, sagt sie himmlische Worte ihrer Schwägerin. Sie spricht von Gott: „Er ist die ewige Liebe. Und wo einer dem andern verzeiht, je schwerer die Kränkung, dem legt er unsichtbar die Vaterhand aufs Haupt: Mensch sein, heißt gut sein; ich segne dich“ . . .

Wulfhilde führt die tief Erschütterte in ihr Gemach und läßt sie allein.

Nach einer Stunde tritt die Baronin wieder zur Fürstin, und sich an ihre Schulter lehnend, sagt sie ihr ins Ohr, kaum hörbar, als wär es ein Geheimnis, schwer, langsam: „Ich will seinen Sohn an Kindesstatt annehmen; er soll seines Vaters Namen tragen.“

* * *

Scalmiercze, 13. Februar 1886.

Wenige Stunden vor Heilwigs und meiner Abreise
nach Trauttenberg.

Lieber Detlev.

Du wirst Dich noch kaum erholt haben von der Schreckensnachricht, die ich Dir von hier aus vor einigen Tagen sandte. Dein vortreffliches Herz, das wir alle nicht gekannt haben — o, wie viele Mißverständnisse

werden sich erst im Himmel klären — wird mit uns begreifen und mit uns empfinden. Breide, weit entfernt von unserm lieben, alten Schleswig-Holstein, liegt unter einer großen Eiche. Der Blick von dort geht in eine flache, ruhige, bescheidene Landschaft.

Ich hätte Dir nicht so bald wieder geschrieben, wenn nicht eine Angelegenheit es erforderte, die vor allem Deine, als des ältesten und einzigen Mannes unsrer Familie, Genehmigung haben mußte:

Heilwig hat sich entschlossen — o, küsse ihr die treuen Hände dafür — den natürlichen Sohn meines verstorbenen Bruders, den kleinen, jetzt wohl sechsjährigen Breide in Berlin, an Kindesstatt anzunehmen. Er soll, so ist es ihr Wunsch, völlig als ihr Sohn gelten, also auch die vollen Rechte seines Vaters — Name und so weiter — genießen.

Wenn ich Deine Erlaubnis voraussetzen wage, so sind dennoch manche Schwierigkeiten, wie Dir bekannt sein dürfte, zu überwinden. Ich würde gegebener Falles — Deine Antwort bitte ich nach Trauttenberg zu richten — von dort, nachdem ich Heilwig einstweilen bei uns untergebracht habe, nach Berlin fahren, um an Ort und Stelle — immer besser als brieflich — die nötigen Schritte zu tun.

Es wäre mir zu dem Ende, wenn überhaupt Du geneigt bist, im höchsten Grade genehm, wenn Du und ich uns dort an bestimmtem Tage im Kaiserhof treffen könnten.

Längeres für heute darf ich mir ersparen. Meine ganze Aufmerksamkeit gehört Heilwig, die noch immer untröstlich ist.

Tren Deine

Wulffhilde Trauttenberg.

* * *

Liebe Hilde.

Meinen ersten Brief, die Antwort auf das entsetzliche Ereignis, wirst Du erhalten haben.

Inbetreff Deiner lieben Zuschrift vom 13. d. M., die ich sofort zu erwidern mich beehre, darf ich als erstes Wort sagen:

Selbstverständlich!

Ich bin in Allem mit Dir einverstanden: Schon aus dem Grunde, weil ich Breiden viel Dank schuldig bin.

Natürlich muß der kleine Breide mit allen Rechten (Wappen, Titel und was dazu gehört) von Heilwig als Sohn angenommen werden. Die Mutter des Kleinen, eines Korbmachers Tochter, hatte den Namen Sternenschein, wenn ich nicht irre. Ich kann nicht unterlassen, liebe Cousine, Dir mitzuteilen, daß der Name Sternenschein ein ganz klein wenig poetischer klinge, als Hummelsbüttel. Doch Du weißt, ich scherze. Wir brauchen uns unsers alten guten Banernnamens nicht zu schämen.

Inbetreff der Annahme an Kindesstatt, und zwar der vollständigen und vollgültigen, so sind die Hindernisse nicht so schwer, wie Du glaubst. Daß das gute, selige Mamachen Sternenschein (Heilwig sieht ja den Brief nicht) keine näheren Verwandten hat, erfuhr ich schon vor Jahren. Das ist (entre nous soit dit) ja sehr angenehm, denn, ohne mich des Hochmuts zu zeihen, es könnte nicht zu den weiteren Belustigungen meines Lebens gehören, plötzlich in Bredensleth und Wittensee irgend einen Gevatter Sternenschein zu empfangen. Du wirst mich verstehen. Jeder vernünftige Mensch würde mir Recht geben.

Eine kleine Bosheit muß ich Dir glühenden Schleswig-Holsteinerin doch noch ins Ohr flüstern: ich bin ganz froh, daß der kleine Better Breide Berliner Blut

in sich hat. Ich habe nämlich eine Schwäche für die Berliner: es steckt so viel geistige Gesundheit in ihnen. Aber die ewige Träne, genannt Erdenleben, machen sie sich gar zu gern einmal lustig mit ihrem gesalzenen Witz. Bravo.

Noch muß ich Dich zu meinem aufrichtigen Bedauern in Kenntniß setzen, daß ich, in den nächsten Wochen wenigstens, leider nicht imstande sein werde, Bredenfleth zu verlassen und Dir in Berlin behilflich zu sein. Dagegen verführe in jeder andern Weise über mich. Ich leide nämlich (erschrick nicht) an einer leichten Blutvergiftung der linken Hand. Du entsinnst Dich vielleicht, daß ich einen zahmen, von mir sehr geliebten Otter habe, mit Namen „Schnuff“. Mein guter Schnuff nun wurde vor einigen Tagen plötzlich von einem großen Dorfkötter überfallen. Ich riß das geängstigte Tier an seinem Halsband zu mir in die Höhe. Ob nun am Messing Grünspan gewesen ist, oder wodurch immer, ich weiß es nicht. Es geht mir übrigens ganz gut, wenngleich unser alter Doktor Detleffen durchaus will, daß ich nach Kiel soll.

Also Schluß: zu Allem bereit!

In Treuen Dein gehorsamster Better
Detlev Hummelsbüttel.

* * *

D e p e s c h e.

Herrn Grafen Detlev Hummelsbüttel.

Schloß Bredenfleth bei Föhrden.

Holstein.

Berlin, den 23. April 1886.

All right.

Wulfskilde Trauttenberg.

* * *

Kiel, den 1. Mai 1886.

Liebe, gute, himmlische Hilde.

Innig verehrte, hochherzige Heilwig.

In einigen Tagen (es muß ja doch gesagt sein, deshalb gleich vornweg) werde ich für immer die Augen geschlossen haben. Der linke Arm ist mir — ich bin selbst schuld — zu spät abgenommen. Die Vergiftung ist in den Körper gedrungen. Auf mein dringendes Bitten erklärte mir gestern Professor Ahnsen, daß ich verloren sei und höchstens noch drei oder vier Tage leben könne.

Dies ist mein letztes Schreiben. Dann werden hoffentlich einige Schlafmittel das Letzte tun.

Nun hört:

Heute Morgen war das Gericht hier, und ich habe mein Testament gemacht. Der kleine Better Breide erbt Alles von mir, auch den Grafentitel, den ich nach Hennings Tode zu führen berechtigt war. Möllwind hatte ich als Zeugen gebeten. Ich bitte Euch, ihn ganz in Eure Dienste zu nehmen. Er weiß genau Bescheid und ist ein treuer Mann. Von der Volljährigkeit Breides an habe ich bestimmt, daß er seiner Mutter Heilwig jährlich achtzigtausend Mark zu zahlen hat.

Ich schließe mit dem Worte Wulfhildens: Wie viele Mißverständnisse werden im Himmel aufgeklärt werden.

Nun, wir haben uns schließlich schon auf Erden verstanden.

Lebt wohl! Ich küsse Dir, der Herrlichen, Wulfhilde, Stirn und Mund, und Dir, der treuesten deutschen Frau, Heilwig, die lieben, schönen, weißen Hände.

Wiß zu meiner letzten Stunde Euer und meines kleinen neuen Betters Breide

getreuer

Detlev Hummelsbüttel.

Sechzehntes Kapitel.

Es ist Anfang Juni. Selbst in Schleswig-Holstein ist der Frühling allmählich eingezogen. Im allgemeinen hat dieser gesegnete Landstrich das scheußlichste Klima der Welt.

Auf dem kleinen Eisenbahnhaltcpunkt Langstedt, der Station von Bredenfleth und Wittensee, sind einige hundert Menschen versammelt, um den 1 Uhr 23 Minuten ankommenden Zug zu erwarten. Aus Neugierde pflegt der Schleswig-Holsteiner sonst nicht seine Stiefel schneller anzuziehen. Heute aber ist eine besondere Veranlassung.

Die Fürstin, in ihrer Klugheit, die mit Graf Heesten, der ihr vollständig beipflichtet, deshalb im Briefwechsel gestanden hatte, hat diese kleine Volksbewegung und Kundgebung auf Langstedt in die Wege geleitet.

Die Baronin Hummelsbüttel und ihr kleiner Sohn, Graf Breide Hummelsbüttel, wollen ihren Einzug halten. Die Fürstin ist in ihrer Begleitung, und bleibt, auf inständiges Bitten ihrer Schwägerin, die ersten Wochen auf Wittensee, wo Heilwig wieder wohnen will.

Je eher daran, je eher davon, ist ein Satz Wulfhildens. Sie hat sich richtig gesagt, daß, trotzdem die ganze Provinz genau alle Vorgänge und Ereignisse auf Bredenfleth und Wittensee verfolgt hat und kennt, es doch besser ist, den Empfang des neuen Besitzers und seiner Mutter ein wenig laut und lärmend zu feiern. Um so schneller wird das Gerede verstummen und in sich verhungern.

Freilich, Heilwig hat die schwerste Stunde ihres Lebens noch vor sich: wenn sie mit ihrem Sohn, der nicht ihr Kind ist, unter die Menge treten soll: seht, das ist meines Mannes Sohn, aber nicht der meine.

Unaufhörlich ist Wulfhilde um sie mit Trost und Zusprache: „Halte diese letzte Prüfung noch aus.“

Der Zug braust heran. Die Leute umdrängen den Abteil, aus dem, sobald geöffnet ist, ein reizender Knabe ver-

wundert ruft in seinem Berliner Deutsch: „Wat jeht denn hier vor?“

Leichenblaß nimmt ihn Heilwig auf die Arme, und wie eine Königin schreitet sie auf ihren Wagen zu. Sie hat gesiegt. Und mit wirklicher, inniger Liebe preßt sie das Kind an sich.

Und in den Frühling hinein fahren die Wagen nach Wittensee. Welch ein Schicksal für Heilwig: Vor andert-halb Jahren hinausgestoßen ins Elend, zieht sie jetzt als reiche Frau in dasselbe Schloß.

Über dem Portal des Schlosses ist das Wappen der Hummelsbüttel angebracht. Es ist mit grünem Eichenlaub umkränzt. Ein redendes Wappen: zu einem Galgen zeigt eine gepanzerte Faust hinauf. Und während es das uralte Geschlecht deutet: „Seht, so hängen wir jeden, der mit uns übel anbindet,“ lachen die Hamburger und Lübecker: „Mit rechten; die Hand ist unsre Hand, und zeigt zum Galgen, an dem wir so viele Raubritter Hummelsbüttel aufgehängt haben.“

„Hüte dich!“ sagt die gepanzerte Hand. So heißt der Wappenspruch der Hummelsbüttel. Das ist das erste Wort, das dem kleinen Breide entgegenscheint. Mag es ihm, wie für uns alle, ein gutes sein, ein Wort, das wir brauchen und uns zurufen müssen bis ans Grab: Hüte dich selbst und hüte dich vor den Menschen!

Justizrat Möllwind ist nach Wittensee gezogen und hat als einzige Beschäftigung die Verwaltung des unermesslichen Vermögens des kleinen Breide übernommen. Nahezu neunhunderttausend Mark jährlich betragen sämtliche Einkünfte. Henning hatte es wie der schlaueste Geldmann verstanden, das Kapital zu vermehren.

Pastor Tröster wird die erste Erziehung des Knaben leiten und ihn später aufs Gymnasium und auf die Universität begleiten. Kein besserer Erzieher konnte gefunden werden. Er wird ihn Grundjäge lehren, ihn lehren immer im Hinblick darauf, wie sich die Herzens- und Geistes-eigen-schaften

ten des Gräfleins entwickeln werden: gut und edel sein und fest stehen. Seinem Kaiser soll der erste und letzte Blutstropfen sein. Sein deutsches Volk und alle Menschen soll er lieben lernen mit ganzer Seele und nicht in kleinlichem Einzelheimatgefühl verkümmern.

Wie nun werden sich die Fähigkeiten seines Schülers entwickeln, wie wird sich sein Herz zeigen? Die Klugheit, die Starkgeistigkeit, der edle Sinn Wulfhildens, das gute Herz seines Vaters, die Liebe zur Natur —: hat er das geerbt, dann kann er sicher durch die überall gelegten spanischen Reiter des Lebens schreiten, sie tun ihm nichts.

Graf Heesten wird den jungen Grafen in die Literatur einführen und ihm zeigen, wenn die Zeit ihn herangereift hat, welch ein neuer, frischer Zug in ihr weht . . .

Der erste Ausgang Breides, an der Hand Trösters, ist ins Dorf. In der Schmiede wird gehämmert, und der kleine Breide hört das erste plattdeutsche Wort: „Stah fast, Hans.“

Was er dort gesehen und gehört hat, erzählt er glühend seiner Mutter und seiner Tante. Wulfhilde schließt ihn in ihre Arme und flüstert ihm bewegt zu: „Stah fast, Hans!“

Die Mergelgrube

(Fünfzehnte Auflage)

Wüstenhamme, den 3. Mai, abends.

Eine Viertelstunde schien die Sonne am Morgen und beleuchtete, aber wärmte nicht die spärlichen Frühlingskinder: den noch blätterlosen Pfefferstrauch mit seinen zahlreichen lila Blüten, die starckflebrigen rot=und=braunen Knospen der Kastanie, die noch geschlossen sind, die vielstaubfädigen Büschel der Ulme, die kleinen weichen Bürsten gleichen, das erste Grün des Stachelbeerbusches, Narzissen und Krokusse.

Heut am Spätnachmittag war längst die Sonne wieder hinter dem grauen Vorhang verschwunden. Eine schneidende Kälte zwang mich, den Winterüberzieher bis an die Kehle zuzuknöpfen.

Ich machte meinen gewohnten Abendspaziergang, allein, wie immer. Meine stille, bescheidene, trübselige Gegend schlief — wie immer. Hier ist nichts fett, nichts mager. Des Sonntags wegen lag Alles menschenleer. Nur einmal, ganz in der Ferne, auf einem Wall, der auf der andern Seite sich schroff in eine bodenlose Tiefe zu senken schien (so kam es mir vor in diesem Augenblick; ich wußte, daß hinter ihm sonst Flachfeld an Flachfeld sich reiht), grub ein Mann (grub er ein Grab?) hastig, ohne Aufhören. In der Regenstimmung hob sich sein Körper scharf, schwarz gegen den Himmel. Plötzlich war er verschwunden und Alles um mich her öde, lautlos und tot.

Ich wanderte meinen alten Weg. Der kalte, harte, mürrische Maitag, wie wir ihn hier in den meisten Jahren hinnehmen müssen, begleitete mich. Als ich abbog, quer über Wiesen und brache Acker, fand ich die kleine, geheimnisvolle Mergelgrube wieder, das tiefe, unheimliche Wasserloch, vor dem ich so gern stehe. Sie liegt, die Koppel fällt dahin, in einer Ecke. Im Knickbusch raschelte das rote Laub, das vom letzten Herbst ihm anhaftet.

Nie hab ich so die Einsamkeit gesehen, empfunden; nie hat sie sich mir so zentnerschwer ums Herz gelegt. Wie grenzenlos verlassen liegt das Feld, die ganze Welt. Nirgendes

ein Peitschenknall, eine Menschenstimme, ein Vogelruf. Vor mir, in blauer Ferne, trotz das große Schweigen, der Wald. Hinter diesem, wie eines Weltbrandes letzter Schein, färbt ein schmutziggelber Streif den Himmel. Über die nackte, braune Scholle läuft ab und zu ein schnell kommender und schnell sterbender Wind und flüstert meinen Ohren vorüber.

Wie lange hab ich an dem Wässerchen gestanden, und trat näher und näher. Endlich aber raffte ich mich auf und ging nach Hause. Ich will nun versuchen, das niederzuschreiben, was mir heute dort durch die Seele zog. Es wird ein Durcheinander werden: Gedanken, Erinnerungen aus meinem Leben; wieder trübe Bilder, die ich glaubte längst für stets hinuntergeschluckt zu haben. Bin ich nicht just am 3. Mai dieses Jahres dreißig Jahre in diesem Nest Beamter? Dreißig lange Jahre immer in demselben täglichen Gang. Wie hab ich das nur aushalten können?

Wie oft bin ich in diesen dreißig Jahren an der Mergelgrube gewesen. Was denn zog und zieht mich zu dem trüben, lehmigen, unergründlichen Tümpel, in dem alle Freude der Erde für immer ertrunken scheint. Ist es das Bewußtsein der völligen Einsamkeit? Hier hab ich meinen Gedanken freien Lauf gegeben, Gedanken, denen ich in meinem Dienstzimmer nicht erlaubte zum Vorschein zu kommen; die noch weniger hervortreten durften in meiner kleinen Stadt — die guten Mitbürger hätten mich gesteinigt oder ins Irrenhaus geschickt. Das wohl ist es, weshalb ich die verlorne Stelle so tief in mein Herz geschlossen habe; hier bin ich frei, so frei, daß ich mich wundre, nicht schon längst den letzten Schritt in die widerwärtige braune Welle getan zu haben.

Die kleine Mergelgrube hat ihre Geschichte. Heute wieder (von Blumen sah ich nur eine einzige: Löwenzahn), als das Stück einer Entwässerungsrohre, die vermorschten Bretter, eine umgekehrt ruhende, gänzlich aus den Fugen gegangne Schubkarre vor meinen Augen lagen, fiel es mir auf einmal von neuem ein: so sieht die nächste Umgebung aus seit dreißig Jahren. Damals, und ich erinnere mich der

Zeiten genau, hieß es plötzlich im Städtchen: es ist der herrlichste Ton gefunden worden: Fabriken, Arbeiter, Schlösser, Millionäre. In der That hatte man eine feine Schicht Ton im Mergel entdeckt. Eine geldgierige „Gesellschaft“ hatte sich sofort gebildet. Ein Verwaltungsrat hatte sich im Umsehen festgesetzt; zahlreiche Anteilhaber schossen Gelder vor. Aber o weh, o weh, das Glück war kurz. Trotz tiefer Bohrungen gelang es nicht, mehr Ton ans Tageslicht zu ziehen. Sandschicht auf Sandschicht zeigte sich: wütend ging Alles aneinander.

Zuweilen, wenn an heißen, afrikanisch heißen Sommertagen hier die Sonne brütet, dann zerbröckelt der vertrocknete Lehm in Staub, die Libelle schnappt die Schillerfliege; in solchen glühenden Stunden warf ich mich an diesem abgelegenen Fleckchen Erde nieder und horchte, das Ohr am Boden. Und wie von plätschernden, plauschenden Quellen klang es, die tief, tief unterirdisch hier laufen müssen. Und eine unbezwingbare Sehnsucht nach Kühle, Frieden, Lauterkeit des Herzens überkam mich. Doch muß ich mir auch gestehen, daß mir das vortreffliche Elbschloßbier in „Stadt Hamburg“ später köstlich schmeckte.

Fast hätte ich dich prächtigen großen Kerl vergessen, der durch die Geldgier der Menschen, sehr zu ihrem Arger, die Sonne erblickt hat: dich, den Riesenstein, den Wanderblock. Mit unsäglichem Mühen hatten sie dich endlich ausgebuddelt in der Hoffnung, nun doch die errettende Tonschicht zu sehen! Vergebens — und Alles verschwand fluchend. Du aber drückst seit jenen Tagen den kümmerlichen Graswuchs an meinem Wasserloch.

Damals, als er zu Tage gefördert war, schrieb ich an den großen Steinekenner, Professor Mäckelmann in Berlin. Bald, in einer Sonderpost, traf ein kleines Männchen ein: der Steinekenner, Professor Mäckelmann aus Berlin. Wir mußten sofort hinaus, er hatte keine Ruhe. Wie er da nun an dem ungeschlachteten Urrian umhersprang: fast hätte er ihn geliebkost. Er maß ihn wie ein Schneider, hämmerte überall

an ihm, schob fortwährend mit Daumen und drittem Finger die Brille, die entgleiten wollte, wieder auf den Nasenhügel, gebärdete sich wie ein fröhliches Kind. Wie hab ich mich über diesen Gelehrten gefreut. Am Abend hatte ich ihn zu mir gebeten. Ich war froh, keine weiteren Gäste zu haben; denn nachdem er mir einen stundenlangen Vortrag über verschiedene Eiszeiten gehalten hatte, gab er mir, wir waren übrigens beide etwas bezechet, seine Weltanschauung. Ich schaudre noch ins innerste Mark, denk ich an seine Worte. Er schrie fast: „Der Begriff der Ewigkeit ist mir sehr klar. Es hat nie einen Anfang gegeben und wird nie ein Ende nehmen. Geburt und Tod wechseln unaufhörlich in der ganzen Welt. Es gibt keinen Gott, also keinen Schöpfer und Erhalter.“

Von Humboldt erzählte er viel. „Ja, wenn Sie uns beide einmal gehört hätten; Ihnen würden die Haare zu Berge stehen.“ Ich atmete auf, als ich das Kerlchen wieder in der Postkutsche hatte.

* * *

Das Gewissen und die Neue habe ich, so gut es ging, nicht bei mir aufkommen lassen. Ganz lassen sie sich nicht verdrängen; immer wieder zischeln ihre Schlangenzungen. Nur gewaltige Helden und Geistesgrößen können sie, wohl auch niemals ganz und gar, unterdrücken. Lästige, unbequeme Tiere sind die Neue und das Gewissen; zu den tausend Qualen unsrer Seele nicht die schlechtesten Peiniger.

Früher, ach, nun lange nicht mehr, schrie ich in die stillen Felder hinein: Ich will! Ja, ich will hinein ins Leben, die Menschen will ich mit mir reißen, sie sollen mir folgen, ein Eroberer will ich sein, die Erde soll mir gehören: die Fäuste und dem Schwert, die Mächte der Liebe und dem Becher! Und jämmerlich, jämmerlich hinkte ich dann wieder ins Tor zurück, und die elende Erbarmlichkeit der Kleinstadt hielt mich wie mit tausend feinen Ketten: Ich saß in der Amtsstube, las Verfügungen, erließ Verfügungen, spielte

abends zur Erholung Whist, und alle Sehnsucht nach Herrlichkeiten war untergegangen in Kleinlichkeit. Ach, die tägliche Whistpartie: der Zollverwalter spuckt fortwährend aus, der Apotheker ruft den ganzen Abend: „Trefflich schön singt unser Küster“, „Karanschen mit Maibutter“, „Herzlich gern, sagt meine liebe Doris“, der Hausvogt zankt und wird unangenehm, wenn er verliert; ach, die tägliche Whistpartie! Wenn ich dann nach Hause komme, bin ich todmatt von der Fron des Tages, und ein mehr oder minder unbewußter Wunsch wandert mit mir in den Traum: wenn ich doch nicht mehr erwachen würde.

Einmal, vor Jahren, sprang ich in den Knick neben meiner Mergelgrube. Vor mir breitete sich die Ebene aus bis an den Wall, auf dem sich heute der schwarze Schattenriß des grabenden Mannes abhob. An dem Tage hatte ich die Empfindung, daß hinter diesem Wall, tief unten, der Ozean brandete. Aber allmählich verschwand sie, und es kamen mir andre Erscheinungen: Ich sah die weite Ebene vor mir bevölkert mit Hunderttausenden von Menschen aller Rassen. Ich selbst kam mir wie ein Heilsverkünder vor, und innige, heiße Liebe, alle die Tausende vor mir zu erlösen, befeelte mich. Ich stieg auf der andern Seite des Knicks mit ausgebreiteten Armen hinunter und schritt, immer mit ausgebreiteten Armen, langsam, feierlich, segnend, Frieden bringend auf das Gewimmel zu; von meinen Lippen floss die Liebe. Aber mit jedem Fuß vorwärts wurde es dunkler. Ein mächtiges Gewitter rollte über uns; statt des erhofften friedlichen Durcheinanders zuckten unter ihm silberne Schwerter. Und in der Finsternis, die wuchs, leuchteten oben nur die goldnen Blitze und unten die silbernen Schwerter. Und ich hörte unten ein Geheul von den Massen zu mir her, und aus dem Wirrwarr klang es gellend: weg, weg mit ihm. Da wurde es rabendunkel, und keine goldnen Blitze und kein Gewoge silberner Schwerter sah ich mehr. Im Hintergrunde stieg die Sonne allmählich auf, und heller wurde es und immer heller. Ich ging auf sie zu, eine Blutz-

see durchwatend, über Leichen und schrecklich Verwundete, die sich wie Schlangen wanden. Mein Antlitz war nur grade aus zur Sonne, zur Sonne . . . Ich glaube, ich bin eine Stunde wahnsinnig gewesen. Ich war in der That mit ausgebreiteten Armen eine kleine Strecke vorwärts gegangen, bis ich aus der Nebenkoppel die Stimme des pflügenden Klaus Nissen (in kleinen Orten kennt sich Alles) hörte zu seinen Gäulen: „Du schast di wat schamen, Hannes; vor Lise“ (so hieß das andere Pferd) „schast du di wat schamen, du Fuulpelz.“

Ich machte auf.

* * *

Gestern besuchte ich Doktor Högel, den berühmten Mikroskopiker. Natürlich ahnt unser kleines Nest nicht, was es an dem Manne hat. Dafür ist er Mitglied der ersten Naturforschergesellschaften der Erde. Petersburg, Amerika, Paris, London, Bombay, die Kapstadt kennen ihn. Wüstenhamme, mein Marktschekchen, ahnt nichts von ihm, dem Gelehrten; es weiß nur, daß er Arzt ist. Zuletzt, vor etwa vier Monaten, hatte ich ihn, den ich öfter besuchen würde, wenn ich nicht fürchten mußte, ihn zu stören, bei achtzehn Grad Kälte im Schnee auf seinen Pelzen gefunden. Er beobachtete, die erstarrten Finger an den feinen Schrauben, durch sein Riesenfernrohr den Mars. Gestern zeigte er mir die Kratzmilbe des Fuchses in starker Vergrößerung. Durch eine höchst geistvolle Vorrichtung hatte er dem toten Geschöpfchen, das meinem Auge einer Erbse an Umfang gleich im Glase, etwas rote Farbe eingeführt. Diese, in Schattierungen das Körperchen stufend, ließ deutlich das Gehirn erkennen, die acht behaarten Füße, die letzte im Darm zurückgebliebene Kotmasse, den Kopf, den Geschlechtsteil, die Gelenke, selbst die Nerven.

Die Kratzmilbe hat Nerven und Gehirn; auch der göttliche Julius hatte Nerven und Gehirn. Cäsar und die

Krägmilbe des Fuchses: welcher Unterschied schon auf unsrer kleinen Erde! Wie sieht es auf dem Mars aus? Dunkelrot hatte er sich damals sehen lassen: Doktor Högel behauptete, daß er zur Stunde mit ungeheuern Eismassen umhüllt sein müsse. Diese Eismassen schmolzen in kurzen Wochen, und es würde dann ein Tropenpflanzenleben dort emporschießen, das zu fassen uns die Sinne fehlten. Und so sei ein beständiger, rascher Übergang auf dem Mars.

Ich erwähnte mit zagender, leiser Stimme, wie in mich hineinredend, als ich durchs Glas auf die kleine Platte mit der Krägmilbe schaute, wie verloren: „Cäsar und die Krägmilbe!“ Aber der Doktor hatte es gehört und sagte lachend hinter mir: „Durchaus derselbe Saft und Grundstoff.“ „Aber der Geist, der Geist, den Cäsar hatte und nicht die Krägmilbe,“ warf ich meinem Freunde, wie in Todesangst aufschreiend, zu: „der Geist, der Geist!“ „Ist auch nur durch Entwicklung das geworden, was er ist.“ Als ich ihn entsetzt anstarrte, einer Dummacht nahe, nahm mich der liebenwürdige Doktor unter den Arm und brachte bald das Gespräch auf irgend eine Nachtmütze in unserm Städtchen. Ein beschäftigtes und zugleich gutmütiges Lächeln doch verließ seine Mundwinkel nicht. Vorige Nacht träumte ich, daß sich Cäsar und die millionenfach vergrößerte Krägmilbe des Fuchses, Arm in Arm, d. h. der Göttliche hatte seine Rechte in die linke Vorderklaue der Milbe gelegt, tief vor mir verbeugten. Schauerhaft.

* * *

Zwei Zitronenfalter, des winterlichen Tages halber wahrscheinlich in Pelzen, gaufelten, sich überfliegend, über meinen kleinen See. Sie kamen nicht hinüber vor Kälte, selbst ihre heiße Liebe konnte sie nicht retten: sie fielen in den Ozean. Mein Stoch reichte nicht, um ihnen zu helfen.

Die Liebe, die Liebe, sie stirbt im Frost; sie stirbt auch ohne Frost oft, aus Langerweile. Ja, die Liebe.

Theodor Storm singt:

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nicht verarmen,
Und müßt er sterben fern, allein.
Er fühlte noch die seltsame Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

Welche Lust doch überfiel mich vorhin draußen, an vergangne Liebeszeiten zu denken. Zeigten mir die aus dem Himmel in den Schlamm fallenden beiden Schmetterlinge den Weg? Was fällt mir ein, daß ich jetzt in meinem Tagebuch wie ein kindischer Greis über jene „holden“ Stunden schwärzen will? Aber es sieht ja keiner und wird niemals einer sehen, was ich diesen Blättern vertraue; selbst meine alte unangenehme, von mir gehaßte Haushälterin nicht, die verwitwete Frau Amanda Dose, geborene Klönhammer. Hol der Teufel diesen Drachen. Ich bin fest überzeugt, sie möchte mich lieber heute als morgen heiraten. Das fehlte grade noch. Ich bin ganz ruhig: Mein lieber Freund, der Amtsrichter, hat mir versprochen, eine Stunde nach meinem Tode meine Tagebücher an sich zu nehmen und sofort zu verbrennen. Da kann ich sicher sein, er hält sein Wort.

Seit meiner Knabenzeit wohne ich schon in diesem Städtchen. Nur wenige Jahre bin ich abwesend von hier gewesen. Vorsicht in Liebeshändeln ist in kleinen Orten doppelt geboten; hier gehen wir stets im Heuchelhut und mit Tugendmanschetten umher. Und müssen ein Gesicht aufsetzen wie der Küster während des Gottesdienstes. Um so mehr kann ich mir eine innige Freude nicht verbergen, einige Male die alten Tanten so angeführt zu haben, daß nichts gemerkt wurde. Schwer allerdings hats gehalten, und es bleibt ein Wunder.

Als ich, ein hochgewachsener, stämmiger Bursche, sechzehn Jahre alt war, öffnete sich an einem Sommerabend, noch war die letzte Tageshelle nicht geschwunden, die Thür zu meiner Kammer. Eben wollte ich einschlafen. Ein großes,

breitschulteriges Frauenzimmer, rothhaarig, hoch in den Zwanzigern, Dienstmädchen in meinem elterlichen Hause, trat ein und kam mit funkelnden Augen auf mich zu. Es überfiel mich ein Grausen: ich konnte mich nicht regen. Wollte sie mich schlagen, ermorden? Endlich riß ich mich, sozusagen, aus mir selbst los. Ich warf ihr meine Schuhe und den Stiefelknecht entgegen. Sie aber wuchtete sich auf mein Bett; und es war wie ein Kampf auf Leben und Tod, bis sie mich niederzwang. Das ist mein erstes Liebesabenteuer gewesen. Welche furchtbare Gewissensangst habe ich damals überstehen müssen.

Bald darauf wurde ich von meinem Vater in die benachbarte Stadt geschickt, um bei dem Kammerherrn von Kerckberg, dem königlichen Hardeßvogt, mich zweckmäßig, als Schreiber, zu beschäftigen. Der Kammerherr, ein hochnasiger kalter Mann, übersah seine „jungen Leute“ gänzlich. Das heißt: wir waren nur im Dienst für ihn Menschen. Nie sprach er sonst ein Wort mit uns.

In die älteste, siebzehnjährige Tochter des Hauses, Louisa, verliebte ich mich schon am dritten Tage. Von meinem Schreibtisch aus, durchs Fenster, hatte ich sie zuerst gesehen. Sie hantierte im Garten herum. Das Sonnenschirmchen, aufgespannt, ließ sie über die Schulter sorglos zurückbaumeln und blinzelte in die Sonne. Lange dänische Handschuhe zogen sich fast bis an die Ellenbogen.

Erste Liebe! Wir tändeln durch eine Rosenwolke, unbekümmert um die ganze Welt. Wir bedecken heimlich vieltausendmal ein gestohlenen oder überlassenen seidnen Bändchen mit Küssen. Wir schreien, sind wir allein, theatralisch, mit stürmischem Triller wie der Buchfink (ein unsinniger, blödsinniger Vergleich, gar keiner, und doch schreib ich ihn hin) die Arme breitend: o komm, komm! Wir schauen in die Blätter hinauf, sitzen wir in der Laube, und erschnen, erschnen sie: wärest du nun bei mir! Goethe, der Einzige, ruft:

Blumengruß.

Der Strauß, den ich gepflücket,
Grüße dich viel tausendmal!
Ich habe mich oft gekücket,
Ach, wohl ein tausendmal,
Und ihn ans Herz gedrückt
Wie hunderttausendmal!

Wir schlafen spät ein mit den seligsten Gedanken, wir wachen früh auf mit den seligsten Gedanken. Welch kenscheste Empfindung im unsäglichsten Glückweh. All die Ahnungen, Beobachtungen, unruhige Sicherheit, sichere Unruhe, Hin- und Her-Erwägungen: bin ich wiedergeliebt? Zweifel, bis die Gewißheit in einer Stunde, die für uns unerträglich lang hat auf sich warten lassen oder wie ein Sturmwind im Augenblick kam, da ist.

In einer Sommermittagestunde traf ich das Mädchen, die in einem von Knicks eingefriedeten Weg ein sechsjähriges Brüderchen führte. Alles ist mir noch so klar im Gedächtnis. Wir waren allein; kein Mensch zeigte sich in Nähe und Ferne. Als wir stehen blieben, nahm ich, wie gezogen, ihre Rechte; es war wie von selbst. An der Linken hielt sie das Kind. Während sich dieses nach dem Ball drängte, um eine Blume zu brechen, die es begehrte, lag plötzlich die Kleine nach der andern Seite, den Knaben nicht loslassend, purpurrot in meinen Armen. Wir küßten uns. Im Wige wurde ein Fuhrwerk sichtbar. Wir trennten uns in voller Angst. Der Lenker des Wagens, der greise Jochen, der nur noch im Leben an seine warme Suppe denken mochte, nahm uns nicht wahr, ebenso taub und blind wie sein bejahrter magrer Rotschimmel; was kümmerte ihn ein junges Glück. Die Heimlichkeit der Liebe ist das Köstlichste an ihr.

Ich glaube, der Kammerherr, mit seiner mißtrauischen Spürnase, hatte Verdacht geschöpft. Am nächsten Tag darauf schon eröffnete er mir, ohne Gründe zu nennen, daß ich am andern Morgen abzureisen hätte; mein Vater sei benachrichtigt.

Ich habe einmal vor dreißig, vierzig Jahren in Hamburg zwei Bilder gesehen, von denen das eine „Der Abschied“ hieß, das andere „Die Liebe und ihre Begleitung“. Sie machten einen außerordentlichen Eindruck auf mich. Des Namens des Meisters entsinne ich mich nicht mehr; wohl aber erinnere ich mich, bald darauf in den Zeitungen gelesen zu haben, daß der Maler an gebrochenem Herzen gestorben sei, weil ihn die große Menge nicht verstanden habe, und weil abscheuliche Glossen, um ihn lächerlich zu machen, über ihn von kleinlichen Beurteilern verbreitet gewesen wären.

Auf dem „Abschied“ stand, in Abendstimmung, auf einem Deich ein junges, sich (leise angedeutet) in andern Umständen befindendes Mädchen in friesischer Tracht und sah, vornüber geneigt wie verwirrten Sinnes, einem Manne nach, der, ohne sich umzuschauen, über Muscheln und Sand durch die Wat-ten einem fernsten Wasserstrich, vielleicht dem ersten Ring der wiederkehrenden Flut, zuschritt. Es war mir, als ich vor dem Elgemälde stand, als sähe ich ein am ganzen Körper zitterndes Weib; und so kraß war die Trostlosigkeit, die Angst, der Tod im Herzen, getroffen, daß ich mich nicht abwenden konnte. Das ganze ungeheure Leid der Welt schien in diesen Zügen erstarrt zu sein.

Das andre Bild „Die Liebe und ihre Begleitung“ war noch wunderlicher. Auf einer gelbgeäderten Marmorsäule stand oben ein rosiger kleiner Amor, der dem Beschauer den Pfeil in die Brust schießen will. Rechts neben ihm, auf einem bunten türkischen Teppich, lag, ausgestreckt wie die Sphinx, ein gleichmäßig graues, grauenhaftes Untier mit ganz fahlen Augen; es hatte Ähnlichkeit mit — einem Nas-horn. Welche Zielscheibe endloser Witze.

Links neben dem Liebesgott hockte auf einem dürren Ast, hochgereckt, mit den Augen Raub erspähend, ein gänzlich verhungert, zerknöpfter Nasgeier. Rätsel über Rätsel. „Die Liebe und ihre Begleitung“? Aber die „Begleitung“? Sollte sie die Entsagung und die Eifersucht versinnbild-lichen?

Ich konnte nicht wegfinden von diesen Wüldern. Das Blut stieg mir in die Schläfe, hörte oder laß ich die ledernen Wiße darüber. Besonders das Nashorn mußte herhalten. Ach, diese elenden Beurteiler bei uns! Malt oder dichtet einer einmal frisch aus sich heraus: gleich ducken sie ihn, weil sie ihn nicht verstehen können. Ihr „Leserfreis“ würde ihnen auch sonst schön „aufs Dach steigen“. Ist's nicht schon genug der furchtbaren Kämpfe, bis ein „Neuer“ sich endlich durchgedrängt hat? Gebt Raum, ihr Herren! Helft, statt zu ersticken.

* * *

Wieder in meiner Vaterstadt angekommen, ich sitze ja noch heute hier, ergab ich mich zuerst aus Gram, dann aus feurigen, wilden, natürlichen Wünschen, derber Liebeslust. Mit meinen Freunden besuchte ich die Tanzböden auf den umliegenden Dörfern. An diese Zeit denk ich gern zurück, und ohne Bitterneid und Abgunst, daß sie nicht wiederkommen kann. Aus jenen Tagen begleitet mich ein milder Abglang meiner Jugend, und bis aus Grab wird er mit mir gehen. Dies Schleichen nach Thür und Fenster, Kammer und Laube, nur um ein paar Stunden ein hübsches, gutmütiges Mädel zu herzen. Wie schlug mein Puls! Wie frisch die Kühle am frühen Morgen auf dem Nachhauseweg. Was lach ich denn? Fällt mir noch einmal die kleine Grete ein, die der Vater wütend zur Arbeit aus dem Dachstübchen holen wollte. Die Todesangst dabei. Und wie wir bei Sonnenaufgang die Stare schwärzen hörten auf dem Dachfirst neben uns; ihr Nachäffen verschiedner Vogelstimmen, ihr Nachäffen selbst des Hundegebells. Wie haben wir gesacht in glücklichster Ruh. Welche Fülle von köstlicher, natürlicher Lust.

Meine kurze, zweijährige Ehe kommt mir wieder ins Gedächtnis. Ich habe dich geliebt, wie keine Frau sonst auf Erden, du stille Agnes. Wärest du nur nicht immer so stumm und verschüchtert gewesen. Allmählich kam die Lauge-

weile, die furchtbarste Feindin der Ehe. Der Mann, von der Natur zur Vielweiberei bestimmt, läßt seine Augen über andre Weiber streifen. Ich bin dir treu geblieben bis ans Ende; aber es fehlte mir die rechte, die ungewollte Gelegenheit. Die Versuchung trat nicht dazwischen. Da wars denn freilich keine Heldentat von mir.

Die Fortpflanzung ist das Urgeheimnis. Der Trieb dahin ist jedem Menschen mitgegeben. Aber ich glaube fest: Wie sich nichts gleich ist, kein Blatt dem andern am selben Baum, wie es überall unzählige Schattierungen gibt, so ist dieser Trieb ungleich bei uns. Der eine hat Fischblut, aber dann soll er nicht den Engendwächter spielen und den verdammen, dem ein Kügelchen mehr das Blut treibt. Mantegazza, in seiner Physiologie der Liebe, hätte besser den ganz unerträglichen Sittenpredigerton aus seinem Werk herauslassen können.

Wir sollen frei sein, wir sollen uns überwinden können; aber das „gefleckte Pardeltier“ verfolgt uns unaufhörlich. Der Kampf ist der schwerste. Setzen wir der Bestie, dieser himmlischen Bestie, den Fuß auf den Nacken, dann haben wir gewonnen. Dann sind wir frei und keine Sklaven unser selbst mehr. Wer hält das Haupt hoch und sagt: Ich bins! Wo mag denn der alte Schmöker geblieben sein, der mir in bösen (bösen? es war doch die Stimme der Natur) Stunden als treuer Beschützer zur Seite stand: das alte „Rechenbuch von Albertus Kroymann, Hamburg, 1810, Verlag von Rißinger und Sohn, mit hohen Privilegien“. In seine unglaubliche Langweiligkeit hab ich mich dann mit eisernem Willen versenkt. Half die Ernüchterung denn immer? Aber ich schreibe ja lauter „olle Kamellen“ nieder.

* * *

Eben erhalte ich ein Schreiben von meinem langjährigen Freunde Theobald, den ich so liebe wegen seiner immer gleichbleibenden Güte, wegen seiner „anständigen“ Gesinnung, wegen seiner Neidlosigkeit, wegen seiner Freundes-

treue, die nicht nachgelassen hat, wie immer auch mein Schifflein auf den Wellen tanzte. Er dankt mir für mein Geburtstagesgeschenk: die letzte große Goethe-Ausgabe. Er sagt: „Goethe verstehen wir erst zu würdigen, wenn wir den gleißenden Schein der Kunst überwunden, wenn wir hinter dem Schnürleib der Form den hohlen Gummibausch der Phrase entdeckt haben und zur Mutterbrust der Natur uns zurücksehnen.“ Bei Goethe fällt mir ein, daß ich meine Vorlesung über diesen Gott in unserm Städtchen noch nachtragen muß. Seit dem Abend habe ich das sogenannte „Volk“, gemeiniglich die große Menge genannt, aufgegeben. Ich möchte eine Pflaume gegen hundert Pfund Gold wetten, daß, sechzig Millionen Deutsche angenommen, fünfhundert von uns F r e u d e , ich sage nicht Verständnis, an unserm größten Dichter haben. Mehr nicht.

Ach, jener Abend! Es galt den Überschwemmten. „Der Wohltätigkeit sind keine Schranken gesetzt,“ wie die bekannte Redensart lautet.

Es war das ganze Städtchen im großen Saal der „Stadt Hamburg“ versammelt. Da saß die geizige Frau Schlachtermeister Jansen: Bei jeder Gelegenheit, wenn wir Wüstenhammer im großen Saal der „Stadt Hamburg“ zusammen sind, eskamotiert (das Fremdwort ärgert mich, aber es ist hier zu bezeichnend) sie das bestellte Stück (die ganze Stadt weiß es und beobachtet sie deshalb fortwährend) Kuchen, mit dem sie indessen gespielt hat wie die Katze mit der Maus, am Schluß des „Bergnügens“ in ihr Taschentuch, um es am nächsten Morgen beim Kaffee zu verzehren. Da saß mein riesiger, gutherziger Barbier Hans Holm: Dreißig Jahre hat er mir die Stoppeln genommen und sich, ich glaube, ganz vergnüglich aus diesen Stoppeln sein jetziges Hans gekauft; wunderbarerweise wird der Dickwanst von uns seit unvordenklichen Zeiten „Melodie“ genannt. Da saß ferner . . . nun, alle Wüstenhammer waren erschienen.

Ich hatte zum Vortragen gewählt: „Christel“, „Rettung“, „Morgenklagen“, „Der Gott und die Bajadere“, „Ma-

homets Gesang", „Die schöne Nacht", „Brautnacht", „Willkommen und Abschied", „Mailied", „Raftlose Liebe".

Absichtlich nahm ich diese Lieder, um einmal den Abdes-
ritten zu zeigen, was Frische, Natur, Natürlichkeit, jubeln-
des, jauchzendes Herz sei. Aber Alles blieb still. Allmählich
fingen die Leute an den Tischen an, zu tuscheln; sie lang-
weilten sich. Nach dem Gedicht „Brautnacht" erhob sich
Frau Hofprediger Möllermüller mit ihren beiden hübschen
Töchtern und verließ in absichtlicher Augenfälligkeit den Saal.
Am andern Morgen hörte ich, nicht genug, daß die Frau
Hofprediger dieser Meinung huldigte, auch von Gevatter
Schuster und Schneider: Goethe sei der unsittlichste Mensch.

Als ich auf meinem Pult merkte, daß die prächtigen
Lieder nicht „zogen", daß sie den Anwesenden auch unver-
standen blieben, schlug ich den Himmlischen zu mit Wut im
Herzen, mit Lächeln auf den Lippen. Dann nahm ich die für
diesen Fall von mir bereit gehaltenen „Werke" der bei unsern
Deutschen, insonderheit unsern Damen so beliebten „Dichter"
Hütchen, Tütchen und Nütchen her und las aus ihnen.

Und las mit Wut auf den Lippen und Lächeln im Her-
zen diesen saftlosen, blutleeren Blödsinn. Wir Deutschen
liebten von jeher das Abstrakte. Jedes ins Zeng gehende,
aus der Wirklichkeit herübergenommene, jedes w a h r e Ge-
dicht ist uns bekanntlich ein Greuel. Abstrakta, Abstrakta!

Und hört, hört! Nachdem ich aus den „Werken" der
berühmten Dichter Hütchen, Tütchen und Nütchen geendet
hatte, brach ein Händeklatschen los, daß die Wände zitterten.

Dann folgte das in jeder deutschen Kleinstadt unver-
meidliche Kränzchen und Tänzchen.

Ach, ich bin es satt.

* * *

Eine Stunde später.

War es nicht heute wieder, als ich an der Mergelgrube
stand, daß ich beinahe den letzten Schritt getan hätte, um

für immer befreit zu sein von dem langweiligen Leben, das zu führen ich gezwungen bin seit so langer Zeit. Dies ewige, ewige Whistspielen mit denselben Bekannten! Den Apotheker dabei unaufhörlich zu hören: „Trefflich schön singt unser Küster“, „Karauschen mit Maibutter“, „Herzlich gern, sagt meine liebe Doris“. Tagein, tagaus die gleichen dienstlichen Arbeiten, das gleiche Essen, die gleichen Menschen, das gleiche Bier, die gleichen Spaziergänge, die gleichen abgedroschnen Späße und Geschichten in der Kneipe. Auch meine Bücher, meine Dichter, meine Geschichtsschreiber helfen mir nicht mehr über den Tag: ich habe hier ja Keinen, mit dem ich mich über sie aussprechen, mit dem ich Gedanken tauschen könnte. Immer nur die gleiche Ede einer kleinen Stadt. Ich glaube, ich bin schon völlig verkommen und vertiert. Mit gleicher Neugierde und Bosheit höre und erzähle ich von dem lieben Nachbarn, wie meine Mitbürger; mit dem gleichen Hochmut schaue ich auf jeden hinab, der fremd ins Tor tritt, wie meine Mitbürger.

Es ist übergenug. Und ging ich heute nicht zur Ruhe in meine Mergelgrube, dann ist es morgen noch Zeit, oder wenn die Stunde kommt. Nichts mehr höre ich dann von den lieben Menschen. Kein Apotheker ruft mehr: „Herzlich gern, sagt meine liebe Doris“. Die deutsche Literatur ärgert mich nicht mehr, alle die „berühmten“ Dichter Hütchen, Tütchen, Mütchen.

Ob ich jetzt, die Nacht ist hell, noch einmal hinauswandere? Oft in stillen Sommermitternächten lag ich dort, den Kopf an den großen Wanderstein gelehnt. Wie unendlich ruhig Alles um mich dann: ganz, ganz fern nur höre ich um ein Uhr zwei Minuten den Nachtschnellzug rasseln, es sind zwei Meilen bis zu den Schienen. Zuweilen ist das Geräusch deutlicher: wenn er über Brücken, über schütterte Erdschichten rollt. Zuweilen verschwindet es, um noch einmal, nach Minuten, wiederzukommen in unendlicher Weite — und dann wird die Ruhe nicht mehr unterbrochen. Nur die Quellen höre ich noch unter mir, geheimnisvoll. Im

vergangnen Jahr, als ich zum letztenmal dort nachts mich aufhielt, schien der Vollmond. Als ich mich dem Plätzchen näherte, fand ich, wie einen sitzenden Hund, Freund Reineke auf dem Wanderstein. Es mochte ihn nach dem heißen Tage eine kühle Ruhestatt gedenkt haben. Der schlaue Kerl, sicher wissend, daß ich ohne Gewehr kam, ließ mich bis auf zwanzig Schritte heran, mit auf die Seite gelegtem Haupt; ganz sanft sprang er hinunter und schnürte gemächlich, die Lunte schleifend, ins Feld. Wie Silber glänzte im Mondlicht sein rotgelber Pelz.

* * *

Den 27. Mai.

Heute früh fünf Uhr wurde ich geweckt. Ein reitender Bote aus Belirdorf brachte die Nachricht, daß sich der dortige Bürgermeister totgeschossen habe. Um sieben saß ich im Wagen, um hinzufahren. Seit zwei Tagen war plötzlich eine ungemein starke Hitze eingetreten. Der Wechsel in meiner Heimat vollzieht sich oft in Stunden.

Der schönste Sommermorgen umgab mich. Mit einem Male schien Alles emporgeschossen zu sein. Über alle Hecken hatte die weiße Blüte des Schlehdorns eine feine Spitzendecke gelegt. Butterblumen, Stiefmütterchen, Steinbrech drängten sich um die Wette. Das gelbe Jakobskreuzkraut, das sonst viel später kommt, sah ich schon. Der Faulbaum und die Ahlbeere und der Nußstrauch, Alles, Alles schenkte sich der Sonne. Zu meiner Verwunderung (steht und fällt er doch mit der Osterblume) sah ich vielfach den weißen, sehr fein lilageäderten, fünfzipfeligen Kelch des Sauerklees. Ein denkbar zarteres Hellgrün als das Dreiblatt dieser Blume kenne ich nicht.

Bei Hasenkrug auf der Höhe, wo sich beim Ausgang aus dem Buchenbusch der Weg in die Ebne senkt, ließ ich halten. Zu allen Jahreszeiten ist mir der Blick lieb geworden. Über die unabsehbare Niederung glitt mein Auge. In der glänzenden Morgensonne blinkte und bligte alles. Scharf traten

die Gräben zwischen den Wiesen heraus, wie ein Netz. Die ganze Gegend war durch weidendes Vieh belebt. In der Mitte dieser ausgedehnten Marschen liegt Grashof, des Bogtes Hans. Mächtige Eschen (so weit zu sehen ist: die einzigen Bäume) umfrieden es. Der Herdrauch zieht aus den Häuschen. Von überall her, dumpf und laut, nah und fern, oft angestoßen wie in Todesangst, klang das Gebrüll der Stiere und Kühe. Der Kiebitz rief dazwischen. Ein kalter Hauch, wie aus Sümpfen und Mooren, den der Wind an die Flügel genommen hat, zog in fast sichtbaren Nebelstreifen an mir vorüber. Dann wieder gleißte Alles im Funfelgolde der Sonne.

Ich fuhr weiter. Schon von weitem konnte ich ins Dorf hineinsehen. Es geschah dort das Gleiche wie überall auf Erden, wenn in kleinen Orten ein Ereignis gewesen ist: Die Jungen standen umher, alte Weiber redeten eifrig, ein durchs Dorf fahrender Wagen ließ die Pferde stoppen, der Insasse beugte sich über den Rand und fragte einen Vorübergehenden. Während der Erkundigung ließ er sanft die Peitsche über die unruhigen Pferde gleiten. Der Gendarm und mein Schreiber, die ich vorgeschandt hatte, standen mit ernsten Mienen vor der Thür des Trauerhauses. In diesem waren zwei Fenster verhängt: der Erblasser lag dort. „De Hardovogt kummt“, beobachtete ich an der Bewegung, als meine Pferde einbogen.

Der Gemeindevorsteher Klaus Tietge, der sich nun freiwillig des atmenden Lebens begeben hatte, und ich kannten uns lange. Ich schätzte ihn sehr hoch: ernst, ein wenig finster, trocken, ruhig vorwärts schreitend, „ich bin einmal so,“ hatte er seine und seines kleinen Staates Angelegenheiten stets in bester Ordnung. In seiner Familie herrschte er als Patriarch. Was er dort wünschte, geschah; und es geschah gern. Es schien mir unbegreiflich, daß grade er, der auch durch seinen Fleiß und seine Klugheit ein für seine Verhältnisse beträchtliches Vermögen erworben hatte, in den dunklen Strom aus freien Stücken getaucht war. Ich kannte seinen

frommen Sinn, seine hohe Achtung für die Kirche und ihre Diener; wie er sein Gesinde, ohne zu übertreiben, zu christlicher Zucht leitete.

Im Hause wurde ich von der Frau und einigen Männern empfangen. Im Hinaufgehen ins Zimmer, wo der Erfaltete lag, bemerkte ich eine Tochter verzweifelt schluchzen. Immer wieder hörte ich sie klagen: „Vadder doch, min Vadder doch.“

Aus dem Raume, wo sie den Toten aufs Bett gelegt hatten, entfernte ich unter einem Vorwand die Menschen. Ich blieb allein zurück. Der Selbstmörder, der sich gut ins Herz getroffen hatte, lag wie lebend da. Die finstern Züge waren dieselben geblieben; nur die sonst immer festgekniffenen Lippen standen offen, so daß ich den Gaumen sehen konnte. Dadurch bekam das Gesicht etwas Dummes, Unbehilfliches.

Ich bog mich zu der Leiche nieder und fragte ihn, als wenn er lebend vor mir läge: „Tietge, weshalb haben Sie sich erschossen?“ Als Antwort hörte ich auf der Straße eine keifende Stimme: „Swinemöter kummt uk all“ — Der Schweinfesthalter kommt auch schon (möten = halten). Die liebe Jugend hatte dem Alten diesen Namen beigelegt, und nun nannten ihn Alle so, seiner äußerst krummen D=Beine halber, mit denen er, wie eben behauptet wurde, ein durch sie durchlaufendes Schwein festkneifen konnte.

In diesem Augenblick brachte mir mein Schreiber mit tiefgeheimnisvoller Miene einen Zettel, der bei dem Verblidhnen gefunden sei. Ich nahm ihn an mich und las: „Ick much ui mehr“ („Ich mochte nicht mehr; ich hatte keine Lust mehr zu leben“). Bei jedem Andern wäre mir dieser Grund verständlich gewesen; hier blieb er mir ein Rätsel.

Als sich mein Schreiber entfernt hatte, sah ich dem Toten wieder ins Gesicht. Plötzlich bemerke ich, wie eine unsrer gewöhnlichen kleinen Hausspinnen von der Decke mit fast wagrechten Beinen herunterspau, grade auf das Gesicht des Toten zu. Mich überfiel eine Art Playangst: ich sah, wie das Spinnlein unmittelbar zwischen den offen stehen-

den Lippen in den Mund hinein wollte. Ich ermannte mich endlich und nahm sie mit den Fingern kurz vor dem geöffneten Schlund weg.

Unten traf ich um die streng aussehende Witwe, die ihre bebenden Gefühle nicht verraten wollte, die Trost- und Heulweiber. Trotzdem verschwanden die Süßigkeiten von einem Kuchenteller, den sie wie die Wagenschieber herumschoben auf dem Tisch, mit großer Schnelligkeit.

Meinen Schreiber zurücklassend, „um nunmehr das Weitere zu veranlassen“, wie es in der gräßlichen Amtsstubensprache heißt, gab ich dem Kutscher, dessen Mund ewig aufgesperrt ist, wahrscheinlich lebt er nur vom Ostwind, das Zeichen zum Abfahren. Ein Glas eiskalten Rotweins, mir an den Schlag gebracht, wies ich, innerlich schandernd, dankbar zurück. Um acht Uhr morgens das den Banern verkaufte rote Gift, fürchterlich kalt, zu trinken, bin ich immer außerstande gewesen.

* * *

Es ist mir von jeher ein Unbegreifliches gewesen, daß sich plötzlich, gänzlich unvermittelt, Frauengestalten wieder in meinem „Nsen“, wie die Dichter sagen (mir ein widerwärtiges Wort), regen, die ich lange, lange vergessen hatte. Das Leben eines jeden Mannes besitzt ein Stammbuch im Herzen, das allerlei schwarze, braune, blonde Köpfe und Böpfe enthält. Ein wirkliches Stammbuch mit Locken, außerordentlich schönen Versen und der ergebensten Freundschaftsbeteuerung ist dies nun just nicht. Und es wird selten aufgeschlagen.

Ich finde es zum mindesten wunderbar, daß vor mir, etwa beim Anzünden eines Lichtes, oder in einem langweiligen Dienstgespräch, oder wenn ich die Karten mische, oder was es immer ist, ein Wesen im Augenblick gezaubert steht, das ich längst ins Grab gesenkt habe. Dann muß ich einige Tage mit diesem Gedanken umhergehen. Das quält mich. Mit oft leidenschaftlichen Gluten, die nicht zu stillen sind,

weil das Mädel längst gestorben, verheiratet, grau geworden, vielleicht verkommen ist, gehe ich in diesen Tagen umher. Immer liegt sie mir im Gedächtnis, wo ich gehe und stehe. Allmählich (wie länger als acht Tage dauert dieser Zustand) verblaßt das Bild und verschwindet und zerfließt.

Heute aber habe ich den Zusammenhang unmittelbar gespürt.

Als ich aus der Niederung im steigenden Wege in den Buchenbusch bei Hasenkrug auf der Höhe einbiegen wollte, blickte ich noch einmal zurück, um der Niederung Lebewohl zu sagen. Ich entdeckte dabei nicht weit von meinem Wagen einen Storch, dessen sonst weiße Flügel grau von Schmutz erschienen. Der Gute hatte sich wahrscheinlich im tiefsten Sumpfland herumgetrieben und suchte sich nun zu trocknen. Einmal streckte er den rechten Ständer aus und breitete dann über diesen die rechte Schwinge. Ich mußte lachen, er hing sie wie über eine Wäscheleine. Da, während ich den Storch betrachtete, schießt mir das Bild eines Reihers durch den Kopf, und ein prächtiges Bild:

Es war mir gemeldet, daß die bei uns nicht häufig vorkommende Brandente in den Pöyemberger See eingefallen sei. Der lag in meinem Jagdbereich. Als eifriger Jäger war ich am anderen Morgen, der Juli ging zu Ende, schon um drei Uhr „auf den Weiden“. Außer meiner alten Hündin begleitete mich Fatinga, das zierliche, schlanke Mädchen. Sie wollte gern den Jagdtag mit mir durchleben.

Um vier Uhr standen wir am See. Der Nebel braute, hob sich, senkte sich, zog hin und her, zuweilen die schwarzen kurzen Wellen auf einem Streifen des Wassers zeigend, verhüllte das andre Ufer, ließ es nach Minuten wieder frei. Kurz, es war sein Kampf mit dem Tagesgestirn.

Wir drei standen, die Hündin ab und zu vor Kälte zitternd, mir dicht vor den Knien, von Schilf geborgen, am Strand. Es war empfindlich kalt. Während wir schweigend in den Dunst sahen, brach dicht neben uns ein Fischreiherr, der sich bis dahin aus Politik still gehalten haben mochte,

nun aber doch der Gefahr besser durch seinen Abflug zu entrinnen glaubte, aus dem Rohr. Es war ein wundervoller Anblick. Der herrliche Vogel, erst einige Seiltänzersprünge machend, um Luft unter den Fluck zu fassen, ging dann in die Höhe. Wir konnten von den nebelseuchten Flügeln, die den Aufstieg dadurch erschwerten, die Tropfen fallen sehen. Bald war er im dichten, alle Aussicht verbergenden Nieselregen verschwunden. Meine Hündin gab mir ein vorwurfsvolles Auge, daß ich das Gewehr nicht an die Wacke gerissen hatte. Fatinga, erschreckt durch das klatschende Geräusch, hatte mich schnell, ängstlich umfaßt. Und so starrten wir drei dem mächtigen Wolkenbesucher nach.

Und von diesem Reiter fettete sich mein Gedankengang zu Fatinga, und in der nächsten Sekunde überfiel mich eine gradezu wütende Sehnsucht nach Fatinga, und ich rief meinem, noch immer den Ostwind verschluckenden Rutscher: „Nach Joachimsquell.“

Die kleine Waldschenke Joachimsquell lag nur eine Viertelstunde vom Wege entfernt. Nach Joachimsquell! Ich muß die Stelle wiedersehen, wo ich so glücklich gewesen bin vor — dreißig Jahren. Und dreißig volle Jahre hatte ich nicht an Fatinga gedacht. Es ist mir, als wenn ich nicht in einem Tagebuch schreibe; es ist mir, als wenn ich, in meiner ungeheuern Einsamkeit, einem Freunde gegenüber sitze, um ihm zu erzählen.

Fatinga nannte ich sie in meiner damaligen romantischen Stimmung. Sie hieß eigentlich Annchen Silberband. Allerdings könnte ich mich in diesem Namen irren, wie auch darin, daß ich nicht mehr recht weiß, ob sie die Tochter unsers Nachtwächters gewesen ist oder eines Gefängniswärters. Auch entsinne ich mich nicht, wie wir uns kennen lernten.

Die Waldschenke gehörte damals wie heute Marks Hamann. Ich hatte diesem in jener Zeit einmal dadurch einen kleinen Dienst erwiesen, daß eine für ihn von mir verfaßte Bittschrift höhern Ortes auf guten Boden gefallen war. Der Mann wollte mir durchaus seinen Dank bezeigen. Aber ich

wies ihn lachend ab. Eines Tages doch fuhr ich zu ihm der sich eben verheiratet und das Haus schon im Walde gekauft hatte, hinaus und sagte ihm: „Nun können Sie mir einen Gegenbeweis geben. Sie sollen mich und meine kleine Frau acht Tage so beherbergen, daß wir von keiner Seite belästigt werden.“ Und richtig, es machte sich vortrefflich. Allen alten Tanten meines Nestes zum Trost ist das Geheimnis gewahrt worden.

Die Schenke war aus einem dort stehenden verfallenden Jagdschloßchen gebaut. Stille, verwilderte, verlassene Gärten liebe ich. Hier fand ich einen.

In diesem Häuschen, in diesem Garten, von verschwiegenen Menschen beschützt, durchlebte ich den kleinen Roman. Ein heißer Augustmonat ging mit uns. Überall, wo der Wald, ja selbst der vergessene Garten die Haide zuließ, blühte diese.

Eines Tages saßen wir auf einer steinernen Bank vor einer mit hohem Gras versteckten eingesunkenen Urne. Der Südwind wehte schwül. Er neigte die weißen Doldenblümchen der Schafgarbe, die sich hier um uns zahlreich eingenistet hatte. Die Heuschrecken zirpten nah und fern. Fliegen, in buntesten Farben, schwirrten, standen in der Luft.

Plötzlich eilte ein Käferchen auf den Fuß Fatingas zu. Sie trat es tot. Ich war empört und verwies, äußerst heftig werdend, es ihr ernstlich. Da zuckten die Lippen ihr, Tränen stürzten hervor, und schluchzend warf sie sich an meine Brust, immer wiederholend: „Ich hab dir wehe getan.“ Nie hörte ich so weinen. Das kam aus dem innersten Innern heraus. Ich erinnere mich, daß es mir eine süße Grausamkeit bereitete, sie so schluchzen zu hören. Ich beugte mich über sie. Das Schluchzen gab ihr Herz. Ich hielt sie in meinen Armen wie ein bereuendes Kind. Dann beruhigte ich ihren leidenschaftlichen Schmerz. Ach, ein Menschenherz liebte mich . . . Während ich ihr gute, freundliche Worte gab, bemerkte ich, wie sie mich verstohlen beobachtete, von unten auf, nicht das Köpfchen, nur die Augen hehend. Endlich hob ich

sie hoch, wie eine glückliche Mutter ihr Kind zeigt, und ein erstes Lächeln, noch unter Tränen, konnte schüchtern und schalkhaft mir entgegen.

* * *

Im Waldbhäuschen, wo mein den Ostwind verschluckender Kutscher indessen ein Duzend schwerer schleswig-holsteinischer Buchweizenklöße gegessen hatte, war ich mit dem gleich mir längst ergrauten Marks Hamann durch den Garten und die Räume gepilgert, wo ich einst so glückliche Stunden verlebt habe. Merkwürdig, als ich wieder den Wagen bestiegen hatte, schienen alle Erinnerungen an Fatinga verflogen. Ich war wie befreit.

Es war heißer Mittag geworden. Alle Vögel schwiegen. Nur die Goldammer sang ihr zweitönig Liedchen in allen Knicks. Oft habe ich gedacht: Verdaukt Beethoven unbewußt den Anfang seiner Fünften vielleicht diesem Vögelchen? „Das Anklopfen an die Schicksalstür“? Beethoven! Und das ist mir noch wie ein Verbindungszeichen mit dem Himmel: Woher kommt der Genius! Weshalb unter Millionen und aber Millionen immer nur einer! Eine Erinnerung von einer schönern Welt? Beethoven, der so viel grubelte, dem aus vielen unscheinbaren Einfällen, von denen uns manche erhalten sind, die er flüchtig hingeschrieben, ganz allmählich die großen Werke wuchsen. Und welch ein Unterschied andererseits mit dem Göttersohn Mozart. Hier ist keine Spur von Arbeit; er hat kaum Zeit zu schreiben, so drängen die Gedanken. Alles fließt bei ihm in unglaublicher Schöne. Aber Beethoven und Mozart sind es nicht, die das in mir wach rufen wie Johann Sebastian Bach und Robert Schumann. Und namentlich dieser, ob ich ihn höre oder spiele, bringt mir unerklärliche Stimmen und Stimmungen. Wie das alles geheimnisvoll ist. Ja, der Genius, und ich kann diese Vorstellung zeit meines Lebens nicht überwinden, der Genius ist noch von einer andern Welt auf diese klägliche Erde mitgeflogen. Der Genius! Und immer nur unter vie-

ten Millionen Menschen einer! Von allen Genies steht mir in der ganzen Weltgeschichte nach Cäsar der große Gottesleugner Fridericus Rex am höchsten. Der Einsame.

Ich kam auf meiner Fahrt immer mehr ins Denken hinein. Und es löste sich aus diesem wie ein klarer Punkt der eherne Wappenspruch eines uralten, berühmten, deutschen Adelsgeschlechtes: Chacun a bien à faire du Sien. Ich mag ihn übersetzen wie ich will, immer schält sich der Kern heraus: Ich bin, ich lebe! Ich habe das Recht wie jeder, zu atmen, zu kämpfen, zu genießen. Unser Leben ist kurz. Zum Teufel mit der Zagerei. Kein Narr will ich sein. Jeder lebe nur so gut wie irgend möglich.

Ach, unser Leben. Welchen Zweck hat es. Wie unzählig ist die Frage den Sternen von uns zugerufen. Und niemals kam die Antwort, kam ein Zeichen.

Früher rang ich mit Gott, und oft, oft hab ich den Spruch geschrien, der mir in der Bibel zuhöchst steht: „Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben.“ Wenn ich meinen Freund, den Seelsorger, den treuen, lieben Hermann — wie herzlich war er doch das letztemal in Hornerkirchen, das sind auch wieder zwei Jahre schon her — hier hätte, dessen Worte mich immer so trösten, vielleicht, vielleicht . . .

Und ich versank in mich. In Wrist fuhren wir bei Hans Harder vorbei. Und wie vor dreißig Jahren ging hier im Göpelwerk, die alte Schindmähre mit einem abgerissenen Ellernzweig schwach treibend, der neunzigjährige Kaspar=Dhm. Ich ließ halten. „Na, wo geit't, Kaspar=Dhm?“ „Ummer rüm, ummer rüm (herum), Herr Hardsvugt.“ Und ich mußte mir im Nachhauseweg oft wiederholen: „Ummer rüm, ummer rüm“ in der alten traurigen Tretmühle. Wer kann das aushalten.

* * *

Der Vollmond steigt eben über Stellau auf: groß, prächtig, gelangweilt. Ich will heute Abend mein Lehmloch besuchen. Es war in einer Nacht, auch im Mai, vor langen

Jahren, als ich auf dem großen Stein nicht den Fuchs sah. Meine Sinne verwirrten sich damals; erst der frühe Tau brachte mir wieder das Bewußtsein. Der Mond beschien die Mergelgrube und den gelben Huflattich, der dort in großer Menge wächst. Es gab eine räthelhafte Landschaft: der gelbe Mond auf dem gelben Huflattich. Ist das ein Fleckchen, wie es sich auf dem Uranus vielleicht zeigt? Und ich hatte mir kaum die Frage getan, als es um mich schwirrte, wie wenn ein Flug Tauben nah über meinem Kopfe eine Schwenkung gemacht habe, und, o Grausen, auf dem Riesenstein lag ein Ungeheuer, ein Drache, ein Tier, ein Etwas, das ich nie auf unserm Planeten gesehen hatte. Ich trat entsetzt zurück, aber im Rückwärtstreten behielt ich es im Auge: es leckte sich wie ein Hund, wie eine Katze die ausgestreckt liegende rechte Pfote. Eine blaue Phosphorscheibe umrahmte den Kopf des Untiers. Dann rührte es sich bald nicht mehr; seine großen, fahlen, leeren Augen glogten mich an, wie in Hamburg auf jenem Wilde die Augen des Nashorns. Und wie der Satan vor dem Kreuz, das ihm entgegen getragen wird, ging ich zurück, den linken Armel vor den Augen, unter ihm hinschielend nach der Erscheinung. Da hörte ich aus unermesslicher Weite Robert Schumanns „Aufschwung“. Es klang ganz leise; aber nun hier, nun dort, langsam schwellend. Und es war kein Durcheinander; immer trat scharf die unvergleichlich wundervolle, herzentastende Melodie hervor. Ich spiele das Stückchen oft, und dann mit jener stürmischen Leidenschaft, wie es gespielt werden muß. Noch heute Morgen, ehe ich in den Wagen stieg, ließ ich es über die Tasten jagen.

Und lauter und lauter klang es, und brausender und brausender von allen Seiten. Und ich ließ den Arm fallen von der Stirn und hob den Kopf, und mit festem Schritt trat ich auf den Stein zu. Je näher ich kam, je mehr verwandelte sich das seltsame graue Tier in eine hohe Lichtgestalt; und endlich, als ich ganz in der Nähe war, erblickte ich einen Engel, genau in der Vorstellung, wie wir sie als

Kinder haben. Die weiße, ebenmäßig gebaute Gestalt stand in blauem Schein. Und es war die ähnliche dämmerige Färbung der Landschaft: der gelbe Mond auf dem gelben Hufslattich, und alles das übergossen von dem blauen Schein.

Noch immer jubelte die Musik. Und mein Herz war mutig. Und ich redete den Engel an. Unser Gespräch glich einem Verhör zwischen dem Beamten und dem aufs Dienstzimmer Hinbestellten. In dem gleichen trocknen, lebentoten Ton.

„Wer bist du?“

Ein Geschöpf der Welt.

„Wo ist dein Wohnsitz?“

Auf dem Uranus.

„Weshalb stehst du hier?“

Du riefest mich.

„Sehen auf dem Uranus die Geschöpfe so aus wie du?“

Nein. Ich gab mir die Gestalt, die deiner Vorstellungskraft möglich ist. Würdest du hier ein Geschöpf vom Uranus erblicken, schlage dich auf der Stelle der Wahnsinn.

„Alles ist anders als bei uns?“

Ja und nein.

„Was soll die Antwort? Du sprichst ja wie ein deutscher Professor.“

Auf dem Uranus wie auf allen Sonnen und Planeten sind die Grundstoffe die gleichen. Den Stein, auf dem ich stehe, findest du auch auf dem Uranus.

„Gibt es bei euch auch Drahtzieher, Kesselflicker, Dichter, Bäcker und andre Handwerker wie bei uns in Deutschland?“

Die Dichter sind bei uns Künstler.

„Und dürfen sie schreiben, wie sie wollen? Und sind nicht wie in Deutschland gezwungen, nur für die Kinderstube ihre Säckelchen herzurichten?“

Sie dürfen sich ansleben bei uns.

„Habt ihr Frieden, den ewigen Frieden bei euch?“ („Aufschwung“ schien ersterben zu wollen.)

Es ist die ewige große Schlacht wie bei euch, wie in der ganzen Welt.

„Betet ihr zu Gott?“

Wir beten zur Sonne, zu unsrer Mutter, die auch deine Erde geboren hat. Wir Planeten sind Geschwister.

„Wer ist unser Erzeuger?“

Eine andre Sonne. Die beiden Sonnen trafen sich. Der Vater zerschellte. Die Kinder sind wir.

„Also Kampf und Blut auch bei euch?“

Ich sagte es dir schon.

„Hat euer Blut rote Farbe?“

Du könntest es nicht begreifen, wenn ich dir darauf Antwort gäbe. Du würdest sofort wahnsinnig. Ich spreche mit dir, als wäre ich ein Erdenbruder von dir.

„Löse mir das Rätsel der Welt.“

Es ist kein Rätsel. Alles war, Alles ist, Alles wird ewig sein im immerwährenden Wechsel, im Aufgang und Niedergang, im Geborenwerden, im Wachsen, Abnehmen, Sterben.

„Die letzte Frage“ (und ich sah dem Engel klar in das schöne, regelmäßige, etwas hochmütige Gesicht): „wird unser Geist befreit, wenn die Schatten des Todes uns umschleiern? Wenn wir der irdischen Qualen und Greuel entbunden werden, schweben wir dann nach seligen Inseln?“ („Aufschwung“ war gänzlich erstorben; lautlos ging die Welt.)

Statt der Antwort verwandelte sich langsam, es knisterte, der Engel in die Gestalt der Sphinx mit der altbekannten, elefantenohrlappigen, dumpfdummbummigen, schläfrigen, unempänglich=unempfindlich=gleichgültigen, kindisch schweigenden Frage. Und eine ungeheure Stille umgab mich. Ich schlug zu Boden und verlor das Bewußtsein. Wie ein letztes Geräusch klang mir das ferne Geräusch des Nachtschuellzuges.

Ich will meine Mergelgrube besuchen . . .

* * *

Aus einer Grabrede.

„Friede sei mit uns allen. Der Friede in Gott.

Der Prediger Ihrer anmutig gelegnen kleinen Stadt, mein Amtsbruder, verehrte Leidtragende, hat mir gütig erlaubt, meinem lieben Freunde, der hier vor uns im Sarge ruht, das letzte Wort nachrufen zu dürfen.

In einem Anfall tiefer Schwermut, die sich bei ihm zeitweise, wie Ihnen allen bekannt, zum Wahnsinn steigerte, hat er sein Ende gefunden an einem verlassnen Orte zwischen stillen Feldern.

Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!

Das war sein Lieblingspruch aus der Bibel.

Wie kaum ein anderer Mensch je, hat er gerungen nach Erkenntnis, hat er geschrien zu seinem Gott, hat er unablässig in seinem Innenleben gekämpft. Er war ein einsamer Mann. Sein reiches Wissen hat ihm nur die Unruhe vermehrt, die ihn unaufhörlich quälte.

Wir Menschen, und insbesondre wir Seelsorger, sind nicht berufen, am offenen Grabe zu richten.

Wie hat er die Natur geliebt! Und an diesem friedlichen Frühlingstage heute vergift sie ihn nicht: die Vienen summen, wie zum Abschied, in den Kränzen auf seinem Sarge, und die Schmetterlinge gaukeln über ihnen . . . wie zum Abschied.

Nein, verehrte Versammelte, kein Abschied ist es: es gibt ein Wiedersehn.

Herr, ich glaube; hilf meinem Unglauben!

Gott ist die Liebe.

Nun, du Teurer, bist du angekommen an des Gewaltigen Thron. Atemlos vom Wettspiel des Lebens, kenchend, stehst du vor ihm. Er aber, der uns ins tiefste Herz sieht, öffnet dir die Vaterarme, und sanft, sanft zieht er dich an sich: „Du warst ein Mensch, nun ruhe aus bei mir.“

Gott ist die Allmacht. Schreitet sein Fuß über die Erde, streift sein Mantelsaum den Uraus.

Gott ist die Güte.

Der du dich jetzt birgst an seiner Brust wie ein verlaufen gewesenes Kind, dir legt er milde die Hand auf dein Haar und flüstert: „All Leid hat nun ein End. Wie du geirrt, ich strafe dich nicht: du warst ein Mensch.“

Ja, verehrte Anwesende. Zu Gott wollen wir aufblicken, Alles ihm vertrauen, an ihn glauben. Aus den Schrecknissen und Wirrnissen und Widersprüchen des Lebens, er allein hilft uns heraus.

Schlaf wohl, du treuer Freund. Es gibt ein Wiedersehen.

Der Friede ist mit dir. Der Friede sei mit uns. Der Friede in Gott.“

Der Mäcen

(Siebzehnte Auflage)

Vorbericht.

Seit Anfang des Jahres bin ich zu meinem Vergnügen in Tanger. Ich wohne auf dem Marschán, einem Höhenzuge, der mit vielen Landhäusern bedeckt ist. Meine Aussicht ist nach allen Himmelsrichtungen unbeschreiblicher Schönheit voll; vor mir die weißmanerige Stadt, nach Westen der Atlantic, unabsehbar, nach Norden das Mittelmeer, Europa, nach Süden der Atlas, seine Schneemägen.

Meine Villa ist im arabischen Stil gehalten. Eine alte inländische Jüdin, die so gut spanisch wie englisch spricht, besorgt mit ihren Schwarzen die Haushaltung. Wenn nur der ewige Frühling nicht wäre, die ewig kühlende, wundervolle Seeluft, der ewig tiefblaue Himmel. Wir Menschen können das Paradies nicht ertragen.

Viel hab ich schon gesehn, und täglich schau ich Neues.

Nachmittags reit ich gewöhnlich auf die Playa. Hier treff ich Europa: alle, die sich zeitweise zum Vergnügen, zur Forschung aufhalten, oder die gezwungen sind durch ihren Beruf, durch ihre Geschäfte, in Tanger zu bleiben. Und es ist kein Abbrechen neuer Bekanntschaften. Näher gesellig geworden bin ich nur mit Mr. Fraser, dem Löwenjäger, mit dem ich zuerst im Hotel Continental zusammenwohnte.

Es ist im April. Ich sitze lässig im Schaukelstuhl und lese in Storms Gedichten:

Raum zittert durch die Mittagsruh
Ein Schlag der Dorfubr, der entfernten;
Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt von seinen Honigernten.
Kein Klang der aufgeregten Zeit
Drang noch in diese Einsamkeit.

Mein todfranker Freund und nächster Gutenachbar, Graf Wulff Gadendorp, Erbherr der Schleifengüter mit dem Sitz auf Schloß Gadendorp, hat mir Storm mitgegeben; außerdem hat er mir noch eine kleine Bücherei seiner Lieblings-

dichter — ich möchte sagen „aufgehalst“ in einem äußerst zweckentsprechenden Koffer, den er mir am Abend vor meiner Abreise sandte. Dieser Plunder! Ich wäre auch sicher nicht dazu gekommen, darin zu blättern, triebe mich nicht die Längeweile meines Paradieses zu dieser sonst für uns Deutschen so überflüssigen Anstrengung.

Als ich Abschied von Wulff nahm, hielt er so lange meine Hand, sah mir so tief zuletzt ins Auge, lächelte so gutmütig-boshaft. Und ich höre seine Stimme: „Simmo Boje Tetje, du nimmst die Bücher mit. Denk, wie die reichen Russen, Engländer, Amerikaner reisen; ich meine, denk daran, welcher Gepäck die meistens mit sich schleppen. Dagegen ist dein Troß nichts. Laß in der Beziehung deine wunderlichen, engherzigen deutschen Ansichten laufen. Du nimmst sie also mit, Simmo Boje Tetje!“ Und wenn er mich mit meinen sämtlichen Vornamen feierlich anredete, dann half kein Sträuben mehr. Und so schleppte ich denn die kleine, von meinem Freunde ausgewählte Bücherei mit mir und las deutsche Schriftsteller im schwarzen Erdteil. Aber ich tat es sehr selten. Ich bin darin ein Deutscher. Unter der ungeheuern Menge Schundes, die uns überregnet als „National-Literatur“, als Schönwissenschaft insbesondere, hab ich seit vielen Jahren verlernt, mich zurechtfinden zu können. Es ist ja immer der gleiche Quark. Da hab ichs längst aufgegeben. Es ist mir einfach zur Unmöglichkeit geworden, Gedichte zu lesen. Ich erachte es für ein Wunder, daß Wulff Gadendorp nicht müde wird, sich Bücher zu kaufen.

Nur dann, wenn er mir vorlas, was er besonders für wert hielt, muß ich gestehen: welche Schätze an Poesie birgt das gute Deutschland!

Ob ich meinen Freund wiederschn werde? Seit einem halben Jahre bin ich unterwegs. Zuerst kamen seine Briefe zahlreich, dann wurden sie spärlicher; seit vier Wochen bin ich ohne Nachricht von ihm. Ich fürchte das Schlimmste.

Und wieder, als wenns ein eben ausgesprochener Wunsch Wulffens sei, lese ich Stormsche heimatziehende Strophen,

in meinem Palmengärtchen, das, nach vielfach arabischer Sitte, vom Hause umschlossen ist. Ein Brunnen plätschert.

Dem Alten fällt die Wimper zu,
Er träumt — von — seinen — König . . .

„Gan Se ma na Hus, Herr, wat wüllt Se bi all de Narrenslüd,“ sagt plötzlich schauerhaft nah eine Stimme, die ich als die meiner Haushälterin auf Wulffhagen, Wieble Hinrichsen, erkenne.

Ich war eingeschlafen. Die gute, treue Person hatte sich mir im Traume gezeigt. Unwillig schieb ich mit den Füßen das Löwenfell von mir, das vor meinem Schaukelstuhl liegt.

„Wat wüllt Se bi de Kakerleikers, Herr? Se schulln siet würkli wat schamu, sou lütte uachtigte swatte Dirn för siet to laten,“ spricht wieder die Stimme. Nun aber reiße ich zornig die Augen auf. Vor mir, auf dem Löwenfell, in der Stellung des „sterbenden Fechters“, nur daß der Kopf nicht gesenkt ist, sondern zu mir erhoben, kauert das fünfzehnjährige Negermädchen Dschemá. Sie ist landesüblich ein wenig spärlich gekleidet. Ein um die Hüften gebundenes Schürzchen ist Alles, außer einem von mir geschenkten dunkelroten Halsbändchen. In die Ohren sind winzige Ringe gepreßt; in diesen aber hängen wahre Wagenräder. Dschemá, ein sehr lustiges Ding, gehört zum Haushalt meiner Wirtin. Sie spricht geläufig englisch. Seit Wochen hatte ich mir, aus irgend einer Laune, die größte Mühe gegeben, ihr, wie einem Papagei, Theodor Fontanes „Lied des James Monmouth“ einzuprägen. „Das ist einer der wenigen Dichter, die ich von ganzem Herzen liebe,“ hatte Wulff auf die erste Seite von Fontanes Gedichten geschrieben.

Now, go on, Dschemá, sag ich. Und sie beginnt mit breiter englischer Betonung:

Es zieht sich eine blutige Spur
Durch unser Haus von alters;
Meine Mutter war seine Gube nur,
Die schöne Lucy Walters.

Am Abend wars, leicht wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde,
Eine Lerche klang und ein Jägerhorn
Ich bin ein Kind der Sünde.

Meine Mutter hat mir oft erzählt
Von jenes Abends Sonne;
Ihre Lippen sprachen: ich habe gefehlt,
Ihre Augen lachten vor Wonne.

Ein Kind der Sünde, ein Stuartkind,
Es blüht wie Veil von weiten;
Den Weg, den alle geschritten sind,
Ich werd ihn auch beschreiten . . .

Die kleine Negerin hält inne. Die großen Augen sehen mich fragend an . . .

„And now, and now, Dschemá,“ sag ich mit gerunzelter Stirn.

„And now, and no—w,“ antwortet sie weinerlich. Ich helfe aus:

Das Leben getiebt, und die Krone geküßt,
Und den Frauen . . .

Da fällt sie rasch ein:

das Herz gegeben,
Und den letzten Kuß auf das schwarze Gerüst --
Das ist ein Stuart-Leben.

„All right, Dschemá.“ Sie lacht mich an. Ihre Hände sind in der Zottelmähne des Löwenfells vergraben. Nun erhebt sie sich und tanzt vor mir. Vor einer blühenden Agavenhecke heben sich ihre reizenden Bewegungen ab. Palmenkronen beschatten sie. Ich schaukele mich träg im Stuhle wie ein fauler Pascha. Alles um mich ist voller Sonne, heißer Afrika-sonne. Der Springbrunnen plätschert durch die Stille. Mein Paradies wird mir immer langweiliger. Auch die Paschas schlafen viel, und ich bin ein Pascha. Warum soll ich nicht

die Augen schließen. Und im Traume wandre ich durch meine heimatlichen Redder und höre die langen, breiten, langsamen Sprachtöne Schleswig-Holsteins.

Plötzlich wach ich durch Lärm auf: Mein Diener, Jürgen Raabe, gleichaltrig mit mir, aus Söbenedsknüll, Gutsbezirk Wulffhågen, Kreis Eckernsund, wirft just die Kleine, die ihm vielleicht auf seinem eiligen Gange zu mir im Wege gewesen ist, unsanft beiseite. Oshemá hat nur noch so viel Zeit, daß sie wütend hinter ihm herspuckt und ihm seinen Rockrücken besprengt. Jürgen bemerkt es nicht, sondern eilt schlenzig auf mich zu und meldet mir, daß der Dampfer der Slomann-Linie „Messina“ angekommen sei auf der Heimfahrt aus dem Mittelmeer; in zwei Tagen gehe er nach Hamburg in See.

„Nun, dann belege für uns Plätze.“

Jürgen ist außer sich vor Freude. Aber er bewahrt mir gegenüber seine Haltung. Wenn er seinen Rock morgen abbürsten wird, hat die Hitze längst den kleinen Wassersegen getrocknet. Höchstens denkt er, daß eine der häßlichen großen schwarzen Schnecken ihm nachts übers Zeug gekrochen ist. Ich glaube, daß er sonst aus Ärger das Mädchen totschiße, erfährt er ihre Rache. Die Schwarzen sind ihm ein Greuel; er haßt sie. Menschen gibt es für ihn nur in Schleswig-Holstein, und im besondern im Kreise Eckernsund, noch weiter gesondert in Wulffhågen und Söbenedsknüll.

Keinen aufmerksameren und treueren Diener hätte ich haben können. Einer seiner Fehler ist, daß er gern prahlt. Und die Mordsgeschichten, die er auf Wulffhågen den horchenden Knechten und Mädchen erzählen mag, wenn wir von Reisen zurückgekehrt sind, werden ungeheuerlicher Art nicht entbehren.

Ich mache meine Abschiedsbesuche. Sie fallen mir nicht schwer. Ein zehrendes Heimweh treibt mich. Ehe ich auf den Slomandampfer gehe, gebe ich eine Depesche auf:

Frau Wiebke Hinrichsen, Wulffshagen,
Kreis Eckernsund,
Provinz Schleswig-Holstein, Deutschland.
Esen nachsehen. Ich komme in den nächsten vierzehn Tagen.

* * *

Alle fünfzig Jahre etwa haben die Schleswig-Holsteiner einen wirklichen Mai wie anno 1889.

Bei dem letzten Schritt, wörtlich zu verstehen, den ich auf dem dunklen, geheimnisvollen Erdteil tat, ehe ich mich einschiffte, hörte ich lautes Rufen hinter mir. Als ich mich wandte, erblickte ich einen Kawaffen des deutschen Konsulats, der in der hochgehobnen Rechten ein Schreiben trug und schwenkte. Er lief, was er laufen konnte. Mir kam's wie aus einer Erinnerung, als ich den bunt und phantastisch gekleideten Boten kommen sah, als wär er einer jener Schnellläufer, wie ich sie früher, zu meinem höchsten Erstaunen und wohl auch Grauen, als Kind hatte in meiner Heimat ihren Rennweg nehmen sehn. Er brachte mir eine Zuschrift mit dem Poststempel Eckernsunds. Die Hand der Aufschrift kannte ich nicht, oder wenigstens nicht im ersten Augenblick. Doch schon nach Sekunden wußte ich, daß sie die von Hans Regendank sei, dem langjährigen Haushofmeister meines Freundes Wulff. Ich erschrak. Es mußte die Todesanzeige sein. Aber erst als ich mich eingerichtet hatte, erbrach ich den Brief:

Haus Gadendorp, März 1888.

Mein lieber, guter Herzensfreund,
Mein alter Timmo Boje Tetje,

so muß ich Dich noch einmal nennen, und wohl zum letztenmal. Du weißt, ich tats zuweilen. Und dies ist auch die Gelegenheit dazu, Timm: Wulff Gadendorp heute noch und nimmermehr. Gestern hats mir unser alter Reese, auf mein dringendes Bitten, gesagt: vierzehn Tage vielleicht noch . .

Nun denn — ich muß in Absätzen schreiben, und täglich nur in kleinen „Portionen“, meiner Schmerzen halber; verzeih auch deshalb die krißlige Schrift — einmal müssen wir ja alle in die dunkle Bucht einbiegen, wo ein gütiger Geist uns den roten Mohntanz des ewigen Vergessens um die Stirn legt. Ich zittere nicht, ich bin nicht feig; Du kennst mich darin.

Vor einigen Tagen gab ich noch auf meinem Krankenbette einen Nachtrag zu meinem letzten Willen. Alles ist nun geordnet. Zugleich verscheute ich mit warmer Hand, unter amtsrichterlicher Beglaubigung, sechsunddreißig Millionen Mark, und zwar wie folgt:

Sechs Millionen habe ich zur Verfügung Seiner Majestät, meines allergnädigsten, bis zum Tode tren geliebten Herrn gestellt mit der Bitte, über diese Summe, in welcher Weise gewünscht, allerhuldvollst Bestimmung treffen zu mögen für verschuldete Offiziere. Ich sah zu oft in meinem Leben, daß wegen des Quarks von einigen tausend Mark tüchtige, brave, geniale, dem Staate brauchbare Offiziere ins Elend gehen mußten.

Sechs Millionen übergab ich dem Reichskanzler mit der Bitte, der Not solcher Witwen und Waisen und Verwandten Hilfe zu bringen, deren Ernährer durch Fallen oder Stürzen von Baugerüsten (auch in ähnlichen Fällen) plötzlich getötet sind. Ich machte die Bedingung, daß vor allem nicht auf das Glaubensbekenntnis zu sehen sei. Übrigens hätte ich dies garnicht mehr in unsern humanen Zeiten zu erwähnen brauchen. Nur die Frage sei zu berücksichtigen: Ist die Witwe, sind die Kinder, die Verwandten in augenblicklicher Not? Ein Würdigsattest ist unter keinen Umständen beizubringen. Ob der Verbliebene ein Raubbein, ein Söffling oder was immer für ein Teufelskerl gewesen ist — ganz gleich; ist die Witwe, sind die Waisen, die Verwandten in Not, soll ihr (ihnen) binnen zwei Tagen, auf Telegramm hin, das vom Ortsvorsteher anzugehn hat, die Summe von

300 Mark ausgezahlt werden. Über die nähern Bemerkungen will ich Dich nicht länger langweilen.

Endlich, vierundzwanzig Millionen Mark der Deutschen Schillerstiftung. Der „berechtigten Eigentümlichkeit“ des lieben Vaterlandes, unter allen Umständen seine nicht mit Gold gesegneten oder verarmten Dichter und wackern Schriftsteller verkümmern und verhungern zu lassen, setz ich damit hoffentlich ein Dämmlein entgegen. Denn sollen die deutschen Dichter bei jener grenzenlosen Gleichgültigkeit, bei jener schamlosen Prüderie — das ist ein Widerspruch, aber Du verstehst mich — wie sie Deutschland zeigt, auch noch Hungerpfoten saugen, so hats ein End. Ich machte zwei Bedingungen: 1. Tüchtig zu geben, Summen, keine Summchen. 2. Keine Veröffentlichung. Denn jetzt nimmt jedes Wurstblättchen, das sich sonst nie um die Literatur bekümmerte, und zwar mit sattestem Behagen, die namentlichen Kisten der Empfänger in ihre Spalten auf.

Das war also das! Für die Armen auf meinen Gütern, für liebe, bedürftige Freunde, für meine Dienerschaft hab ich durch reiche Stiftungen gesorgt. Dir, Timm, als recht wohlhabendem Menschen, vermache ich Kleinigkeiten, unter andern die kleine zerbrochne Meißner Vase auf meinem Schreibtisch, die Dir stets so gefallen hat. Und das hat mich so oft innerlich mit Dir ausgesöhnt: trotz aller Deiner Rederei und Tuerei: Du hast doch Schönheits Sinn.

Du weißt, mein Timm, wie widerwärtig mir von jeher chauvinistischer Patriotismus gewesen ist. Aber das darf ich einmal an dieser Stelle hervorheben: Meinen Kaiser und mein deutsches Vaterland, Preußen, mein Schleswig-Holstein hab ich immer aus meinem tiefsten Herzen geliebt. Ein Schuft, der nicht für seinen Kaiser und für das Vaterland mit hoher Freude in den Tod geht. Möge der Witz einschlagen in alle die neidischen äußern und innern Reichsfeinde!

Sonst, von der Welt, von den Menschen, mein Alterchen . . . nun, Du kennst meine Ansichten: Mumpitz, Mumpitz

piß, wie ein Berliner Ausdruck ist . . . Und so ist auch hier der Ort, Dir zu sagen, daß ich Dir mein „Notizbuch“, wie Du es zu nennen beliebtest, hinterlasse. In einer ruhigen Stunde nimm es einmal „vor“. Du findest darin allerlei Gespräche mit Dir, mit Andern, mit mir selbst, Auszüge und Gedanken aus Büchern, meine Lieblingsgedichte aus meinen Lieblingsdichtern, namentlich der jungen Garde nach 1880. Von den „Alten“ habe ich nur Platen, Lenau und Uhland genommen, glaub ich. Den neuern nur Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller vorangestellt. Tausend ja, daß sind zwei Dichter!

Auch findest Du Beobachtungen, Stimmungen, Bilder, Erlebtes, Gedachtes; im ganzen ein ziemlicher Mischmasch (und Wischwasch, geruhst Du zu sagen, Du ewiger Spötter). Zuweilen wirst Du lachen, zuweilen den Kopf schütteln: Mein Gott, wie hat der die Welt angesehen! ja, so war der wunderliche Kauz.

Damit sie mich, die guten, treuen, aber so nüchternen Schleswig-Holsteiner, nicht poesielos (wie vor einigen Jahren den letzten Qualen) in die Gruft senken, bat ich unsern Adelsmarschall, bei meinem Grabe, da ich der Letzte meines alten Geschlechtes bin, die Ritterschaft zu versammeln und über meinem Sarge, wenn er in die Tiefe gegangen ist, mein Wappen zu zerbrechen mit den Worten: Von Gadenorp heute noch und nimmermehr. Unser guter, liebenswürdiger, immer gefälliger Adelsmarschall — Du erinnerst Dich, er sagte mal von mir mit seiner näselnden Stimme: „Ja, ja, begreife nicht, der Gadenorp, wohl Poet oder so was ähnliches“ — hat es mir auch versprochen. Reese hat mir heute sein Wort gegeben, mir nach meinem Tode die Pulsadern zu öffnen. Ich bin nun ganz beruhigt.

Und nun zu Dir, mein Timmo. Mein alter, immer gleich treu mit mir den Weg gegangner Freund, nimm auf meinem Sterbenslager meinen herzlichen Dank. Ich weiß es wohl, Du hast mich nicht immer verstanden. Du hast über mich hinter meinem Rücken, wie mir ins Angesicht, ge-

lacht und gescherzt. Qu'importe. Nicht allzuviel Freude hast Du an der Kunst und an dem, das doch einzig und allein nur das sonst so öde Leben in etwas aufhellen kann, an der Poesie. Aber ich danke es Dir, daß ich Dir vorlesen durfte zurweilen, wenn ich erglüht war durch Gedanken, Gedichte, Sätze, die ich in meinen Büchern gefunden hatte. Wie geduldig Du dann immer saßest. Freilich, freilich, einige Male sank Dein Köpfchen bedenklich in das Burgunderglas. Meinen im Keller liegenden Burgunder, nebenbei gesagt, hab ich Dir, dem Kenner, vermacht. Daß Du stets Deine eignen Zigarren rauchtest, weil Du behauptetest, ich verstehe nichts von Tabak, sei Dir vergeben.

In Bezug auf die kräftige, frische Bewegung in der Literatur, wenn Dir auch nicht verständlich, bin ich der festen Überzeugung, daß sie siegen wird, wenn auch vielleicht erst in zwanzig Jahren. Sei nur ruhig, ich kenne Deinen Einwand: „Das deutsche Gemüt“ . . . Nein, nein, mein Timm, „das deutsche Gemüt“ leidet niemals darunter. Das deutsche Gemüt soll und wird unser Heiligstes bleiben.

Und nun leb wohl, und keine Flennerei, was ja auch nicht Deine Sache zu sein pflegt. Und Dank, Freund, für Alles, was Du mir getan hast, was Du mir gewesen bist. Stell Dich gut mit meinem Nachfolger. Es ist Dir ja bekannt, daß er ein Rheinländer ist, aber immer auf seinen Gütern in Rußland lebt. Es ist ein Verwandter mütterlicherseits. Vor mir hat dieser Pedant (da paßt er ja übrigens ganz gut zu Dir) immer einen gewissen Ekel gehabt. Mir war er auch nie sympathisch; und wenn ich daran denke, daß meine Leute, meine Güter und Dörfer in seine Hände übergehen, so ist es mir wie ein Stich ins Herz. Ein letzter Stich. Wann hatt ich mein letztes Glück? Eines meiner liebsten Worte Goethes war immer:

Der Mensch erfährt, er sei auch wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Ich werde wohl kaum mehr zum Schreiben kommen;

dieser Brief brauchte schon zwölf Tage . . . Viele, viele Schmerzen . . . Starke Dosis Morphinum (Reese hat sie „vergessen“), wenns zu unerträglich wird . . . Du Timmo, mein Freund, Dank, Dank . . . Und Eines noch: ich war immer frei, frei! Immer nur mir verantwortlich; das war so schön . . . Morgen mehr . . . Du, vergiß meine Pferde nicht und meine Hunde und Katzen und das übrige Getier, das mir gehört. Nimm sie lieber zu Dir . . . Regendank Bescheid sagen . . . Wer weiß . . . Der Pedant vielleicht, der Better; dies, ja so . . . ich glaube, kaltes Herz . . . Alle Menschen mit kalten Herzen sind mir . . . Meine Pferde, meine Hunde, meine Tiere, nimm sie zu Dir . . . Pferde, Hunde haben keine kalten Herzen . . . Die Menschen, die Menschen . . . Nun will ich schlafen, wenn ich kann . . . Morgen mehr . . .

* * *

Das war der letzte Brief meines Freundes Wulff Gadendorp. Unter dem Schreiben stand:

Auf Wunsch des Herrn Grafen soll ich diese Zuschrift, eingeschrieben, durch das kaiserliche Konsulat in Tanger, an den Herrn Baron senden. Die Herren Doktoren meinen, daß unser guter Herr Graf nur noch einige Tage werde leben können. Der Herr Graf trägt seine schweren Schmerzen bewunderungswürdig. Sie scherzen, wie es der Herr Baron kennen, soweit es der böse Zustand nur irgendwie zuläßt.

Genehmigen u. s. w.

Haus Regendank,
Haushofmeister.

Nachschrift. Ich mußte diesen Brief noch einmal öffnen. Ich soll noch berichten, daß jedem durchziehenden Orgeldreher von der Gutsobrigkeit in Gadendorp ein Zwanzigmarkstück anzuzahlen ist. Dafür ist dieser verpflichtet, eine ausgeschlagene Stunde unter den Vorderfenstern des Schlosses zu spielen. Es ist mir expresse befohlen worden mitzuteilen,

daß sich der Herr Graf die Freude nicht versagt hätte, hiermit seinen Herrn Vetter, den Nachfolger der Schleifengüter, hoffentlich gründlich zu ärgern.

* * *

Ich war tief erschüttert, als ich das lange Schreiben gelesen hatte. Die Herzensgüte und der nie versagende Humor meines Freundes traten wie die sinkende Sonne noch einmal aus den Abendwolken hervor. Wo er helfen, wo er Freude machen konnte, gab er mit verschwenderischen Händen, und nie in verletzender Weise. Wohl keinen reichen Menschen traf ich je im Leben, dem so die Gabe gegeben war, zu schenken, Gutes zu tun. Der Kunst, und namentlich den Dichtern, war er ein Mäcen, wie ihn Deutschland nie gesehen hat.

Wulff Gadendorp stand als Ironiker über dem Leben, über den Parteien. Alles kleinliche Denken und Treiben war ihm verhaßt.

Seine Schlösser und Güter — in jedem europäischen Lande besaß er Grundeigentum — boten, ein einziger Fall im ganzen Deutschen Reiche, ihre Dächer den Künstlern; und namentlich wieder zogen die Dichter ein und aus. Ob er selbst Verse geschrieben hat? Ich bin sicher der Meinung. Aber er war zu bescheiden, so sehr die Versuchung an ihn herantreten mochte, sie Andern zu zeigen. Er wird seine Strophen verbrannt haben. Nie ist mir eine Zeile gebundner Sprache von ihm zu Händen gekommen.

Welche unermesslichen Summen sind aus seiner Hand geflossen. Ich habe mich gewundert, als ich las, daß er noch sechsunddreißig Millionen außer den übrigen Schenkungen und Stiftungen, die er gemacht, zur Verfügung hatte. Und doch auch wieder nicht: Er verstand zu rechnen. Das ist allerdings keine Kunst, wenn man reich ist. Wäre ich arm, würd ich mehr als einmal Blaumontag machen und mich an keine Berechnung kehren, hörte ich einmal Wulff sprechen.

Sein Reichthum war märchenhaft. Er stand den amerikanischen Eisenbahnkönigen, den englischen Herzögen, denen der Londoner Grund und Boden gehört, völlig gleich zur Seite. Von Hause aus in ziemlich kläglichen Verhältnissen lebend, erbte er seit etwa zehn Jahren von allen Seiten. So war sein Ausdruck: „Als war ich eine alte Müllgrube gewesen, schütteten von allen Seiten Verwandte, die die Güte hatten zu sterben und keine andern Erben zu hinterlassen, ihre Goldtonnen in mich aus.“

Dazu kam ein vor vier Jahren gewonnener Prozeß, der ihm eine vielumstrittene Millionen-Erbschaft brachte: es steht ab und zu in den Zeitungen: eine Erbschaft aus Batavia! und Zins auf Zinsen!

Wulffs Eltern ensinne ich mich noch gut. Sein Vater, auch äußerlich mit seiner Habichtsnase und seinem starken Schnurrbart und seinen gesunden roten Wangen, war einer jener Landedelleute, wie sie recht und schlecht zu Hunderten auf ihren Gütern wohnen: P'fomhre, Pferde, Branntweimbrennerei, Kirchenbesuch als Beispiel für die „Untertanen“, Butter- und Käse-Gespräche. Wenn der alte Herr sich elend fühlte oder erkrankte, kam ein ungemein dickes Gesangbuch zum Vorschein, auf dessen erster Seite stand: For mein Louis. In diesem Gesangbuche wurde dann so lange eifrig gelesen, als die Unpäßlichkeit danerte. War sie vorüber, wanderte auch „For mein Louis“ wieder in die Ecke. Im übrigen noch trug er beständig silberne Tanzsporen . . . Sonst wüßt ich wirklich nichts mehr von ihm zu sagen.

Wulffs Mutter war eine russische Fürstin. Sie hatte den alten Grafen kennen gelernt, als dieser sich einige Zeit vergnügungshalber als dänischer Legationssekretär in Paris aufhielt. Ihr Vater hatte dort zur Zeit den Petersburger Botschafterposten inne.

Die Gräfin steht mir deutlich vor Augen. Sie verzärtelte ihr einziges Kind außerordentlich. In Schleswig-Holstein fühlte sie sich unter den Butter- und Käse-Gutsbesitzern, die niemals auch nur eine Ahnung, geschweige denn

Freude gehabt haben von und über Schönwissenschaft, unglücklich; um so mehr, als sie begeistert für die Literatur schwärmte. Von ihr hatte Wulff diese Vorliebe geerbt; auch wohl den Spottschnabel und manche Wunderlichkeiten, Verkehrtheiten und Fehler und Sonderbarkeiten.

Das hab ich bei meinem Freunde herausgeföhlt: Weil er anders dachte als die breite Masse der Menschen, weil er, wie das natürlich, deshalb viel Haß und Hohn zu erdulden hatte, weil seine Ansichten über Kunst und Künstler oft grundverschieden von der landläufigen Aesthetik lauteten, so tat es ihm wohl, in mir einen guten Kameraden gefunden zu haben, dem er sein übervolles, einsames Herz ausschütten konnte.

Es war von Kindheit auf sein Wunsch gewesen, Kavallerieoffizier zu werden. Aber grade, als dies in Verwirklichung treten sollte, mußte sein Vater Konkurs erklären. Doch als unverkäufliches Majorat blieben die Hauptgüter unveränderlich. Der Konkurs hatte den Alten so gekränkt, daß er, trotz seines Trostes in dem dicken Gesangbuch „Für mein Louis“, sich hinlegte und starb. Wulff konnte nicht weg aus dem Grunde. Als er durch die Erbschaften endlich imstande war, sein eigener Herr zu sein, wars zu spät. Er blieb, mit Unterbrechung durch weite Reisen in alle Erdtheile, bis an seinen Tod in Gadendorp.

* * *

Nach einer nicht zu nurnhigen Fahrt liefen wir in die Elbe ein. Tanger und Wulffshagen! Marokko und Schleswig-Holstein! Aus der Welt in die Einsamkeit.

Mein Erstes in Hamburg war eine telegraphische Anfrage nach Gadendorp. Die Antwort Regendanks, daß Wulff vor vier Tagen gestorben sei, konnte für mich nicht allzu überraschend sein.

In Kiel erwartete mich mein Wagen.

Wir sind im Mai, aber nirgendwo ist eine Spur des Wonnemonats zu bemerken. Die Luft ist kalt. Die Bäume

stehen fahl. Die Buchenblätter, gerollt wie Papillons, wagen sich nicht heraus. Unbarmherzig würgt der Nachtfrost in Feld und Garten.

Der Abend breitet seinen Mantel über die Landschaft. Auf einer nassen Wiese hör ich, kaum noch sehbar in ihren Schwingungen, das ununterbrochne Kuivitt der Kiebitze. Eine Goldammer singt einsam im Knick ihre rührende, kurze Melodie. Eine zu früh ins Feld gelassene Kuh brüllt vor Kälte, aus Sehnsucht nach dem warmen Stall.

Nun biegt mein Wagen von der Kunststraße in einen Landweg. Bald fahren wir durch ein Städtchen, wo Alles schon zur Ruhe gegangen ist. Ich kenne hier Jeden . . . Vor der Apotheke kauert in tiefgebeugter Haltung, so daß seine Stirn in Gefahr zu sein scheint, die Pflastersteine heftig begrüßen zu müssen, der Nachtwächter. Selbst die rollenden Räder und ein übermütiger Peitschenknall meines Kutschers erwecken ihn nicht.

Weiter. Es ist so still, daß aus großer Entfernung die Schläge der Böttcher einer Branerei zu hören sind. Sie hämmern im Dreivierteltakt Reifen ums Faß.

Es geht gegen Mitternacht. In einer halben Stunde habe ich die Grabkapelle in Gadendorp erreicht. In dieser Stunde soll mein Freund in die Gruft gesenkt werden.

Ein Reh springt quer vor meinem Wagen über den Weg von Knick zu Knick. Die schon gewordenen Pferde sind bald wieder beruhigt.

Plötzlich bemerkt ich Fenerschein. Es ist der Glanz vieler Fackeln, die in Bewegung sind. Ich kenne ihre Bedeutung. Mit ihnen zugleich werd ich bei dem Gadendorper Kirchlein eintreffen. Näher gekommen, klingt mir von einer starken Musikbande sehr langsam gespielt: „Wenn Menschen auseinandergehn, dann sagen sie: auf Wiedersehn — auf Wiedersehn“ entgegn.

Wie, das wäre das letzte Lied, das der unglaubliche Gadendorp befohlen hätte, hinter seinem Sarge zu tuten? Oder tanzt der Schalk vor der Truhe?

Immer näher klingt es: „Wenn Menschen auseinandergehn, dann sagen sie: auf Wiedersehn — auf Wiedersehn.“ Immer langsamer wird gespielt; stärker, stärker und stärker braust die Melodie mir ins Ohr. Es liegt etwas Herzerreißendes in ihr, nichts Tröstendes, Beruhigendes.

Mit dem Trauergesolge zugleich treff ich am Kirchthor ein. Die ganze Provinz ist vertreten. Die roten Uniformen der Ritterschaft leuchten heraus. Nur diese, nach den Satzungen der „wollgedelgepohrenen Ridder und ansehnliche Man“, darf in die Kirche. Alles Ubrige muß draußen bleiben, selbst die Geistlichkeit zu ihrem großen Arger. Ein hoher Regierungsherr will sich durchdrängen: „Wir preißeischen Beamten dürfen überall hin.“ Seine Aussprache kennzeichnet ihn als Ostpreußen. Aber hier wird der „preißeische Beamte“ zurückgewiesen.

Der Adel ist in der Kirche allein.

Der Sarg, behangen mit Purpurdecken, die bis auf den Steinboden hängen und schleppen, in deren Ecken das Gadendorpsche Wappen gestickt ist, wird von den sechs jüngsten Herren bis an die unmittelbar vor dem Altar befindliche, jetzt zum Empfange weit gähnende Gruft getragen. Jedes zweiten Ritters Hand hält eine Fackel.

Nun stehen alle um die schwarze Öffnung. Die Lichter beglücken unheimlich die roten Köcke, die Metallleuchter, den Gefrenzigten, die alten Bilder, den Altarschmuck, die Kanzel mit ihrer über ihr schwebenden Taube. Der Adelsmarschall, ein außergewöhnlich kluger Geldmensch, aber sonst ein Gentleman durch und durch, steht vorn. Mit seinem Pferdegesicht und dem langen hinunterhängenden weißen Schnurrbart, schaut er aus wie ein polnischer Starost. In Händen hält er das schon vorbereitet=angebrochne Wappen. Der Sarg gleitet in die dunkelblaue Finsternis. „Die Fackeln gesenkt“, befiehlt laut der Adelsmarschall. Und dann, im Zerbrechen, daß die beiden Stücke polternd unten aufschlagen, spricht er: „Von Gadendorf heute noch und nimmermehr“ . . .

Die Feierlichkeit ist beendet. Allerlei Gespräche beginnen sofort: Butter, Fettverkauf, Familienangelegenheiten, Branntweinsteuer, neue Dreschmaschine, L'Hombre=Verabredung, Wahlen, Parteitag, und wies so überall auf der Welt zugeht.

Aber der Letzte der Gadendorps hat, was dem Letzten der Quaken vor einigen Jahren durch die bodenlose Nüchternheit seiner satten und gesunden Heimatsbrüder versagt gewesen, ein „poesievolles“ Begräbniß gehabt.

Um zwei Uhr morgens bin ich in Wulffshägen. Es ist mir, als wenn ich irgend einem Menschen zu danken hätte, daß ich wieder in meinem Arbeitszimmer sitze.

Das „Notizbuch“ Wulff Gadendorps hatt ich bald in Händen. Aber erst nach einigen Tagen löste ich die Siegel und begann an einem Juniabend die Lesung.

* * *

Das Notizbuch.

Wer mußte je das Leben recht zu fassen,
Wer hat die Hälfte nicht davon verloren
Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Toren,
In Liebesqual, in leerem Zeitverpassen.

August Platen.

Freie Kunst.

Im Reich der Schönheit und Gedanken
Galt nie ein fremdes Machtgebot;
Sie selbst nur geben sich die Schranken,
Von anderm Einspruch unbedröht.

Hermann Singg.

* * *

Fast erstickende Sommerhitze lieb ich; gar erst um die Mittagszeit. Als ich an einem brennenden Julitag um ein Uhr durch meine Knick ging, blieb ich mit überhängenden Armen eine kurze Rast an einem Feldtor. „Schlupfloch“ nennen wir ein solches Gitter. Mitten auf der Wiese lag, allein, ohne daß andres Vieh zu sehen war, mein dreijähriger, dunkelbrauner Stier Uranus. Die Bauern und Knechte rufen ihn: „de grote Urian“. Er schlief scheinbar. Plötzlich hörte ich, ohne daß er sich rührte, ein dumpfes Brummen von ihm her. Es klang wie das Grollen eines Erdbebens. Dies Grollen lief dicht über die Gräser zu mir. Er erhob sich schwerfällig und stampfte abwechselnd mit den Vorderhufen, kratzte Gras und Blumen aus. Dann bog er den Uracken ein wenig zurück und begann ein fürchterliches Zorngebrüll. Nun legte er die Hörner auf mich ein. Ich empfahl mich „etwas plötzlich“ und trat hinter den Knick zurück. Welch ein Bild der Kraft bot der tobende Stier.

Auf dem Heimwege fiel mir mein deutsches Vaterland ein. So liegt es: ruhig im Bewußtsein seiner Riesenmacht. Zeigt sich der Feind lungernd, gierig an den Grenzen, erhebt es sich, setzt die Hörner ein, und wehe . . . Daß* du

gesegnet seist, mein Vaterland! Wie bin ich stolz, ein Deutscher zu sein!

* * *

Gottfried Keller-Tag.

Poetentod.

Der Herbstwind rauscht, der Dichter liegt im Sterben,
Die Blatterschatten fallen an der Wand;
An seinem Lager knien die zarten Erben,
Des Weibes Stirn ruht heiß auf seiner Hand.

Mit dunklem Purpurwein, darin ertrunken
Der letzten Sonne Strahl, nekt er den Mund;
Dann wieder rückwärts auf den Pfühl gesunken,
Tut er den letzten Willen also kund:

„Die ich aus lust'gen Klängen aufgerichtet,
Vorbei ist dieses Hauses Herrlichkeit;
Ich habe ausgelebt und ausgedichtet
Mein Tagewerk und meine Erdenzeit.

Das fest und sicher seine Welt regierte,
Es bricht mein Herz, mit ihm das Königsbaus.
Der Hungerschlucker, der die Tafel zierte,
Der Ruhm, er flattert mit den Schwalben aus.

So löscht meines Herdes Weihrauchflamme
Und zündet wieder schlechte Kohlen an,
Wieß Sitte war bei meiner Väter Stamme,
Vor ich den Schritt auf dieses Mund getan.

Und was den Herd bescheidnen Schmuckes kränzte,
Was sich an alter Weisheit um ihn fand,
In Weibgefäßen auf Gesimsen glänzte,
Streut in den Wind, gebt in der Juden Hand!

Daß meines Sinnes unbekannter Erbe
Mit find'ger Hand, vielleicht im Schülerkleid,
Auf offnem Markte ahnungsvoll erwerbe
Die Heilkraft wider der Vernachtlung Leid.

Werft jenen Wust verblüthner Schrift ins Feuer,
Der Staub der Werkstatt mag zugrunde gehn!
Im Reich der Kunst, wo Raum und Licht so teuer,
Soll nicht der Schutt dem Werk im Wege stehn!

Dann laßt des Gartens Zierde niedermähen,
Weil unfruchtbar; die Lauben brechet ab!
Zwei junge Rosenbäumchen laßet stehen
Für mein und meiner lieben Frauen Grab!

Mein Lied mag auf des Volkes Wegen klingen,
Wo seine Banner von den Thürmen wehn;
Doch unbekannt mit mühsalschwerem Ringen
Wird meine Elppschaft dran vorübergehn!"

Noch überläuft sein Angesicht, das reine,
Mit einem Strahl das sinkende Gestirn;
So glühte eben noch im Purpurscheine,
Nun starret kalt und weiß des Verges Firn.

Und wie durch Abenddämmerung das Rauschen
Von eines stäten Adlers Schwingen weht,
Ist in der Todesstille zu erlauschen,
Wie eine Geißerschar von hinnen schweht.

Sie ziehen aus, des Schweigenden Penaten,
In faltige Gewande tief verhüllt;
Sie gehn, die an der Wiege einst beraten,
Was als Geschick sein Leben hat erfüllt.

Voran, gesenkten Blicks, das Leid der Erde,
Verschlungen mit der Freude Traumgestalt,
Die Phantasie und endlich ihr Gefährte,
Der Wih, mit leerem Becher still und kalt.

Waldfrevel.

Seht den Schuft am Waldessaum
Mit gewandten Errungen fliegend,
Sinen jungen Eschenbaum
Auf den breiten Schultern wiegend!
Hat die Art, die er gestohlen,
Vornen in den Stamm geschwungen;

Weit noch hinter seinen Schien
Kommt der Wurfel nachgesprungen.
Wie er heimlich lacht und singt,
Daß das Herz im Leibe springt!

Und die Dirne kommt daher
Mit geschnittenen Weidenruten;
Von der Last, die drückend schwer,
Stehn die Wangen ihr in Gluthen.
Und der Bursche wirft die schwere
Bürde beider in den Graben,
Beide springen nach, als wäre
Dort ein Nest voll Glück zu haben.

Wo ein kleiner Freudenquell
Tief im Erlengrunde fließet
Und die Silberadern hell
Durch das samtné Moos ergießet,
Wirft der schlanke Dieb sich nieder
Mit der Dirn im braunen Arm,
Eßt ihr hastig Tuch und Nieder,
Und er flüstert lieberarm,
Daß sein brennend Herz erklingt,
Wie die Ruß im Feuer singt:

Schäkchen, o du kommst mir juß,
Daß ich meine Schätze grabe,
Wieder einmal meine Lust
Am verborgnen Reichtum habe!
Zeig mir der Korallen Schein
An dem frischen roten Munde,
Gib mir schnell dein Elfenbein,
All das feingedrehte runde!
Wie der Haß im Koble, springt
Ihm das Herz und singt und klinget:

Laß mich wägen all mein Gold,
Deines Haares schwere Güsse!
Laß mich zählen meinen Soid,
Zähle mir einhundert Küsse
Blank und bar auf meine Lippen,
Woll uns kein Verräter lauschet!
Laß mich von dem Weine nippen,
Der mich armen Schelm berauschet!

Nun verhält die Herrlichkeit
 Mit den Lumpen, mit den Feten,
 Daß kein Auge ungeweiht
 Erähen kann nach meinen Schätzen!
 Dieses Tuch um deine Haare
 Dreimai, viermai sorglich winde,
 Daß die goldne Schimmerware
 Ja kein Strahl der Sonne finde.

Gleich ist drauf die Dirn davon
 Durch den dunkeln Wald gesprungen;
 Wieder hat der Bursche schon
 Seinen Eschenbaum geschwungen.
 Wie die Beine rasch ihn tragen
 Mit dem langen schwanken Raube!
 Einen grünen Siegeswagen,
 Schleift die Kron er nach im Staube.
 Wie die Grill im Grase, springt
 Ihm das Herz und singt und klingt.

Abend auf Golgatha.

Eben die dornige Krone geneiget, verschied der Größter,
 Weißlich in dämmernder Luft glänzte die Schulter des Herrn;
 Siehe, da schwebte, vom tauigen Schimmer gelockt, die Phaläne
 Glatternd hernieder, zu ruhn dort, wo gelasset das Kreuz.
 Langsam schlug sie ein Weilchen die samtnen Flügel zusammen,
 Breitet sie aus und entschwand fern in die sinkende Nacht.
 Nicht ganz blieb verlassen ihr Schöpfer: den Pfeller des Kreuzes
 Hielt umfangen das Weib, das er zur Mutter sich schuf.

Winterabend.

Schneebleich lag eine Leiche, und es trank
 Bei ihr der Totenwächter unverdrossen,
 Bis endlich ihm der Himmel aufgeschlossen
 Und er berauscht zu ihr aufs Lager sank.

Von rotem Wein, den Becher voll und biant,
 Bot er dem Toten; bald war übergossen
 Das Grabgesicht und purpurn überflossen
 Das Leichenhemd; so trieb er tollen Schwank.

Die trunken rote Sonne übergießt
Im Sinken dieses Schneeverbüllte Land,
Daß Rosenschein von allen Hügelu fließt;

Von Purpur trieft der Erde Grabgewand,
Doch die verblaßte Leichenlippe tut
Erstarrt sich nimmer auf der roten Blut.

In der Stadt.

Wo sich drei Gassen kreuzen krumm und enge,
Drei Züge wallen plötzlich sich entgegen
Und schlingen sich, gehemmt auf ihren Wegen,
Zu einem Rndul und lärmenden Gedränge.

Die Wachtparad mit gelben Trommelschlägen,
Ein Brautzug kommt mit Geigen und Gepränge,
Ein Leichenzug klagt seine Grabgesänge;
Das alles stockt, es kann kein Glied sich regen.

Verstummt sind Geiger, Pfaff und Trommelschläger,
Der dicke Hauptmann flucht, daß niemand weiche,
Gelächter schallet aus dem Freudenzug.

Dort oben, auf den Schultern schwarzer Träger,
Starrt in der Mitte kalt und still die Leiche
Mit blinden Augen in den Wolkenflug.

Nachtfahrer.

Es wiegt die Nacht mit himmelweiten Schwingen
Sich auf der Südsee blauen Wassergärten,
Daraus zurück wie Silberlilien springen
Die Sterne, die in tiefer Flut verklärten.

Wie ein entschlummert Kind an Mutterbrüsten
Ruht eine Insel seltsam in den Wogen;
So weich und weiß ist um die grünen Küsten
Die Brandung rings, ein Mutterarm, gezogen.

Ich wollt, es wär mein Herz so dicht umflossen
Von einem Meer der Ruhe und der Klarheit,

Und drüberhin ein Himmel ausgegossen,
Des eing'ges Licht das Sonnenlicht der Wahrheit!

Und schöne Menschen schlafen in den Büschen,
Wie Bildwerk in ein Blumentuch gewoben;
Was ein erstorbnes Auge kann erfrischen,
Das hat ein Gott hier sorglich aufgehoben.

Ein Blitz — ein Krach! — die stille Luft erzittert,
Dicht wälzt ein Rauch sich auf gekräuseltm Eriegel;
Ein Wasserdrache, der den Raub gewittert,
So naht es pfelischnell mit gespreiztem Flügel.

Wach auf, wach auf, du stiller Menschengarten!
Gib deine Blüte hin für Glaskorallen!
Sieh, deines unschuldvollen Fleisches warten,
Du sanftes Volk, Eurypas scharfe Krallen!

Die Anker rasseln, und die Segel sinken;
Wie schneidend schallt das Wort der fremden Ferne!
Viel hundert Bleichgesichter lüßtern blinken
Im fahlen Schein der trüben Schiffelaterne.

Zuverderst aus des Schiffes schwarzen Wänden
Nagt schwärzer in der gierersfüllten Rotte
Der Christenpriester, schwingend in den Händen
Das Marterholz mit dem gequälten Gotte.

Könnt ich doch jedem Deutschen meine Freude an Gott-
fried Keller übertragen.

* * *

Wie wir gute Gedichte lesen sollen? Vor allen Dingen
müssen wir in Stimmung sein. Am besten bei verschlossenen
Thüren. Bequem sitzend oder liegend. Mit guten Zigarren
versehn, wer Raucher ist. Durch nichts gestört. Und eigent-
lich nur eines zur Zeit: jedes Gedicht ist eine abgeschlossene
Welt für sich. Nie mehr als zwei, drei, vier, fünf . . .
wenn wir Genuß haben und mit- und nachempfinden wollen.
Einen ganzen Band hintereinander zu lesen, ist vom Übel.

Wen ich für die größten lebenden Lyriker deutscher Zunge halte? Unbedingt Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer. Ich hätte beinahe hinzugesetzt: Arnold Böcklin.

* * *

Conrad Ferdinand Meyer-Lag.

Über einem Grabe.

Blüten schweben über deinem Grabe.
Schnell umarmte dich der Tod, o Knabe,
Den wir alle liebten, die dich kannten,
Dessen Augen wie zwei Sonnen brannten,
Dessen Blicke Seelen unterjochten,
Dessen Pulse stark und feurig pochten,
Dessen Worte schon die Herzen lenkten,
Den wir weinend gestern hier versenkten.

Matennacht. Der Sterne mildes Schweigen.
Dort! Ich seh es aus der Erde steigen!
Unterm Rasen quillt hervor es leise,
Flatterflammen drehen sich im Kreise,
Ungelebtes Leben zuckt und lodert
Aus der Körperkraft, die hier vermodert.
Abgemähter Jugend letztes Walten,
Bekte Glut verbraucht in Wunschgestalten,
Eine blasse Jagd:

Voran ein Zecher,
In der Faust den überfüllten Becher!

Wohnde Boden will der Buhle fassen,
Die entflatternd nicht sich haschen lassen;
Eustgestachelt rast er hinter jenen,
Ein verhülltes Mädchen folgt in Tränen.
Durch die Brandung mit verstürmten Haaren
Seh ich einen kühnen Schiffer fahren.
Einen jungen Krieger seh ich toben,
Helmbedeckt, das lichte Schwert erhoben.
Einer stürzt sich auf die Rednerbühne,

Welches Volksgetoß beherrscht der Bühne.
Ein Gedräng, ein Kämpfen, Ringen, Streben!
Arme strecken sich und Kränze schweben —

Kränze, wenn du lebtest, dir beschieden,
Nie erreichte!
Knabe, schlaf in Frieden!

Erntegewitter.

Ein jäher Blitz. Der Erntewagen schwankt.
Aus seinen Garben fahren Dirnen auf
Und springen schreiend in die Nacht hinab.
Ein Blitz. Auf einer goldnen Garbe thront
Noch unvertrieben eine frevie Maid,
Der das gelöste Haar den Nacken reitscht.
Sie hebt das volle Glas mit nacktem Arm,
Als brächte sieß der Glut, die sie umflammt,
Und leerts auf einen Zug. Ins Dunkel wirft
Sies weit und gleitet ihrem Becher nach.
Ein Blitz. Zwei schwarze Rosse bäumen sich.
Die Peitsche knallt. Sie ziehen an. Vorbei.

Schnitterlied.

Wir schnitten die Saaten, wir Büben und Dirnen,
Mit nackenden Armen und triefenden Stirnen,
Von donnernden dunkeln Gewittern bedroht —
Gerettet das Korn! Und nicht einer, der darbe!
Von Garbe zu Garbe
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Rippen des Lebens so rot!

Hoch thront ihr Schönen auf guldnen Sitzen,
Zu strogenden Garben umflimmert von Blitzen —
Nicht eine, die darbe! Wir bringen das Brot!
Zum Reigen! Zum Tanze! Zur tosenden Runde!
Von Munde zu Munde
Ist Raum für den Tod —
Wie schwellen die Rippen des Lebens so rot!

Der Triumphbogen.

Ein leuchtend blauer Tag. Ein wogend Ährenfeld.
Daraus ein wetterschwarzer Mauerbogen steigt.
In seinem kurzen Schatten schläft das Schnittervolk
Allein empor gerichtet sitzt die schönste Maid,
Des Landes Kind, doch weichen Lands? Italiens!
Ein strenggeschnittnes, musenhaftes Angesicht;
Am halbzerstörten Sims des Bogens hängt der Blick,
Als müht er zu enträtseln dort die Inschrift sich.
Wenn nicht des Auges Dunkel von dem Liebsten träumt.
Sie bebt die erste sich, erweckt die Schnitterschar,
Ergreift die blanke Sichel, die im Schatten lag,
Und schreitet herrlich durch das golden wogende Korn,
Umblaut vom Himmel als ein göttliches Gebild.
's ist Allo, die das Altertum enträtselnde;
Vergilbten Pergaments und der Archive müd,
Gelockt vom Rauschen einer überreifen Saat,
Wird sie zur starken Schnitterin. Die Sichel klingt.

Der römische Brunnen.

Auf steigt der Strahl, und fallend gleißt
Er voll der Marmorschale Mund,
Die, sich verschleiernd, überfließt
In einer zweiten Schale Grund;
Die zweite gibt, sie wird zu reich,
Der dritten wallend ihre Flut.
Und jede nimmt und gibt zugleich
Und strömt und ruht.

Mövenflug.

Möven sah um einen Felsen kreisen
Ich in unermüdlich gleichen Gleisen,
Auf gespannter Schwingen schweben bleibend,
Eine schimmernd weiße Bahn beschreibend;
Und zugleich in grünem Meeresspiegel
Sah ich um dieselben Felsenspitzen
Eine helle Jagd gestreckter Flügel
Unermüdlich durch die Tiefe blitzen.
Und der Eriegel hatte solche Klarheit,
Daß sich anders nicht die Flügel hoben

Tief im Meer, als hoch in Lüften oben,
Daß sich völlig gleichen Trug und Wahrheit.

Allgemach beschlich es mich wie Grauen,
Schein und Wesen so verwandt zu schauen,
Und ich fragte mich, am Strand verharrent,
Ins gespenstische Geflatter starrend:
Und du selber? Bist du echt besüßelt?
Oder nur gemalt und abgespiegelt?
Gaukelst du im Geist mit Fabeldingen?
Oder hast du Blut in deinen Schwingen?

Der Botenlauf.

Bilde, gen Himmel gewandt, gebreitete stehende Arme,
Murmeln und schallender Ruf, knieende Mädchen und Frau:
„Götter, besüßelt den Boten! Entscheidung, lieber als Bangnis!
Seit sich die Sonne erhob, ringen die Stadt und Tarquin.
Siehe, die Sonne versinkt! Mitkämpfer, Castor und Pollux,
Denkt der verlassenen Frau, sendet den Boten geschwind!“
Horch! Nachthufig Gefühlr vergan. Zwei reißige Reiter!
Schon am heiligen Quell spülen die Waffen sie rein.
Dann, zwei gewaltige Jünglinge, stehn auf der ragenden Burg sie;
Gegen die schauernden Frau hat sich der eine gekehrt:
„Freude, knospendes Mädchen! Entschlossene Römerin, Freude!
Herrlicher Sieg ist erkämpft! Geht ihr entgegen dem Heer?“
Einer spricht's, und der Andere lauscht, zu dem Bruder gewendet.
Jetzt in das bleichende Licht springen die Rosse empor.
Einer der Jünglinge schwindet im Abend, es schwindet der andre,
Denn wie ein liebendes Paar lassen die Brüder sich nicht.
Über der römischen Feste gewaltigem dunkelnden Umriß
Sieht sich in dämmernder Nacht seltsames Doppelgestirn.

In einer Sturmnacht.

Es fährt der Wind gewaltig durch die Nacht,
In seine gellen Pfeifen bläst der Föhn,
Propheetisch kämpft am Himmel eine Schlacht
Und überschreit ein wimmernd Sterbgetö'n.

Was jetzt dämonenhaft in Lüften zieht,
Ob das Jahrhundert schließt, erfüllt's die Zeit;
In Sturmespausen klingt das Friedelied
Aus einer fernen, fernen Seligkeit.

Die Ampel, die in leichten Ketten hängt,
Hellt meiner Kammer weite Dämmerung,
Und wann die Decke bebt, die Diele bangt,
Bewegt sie sich gemach in sachtem Schwingung.

Nur redet diese Flamme wunderbar
Von einer windbewegten Ampel Licht,
Die einst geglomeren für ein mächtig Paar,
Ein grelles und ein göttlich Angesicht.

Es sprach der Friedeslifter, den du weißt,
In einer solchen wilden Nacht wie heut:
„Hörst, Alkodeme, du den Schöpfergeist,
Der mächtig weht und seine Welt erneut?“

Am Himmelsthor.

Nur träumst, ich komm aus Himmelsthor
Und finde dich, die Süße!
Du saßest bei dem Quell davor
Und wuschest dir die Füße.

Du wuschest, wuschest ohne Hast
Den blendend weißen Schimmer,
Begannst mit wunderlicher Hast
Dein Werk von neuem immer.

Ich frug: „Was badest du dich hier
Mit tränennassen Wangen?“
Du sprachst: „Weil ich im Staub mit dir,
So tief im Staub gegangen.“

* * *

Seit einem halben Jahre lese ich keine Zeitungen mehr; ich befinde mich wohl dabei. Konnt ich schon seit langem das Parteigeschrei in den Blättern jeder Richtung nicht ertragen, so hab ich nun auch willig auf „Kunst, Literatur und Kritik“, „Buntes“, „Allerlei“ verzichtet. „Kunst, Literatur und Kritik“ (wer lacht da? wer lacht da, daß die Sterne

wackeln?) . . . und „Verschiedenes“, „Buntes“, „Neuigkeiten“, oder wie die Überschriften heißen mögen, es ist ja stets der gleiche Brei: also die jährlichen Feuersbrünste, Wolkenbrüche, Überschwemmungen, Morde, Scheußlichkeiten, Gerichtsszenen, Schiffsunglück . . . Oder soll ich mich etwa für den löffelweise einzunehmenden Schund der Feuilleton-Romane begeistern?

* * *

Es gaben mir zu einer kleinen Gesellschaft die Ehre ihres Besuches: Pastor Gloy, Rittmeister Schwertle, Assessor Streblein und Tante: Fräulein Siebenknecht, Staatsanwalt Rehgart, Baron Kennbein, Landrat Krack, Regierungspräsident Wischer mit ihren Damen. Alle aus Eternfund. Ich bat nach Tisch um die Erlaubnis, den Damen und Herren ein von mir als „Perle“ gefundnes Gedicht von A l e x i s L o m n i t z vortragen zu dürfen. Ich wollte mir nämlich das Vergnügen erlauben, diese ganze gute, gutmütige, liebenswürdige Gesellschaft blaß zu machen. Keines von ihnen hat natürlich eine Ahnung von Literatur. Den meisten ist sie schon auf der Schule vergreult. Nur Fräulein Siebenknecht dürfte noch an „Saphiren und Karfunkeln“, „Lämmlein und Lilien“ usw. gesegnete Freude haben. Ich las:

Ein Bettlerlied.

Ich habe gekettelt um Lust und Lieb
Vor deinem Hause Nächte lang.
Herz und Türe verschlossen blieb,
Wie ich auch flehend sang:
Schau meine Not, schau meine Not!
Wild klopf mein Herz, mein Hirn ist heiß;
O daß ich nicht andre Rettung weiß
Als deine Liebe oder meinen Tod!

Ich habe gehofft so lange Zeit,
Wenn der Kiegel sich hob, deine Stimme klang,
Daß du öffnen wirst Herz und Türe weit.
Still blieb im Haus, und ich sang:

Schau meine Not, schau meine Not!
Wild klopft mein Herz, mein Hirn ist heiß;
O daß ich nicht andre Heilung weiß
Als deine Liebe oder meinen Tod!

Heut öffnet die Tür sich, dein Herz doch nicht;
Du schaltest den Bettler, der harrenskrank.
Segnend dein zürnendes Angesicht,
Von der Schwelle weichend ich sang:
Schau meine Not, schau meine Not!
Bang klopft mein Herz, mein Hirn ist heiß;
O daß ich nichts inniger zu bitten weiß
Als deine Liebe oder meinen Tod!

Du hast mir verwiesen Tür und Haus,
Nicht mehr zu hören den Wittgesang;
Jetzt schrei ich wahnsinnig aus
Meines blutenden Herzens Drang:
Schaut meine Not, schaut meine Not!
Wild klopft mein Herz, mein Hirn ist heiß.
Ist jemand, der andere Rettung weiß
Als ihre Liebe oder meinen Tod?

Ich hatte das leidenschaftliche Gedicht langsam begonnen, zurückhaltend, dumpf, aber schon wie außer mir. Durch die zweite Strophe ging ich schneller, aber immer noch mit dumpfer, erschütternder Stimme. Und immer schneller, vorwurfedrängender, flehender. Endlich schrie ich die letzte Strophe wie im ausbrechenden Wahnsinn. Ich zeigte den Zuhörern: wie sich um den Unglückseligen (in der letzten Strophe) rasch auf der Straße die Menschen sammeln, wie er mit den Händen „suchtelt“, wie er die Augen weit, weit aufreißt. Das „schaut“ zuletzt statt „schau“. Es liegt in dem einen t.

Die Wirkung war die beabsichtigte: sie waren alle blaß geworden, selbst der Rittmeister Schwertle und der Assessor Streblein. Das hätte ich wahrhaftig nicht von Deutschen geglaubt.

Ich bin eben mit dem Buch „Über die beobachteten Erscheinungen auf der Oberfläche des Planeten Mars“ von Professor I. W. Schiaparelli fertig. So nüchtern und klar und sachgemäß der Verfasser spricht, hat mir doch diese Lektüre eine Welt geöffnet. Es wird mir immer überzeugender: Tout comme chez nous. Nur in anderer Erscheinung. Die Urstoffe sind überall die gleichen. Wie mögen, wenn dort überhaupt solche leben, die Geschöpfe aussehen? Hunger, natürliche Zuchtwahl, Leben und Tod: Tout comme chez nous. Aber wie sehen die Kerls dort aus? Vielleicht schon Ansätze von Flügeln? Wenn ich mir den dicken, prächtigen Rittmeister Schwertle oder den langen mageren (ängstlich nach der Kirchentür schielenden — sein Chef ist stark orthodor —) Assessor Streblein vorstelle mit Flügeln! Ob es dort auch Standesämter, Grüßmacher, historische Romane gibt? Oder nachgemachte Bronze?

Nachgemachte Bronze bringt bei mir starkes körperliches Unwohlsein hervor, ähnlich wie dies bei mir Bildruck-Wildertun. Über den Geschmack ist nicht zu richten. Viele, viele Menschen — gleich, ob sie Könige oder Kärner sind — können nachgemachte Bronze von wirklicher überhaupt nicht unterscheiden. Ihnen fehlt der Schönheitssinn und der Kunstsinne. Bei einem Oberpräsidenten fand ich einmal in seinem Arbeitszimmer eine Lampe: der Glasgriff hatte hellgelbe Farbe, der Ölbehälter hellgrüne, die Kuppel hellrosarote. Mein Gott, wenn die Oberpräsidenten auch Oberkunststrichter würden . . .

Das folgende schöne Gedicht von Julius Gesselfhofen fiel mir auf:

Ein Priester.

Der Pfarrherr, der zum Ärger des Kaplans
Ein Forscher ist in alter Sagenkunde,
Hat, als er graben ließ in seinem Garten
Nach eines Quells verborgner Wasserspende,
Ein heidnisch Bildnis an den Tag gefördert,
Das er für Czernibog, dem Düstern, hält,
Zu dem die alten Wenden einst gebetet.

Auf einem Block von Sandstein, der zur Fassung
Des neuen Brunnens schon herbeigefahren,
Ist das Idol einstweilen aufgestellt,
Um, wenns gereinigt erst von Sand und Moder,
Gesandt zu werden dem Museum, wo
Der alte Herr darüber schon berichtet.

Es ist ein trüber Nachmittag im Herbst,
Ein grauer Schleier hüllt den Himmel ein,
Der Wind rauscht durch die halbentlaubten Bäume,
Legt auf der Erde hin, den Riesensand wirbelnd
Und buntes Laub in totem Reigen drehend.
Trübsel'ge Stimmung liegt auf Feld und Garten.
Da kommt den Fußpfad her vom Eichenwäldchen,
Das an den Garten stößt, ein armes Weib.
Ein bleicher Gram liegt auf den weißen Zügen,
Die vormals schön, doch vor der Zeit gealtert.
Vor Wochen erst hat sie mit herbem Schmerze
Den hoffnungsvollen ersten Sohn begraben,
Und jetzt liegt auch der andre, noch gebliebne,
Darnieder an der tückevollen Krankheit,
Der Hoffnung bar und schon verlobt dem Grabe.

Der Pfarrer soll den letzten Trost ihm spenden.
Wie sie den weiten Garten jetzt durchschreitet,
Sieht sie ein graues Steinbild dort errichtet,
Mit düstrem zwar, doch würdevollem Antlitz,
Das rings ein langer dichter Bart umwallt.
Und da ihr kindliches Gemüt vermeint,
Daß hier ein Heil'ger seine Statt gefunden,
Sinkt leise schluchzend sie davor aufs Knie,
Und betet innig, daß die fromme Bitte
Des Unbekannten vor Gott-Vaters Throne
Ihr letztes Kind vor frühem Tod bewahre.

Der Pfarrer sieht von seinem Fenster aus,
Was vor dem Götzenbilde sich ereignet.
Er lächelt mild und freundlich vor sich hin,
Und harret geduldig, bis die Frau geendet.
Solch wahre Andacht, die aus tiefstem Grunde
Der Menschenseele quillt, ist Gott gefällig,
Selbst vor dem Blinde wahrnabangnen Glaubens.

Dann steigt er langsam in den Garten nieder,
 Tritt zu der Veterin und legt ihr sanft
 Die Rechte auf die Schuiter, also redend:
 „Kommt, Frau Marianne, betet in der Kirche
 Noch einmal für das Leben eures Kindes,
 Dann folg ich euch zu seinem Schmerzenslager;
 Vielleicht daß Gott der Mutter Flehn erhört.“
 Da bricht aus des Gewölbes dichtem Schleier
 Siegreich der Sonne lichter Strahl hervor,
 Glänzt um des alten Pfarrers grauen Scheitel,
 Küßt sanft das Antlitz des gequälten Weibes,
 Und streift sogar des Götzenbildes Züge,
 Die plötzlich wie verklärt dadurch erscheinen,
 Seit ihm der wahren Andacht Weihe ward.

* * *

Gestern kamen erregte Feldarbeiter auf den Hof. Ich hörte ihr Lärmen und Lachen. Auf meine Erkundigung erfuhr ich, daß beim Graben auf dem „Rosakenacker“, der den Namen von im Jahre 1814 hier begrabenem Asiaten trägt, eine Gruft geöffnet sei, in der ein Schädel mit einem Glasauge gelegen habe. Alles sei entsetzt davongelaufen. Ich machte mich sofort auf den Weg dahin.

Nach der Überlieferung soll ein russischer General damals auf Gadendorp beerdigt worden sein. Die Augustsonne stach in den zermahlten Erdhaufen, der die Gebeine zeigte. Im Schädel, dessen Gebiß (einem Pferdegebiß nicht unähnlich) völlig mit allen seinen blendend weißen Zähnen erhalten war, steckte rechts ein Glasauge. Seltsamer Anblick. Gab es denn zu jener Zeit schon Glasaugen? Es muß doch gewesen sein. Ich entfernte das gläserne Ding und nahm es mit. Es hat seinen Platz auf meinem Schreibtisch gefunden. Dankbar erzählt es mir dafür Geschichten aus Rußland, von Napoleon, Ney, Murat, Blücher . . .

* * *

Platen-Tag.

O wohl mir, daß in ferne Regionen
Ich flüchten darf, an einem fernen Strande
Darf atmen unter gütigeren Zonen!

Wo mir zerrissen sind die letzten Bande,
Wo Haß und Undank edle Liebe lohnen,
Wie bin ich satt von meinem Vaterlande!

✱

Was habt ihr denn an euerm Rhein und Ister,
Um neben dem Hellenenvolk zu thronen?
Journale, Zeitungsblätter, Rezensionen,
Tabak und Bier und Poltzeimintstier!

Die nie ihr kanntet jene zwei Geschwister,
Freiheit und Kunst, die dort in schönern Zonen
Aufs Haupt sich setzten der Vollendung Kronen,
Ihr haltet euch für Griechen, ihr Philister?

Gestümpert habt ihr bloß nach vielen Seiten,
Da Griechenland der Schönheit ewigen Schimmer
Auf alles Seiende gewußt zu breiten.

Was ist die Kunst, mit der ihr prahlet immer?
In einem Ozean von Albernheiten
Erscheinen einigte gentale Schwimmer.

✱

Dies Land der Mühe, dieses Land des herben
Entsagens werd ich ohne Seufzer mißsen,
Wo man, bedrängt von tausend Hindernissen,
Sich müde quält und dennoch muß verderken.

Zwar mancher Vorteil läßt sich hier erwerben,
Staatswürden, Wohlstand, eine Last von Wissen,
Und unsre Deutschen waren stets bestiffen,
Sich abzulagen und geplagt zu sterben.

Ein solcher darf zu keiner Zeit ermatten,
Er fördre sich, er schmetzle jeder Mode,
Und sei dabei, wo Glück und Macht sich gatten.

Mir, der ich bloß ein wandernder Rharsode,
Genügt ein Freund, ein Becher Wein im Schatten
Und ein berühmter Name nach dem Tode.

*

Wer wußte je das Leben recht zu fassen,
Wer hat die Hälfte nicht davon verloren
Im Traum, im Fieber, im Gespräch mit Toren,
In Liebesqual, in leerem Zeltverprassen?

Ja, der sogar, der ruhig und gelassen,
Mit dem Bewußtsein, was er soll, gebahren,
Frühzeitig einen Lebensgang erkoren,
Muß vor des Lebens Widerspruch erblassen.

Denn jeder heßt doch, daß das Glück ihm lache;
Allein das Glück, wenns wirklich kommt, ertragen,
Ist keines Menschen, wäre Gottes Sache.

Auch kommt es nie, wir wünschen bloß und wagen;
Dem Schläfer fällt es nimmermehr vom Dache,
Und auch der Läufer wird es nicht erjagen.

* * *

Immer nur werden Platens venetianische Sonette vorgeritten. Diese werden aber doch nur von denen genossen werden können, die Venedig sahen und — Kunstkenner sind; und von dieser Art Leuten gibt es bekanntlich wenig in Deutschland. Immer auch wird auf Platens Balladen hingewiesen. Platen aber hatte keine Ahnung von der Ballade; ihm fehlte jeglicher Zug und Muß und Murr dazu. Nun, „lispelt“ nur weiter „nächtlich am Busento“, ihr Deutschen! Die herrlichste, unvergleichlichste Ballade, die je gedichtet ist, schrieb ein andrer deutscher Graf, Graf Strachwitz: „Das Herz von Douglas.“

Platen reimte rein, und das können die Deutschen durchaus nicht leiden. Sofort werden sie mißtrauisch: das kann doch kein Dichter sein, der uns reine Reime schenkt. Mir ist ein unreiner Reim wie eine Ohrfeige. Deshalb wird

es mir auch so schwer, einen von mir zu den Höchsten geschätzten Dichter, Martin Greif, zu lesen. Seine Reime, ähnlich wie bei Mörike, Schiller, Goethe, sind geradezu Seelenmörder. Es ist mir eine Unerklärlichkeit. Ein Dichter muß doch starken Sinn für guten Klang und Schönheit haben; es muß ihm doch weh tun, ihn schmerzlich berühren, wenn er unrein reimt oder unreine Reime hört. Aber nein, es hilft nichts. Selbst Gottfried Keller reimt Erde und Gefährte.

Wenn die Deutschen nicht mehr Teufel auf Zweifel reimen dürften, führen sie ohne Zweifel zum Teufel.

* * *

Der Frühlingsabendhimmel war blaß wie gänzlich erloschene Liebe. Das ist kein Vergleich. Mir schnuppe. Und „et stimmt“, sagt der Berliner.

Ah, die Liebe. Die Herren der Schöpfung des Morgenlandes handeln vernünftig in der Liebe. Die Herren der Schöpfung des Abendlandes sind — Christen.

Die Liebe. An einem Vergnügungsort sitz ich unter weitstehenden schlaufen Buchen mit einem Mädcl, das ich erst seit kurzem kenne. Vor uns, noch im Schatten, steht ein kleiner, runder Tempel mit weißen Säulen, die ihn umstellen. Durch diese Säulen durch und rechts und links des Tempelhauses (es maskiert einen Tanzsaal) geht der Blick über eine im grellsten Sonnenlicht zitternde Ebene, die ein blinkerndes Flüsschen durchzieht. Hinter der Ebene, im blauen Duft, strebt das Hochgebirge himmelan.

Lauter fremde Menschen sind um uns. Keiner kennt uns.

„Kaffee, Bier, Wein, Limonade? Was willst du haben?“

„Bitte, Kaffee und Kuchen.“

Wir sitzen uns gegenüber. Ich muß lachen; sie muß lachen. Ich bin wie toll verliebt: sie ist auch zu reizend. Sie legt den Strohhut ab und streichelt sich das Haar zurück . . .

Nun ein Tanz im Tempel.

Was im Leben geht über den Walzer, mit der Geliebten eine Viertelstunde lang hintereinander getanz't? Was für eine Seligkeit geht dieser noch voran?

Und alle die fröhlichen, lustigen Menschen um uns.

Wir brechen auf, um ein andres Wirthshaus am Wege noch zu besuchen. Mit uns, wie zufällig, ziehen Unbekannte. Ein alter Herr, der ein wenig getrunken zu haben scheint, singt, während er seinen geschlossenen Regenschirm wie ein Tambourmajor im Marsche auf und nieder gehen läßt, auf dem Wege das ergreifende Lied:

O du schöne Adelheid
In dem rosa Seidenkleid,
O komm an meine Brust,
Du meines Lebens Lust.

Andre Gassenhauer folgen. Wir Alle, im Takte schreitend, singen mit . . . Und die Sonne, die Sonne ist überall . . .

* * *

Lenau-Tag.

In der Wüste.

Ist's nicht eitel und vergebens,
Lieben Freunde, saget an,
Durch den Wüstenand des Lebens
Sich zu wühlen eine Bahn?

Streut auch unser Fuß im Staube
Spuren aus von seinem Lauf,
Gleich, wie Geier nach dem Raube,
Kommt ein Sturm und frißt sie auf.

Einsam und in Karawanen
Treibt es nach dem Land der Ruh,
Und es flattern tausend Fahnen
Dort und dort der Ferne zu.

Wir auch wandern, vielverbündet,
Nach der Rätselterne aus;
Doch der Strahl der Wüste zündet
Sehnsucht nach dem kühlen Haus.

Zündet heißer stets das Sehnen
In die Gruft aus diesem Land,
Wo, nie satt, nach unsern Tränen
Lechzt herauf der dürre Sand.

Herbstklage.

Holder Lenz, du bist dahin!
Nirgends, nirgends darfst du bleiben!
Wo ich sah dein frohes Blühen,
Braust des Herbstes banges Treiben.

Wie der Wind so traurig fuhr
Durch den Strauch, als ob er weine;
Sterbeseufzer der Natur
Schauern durch die welken Gaine.

Wieder ist, wie bald! wie bald!
Mir ein Jahr dahin geschwunden.
Fragend rauscht es aus dem Wald:
Hat dein Herz sein Glück gefunden?

Waldesrauschen, wunderbar
Hast du mir das Herz getroffen!
Treulich bringt ein jedes Jahr
Welkes Laub und welkes Hoffen.

Der Schmerz.

Sie ließ sich überraschen
Von diesem Trauervort,
Und ihre Tränen waschen
Die rote Schminke fort.

Das Leben täuscht uns lange;
Du zeigst, der Schminke bar,
Des Lebens welke Wange.
O Schmerz, wie bist du wahr!

Der einsame Trinker.

„Ach, wer möchte einsam trinken,
Ohne Rede, Rundgesang,
Ohne an die Brust zu sinken
Einem Freund in Wonnedrang?“

Ich; — die Freunde sind zu selten.
Ohne Denken trinkt das Tier,
Und ich lad aus andern Welten
Lieber meine Gäste mir.

Wenn im Wein Gedanken quellen,
Wühlt ihr mir den Schlamm empor,
Wie des Ganges hell'ge Wellen
Trübt ein Elefantenger.

Dionys in Vaterarme
Mild den einzigen Mann empfing,
Der, gekränket von dem Schwarme,
Nach Eleusis opfern ging.

Der Kranke im Garten.

Noch eine Nachtigall, so spät?
Schon sind die Blüten längst verweht,
Der Sommer reist die Felder schon;
Und noch ein Frühlingstien?

O Lenz ward es dir offenbar,
Daß ich noch sterbe dieses Jahr?
Und riefest aus der Ferne du
Noch einen Gruß mir zu?

* * *

In der Kreisstadt hab ich einen Besuch zu erwidern.
Der Innimorgen ist so glanzvoll und staubfrei, daß ich selbst
fahren will. Ich also, in Zylinder und schwarzem Rock, sitze
auf dem Bock. Ich nehme den Waldweg. Nie habe ich eine
solche Freude gehabt im Selbstlenken wie in dieser Stunde.
Ein mir sonst unbekanntes Gefühl des Hochmuts überfällt
mich. Wie die spielenden, durch den die Zweige bewegenden
Wind entstehenden und ewig wechselnden Sonnenlichter

und Punkte und Pünktchen auf den vier Hellbraunen tanzen. Ein Gefühl unermesslichen Glückes kommt über mich. Freiheit, Freiheit! Keinem bin ich verpflichtet; Keinem, außer meinem Kaiser, bin ich Gehorsam schuldig. Ich kann tun und lassen, was ich will. Nur die Göttin der Vernunft darf mir mit dem Finger drohn: „Du, du, du, halt ein auf der Fettweide!“

„Herrenmoral!“ Dahin gehört in diesem Augenblick meine gesättigte Lust. Dahin gehört, gründlich materiell wie ich bin, jener immer sozusagen unbewußt durch alle Gedanken sichernde Gaumenkissel: Bei meiner Heimkehr esse ich frische Morcheln mit Krebsen, einen am Spieß gebratnen Hasen und trinke vorzüglichem Rotspohn.

Meine Fröhlichkeit geht aus meinen Fingern durch die Zügel auf die Pferde über. Ja, das tut sie. Die Pferde wissen, wer sie reitet und fährt . . . Und die Welt ist so schön, so ohne Kummer und Elend und Schmerz . . .

Schluchzt da einer? Schon seit einer Minute ist mirs so im Ohr. Wer denn? Wo denn? Ich dreh meinen Kopf zurück: Mein Diener sitzt da, wie er soll: er hat die Arme untergeschlagen. Unaufhörlich rollen ihm bei dieser eisernen Stellung die Tränen über die Backen. Mein neben ihm mitfahrendes Pinscherchen Cognac schaut ihn, so weit es die über die Augen fallenden Haare erlauben, von unten an.

„Nun, Heinrich, was ist denn?“

Und er, der sonst unter allen Umständen hochdeutsch geantwortet haben würde, erwidert mir plattdeutsch mit tränererstickter Stimme: „Min Mudder is düsse Nacht storbn.“ Dabei bleibt er mit untergeschlagenen Armen sitzen, in der Haltung, wie er hinter mir als gut eingeschulter Diener zu sitzen hat.

Und der kleine Pinscher Cognac hält noch immer den Kopf schief hinauf zu ihm. Nun wendet er ihn zu mir, dann wieder zu Heinrich, und wedelt wie in Verlegenheit; er weiß gar nicht, was das bedeuten soll . . .

Uhland-Tag.

Abschied.

Was klinget und singet die Straße herauf?
Ihr Jungfern, machet die Fenster auf!
Es ziehet der Bursch in die Weite,
Sie geben ihm das Geleite.

Wohl jauchzen die Andern und schwingen die Hüt,
Viel Bänder darauf und viel edle Blüt;
Doch dem Burschen gefällt nicht die Sitte,
Geht still und bleich in der Mitte.

Wohl klingen die Kannen, wohl funkelt der Wein;
„Trink aus und trink wieder, lieb Bruder mein!“
„Mit dem Abschiedsweine nur flehet,
Der da inuen mir brennet und glühet!“

Und draußen am allerlehten Haus,
Da gucket ein Mägdlein zum Fenster heraus;
Sie möcht ihre Tränen verdecken
Mit Gelbweiglein und Rosenstöcken.

Und draußen am allerlehten Haus,
Da schlägt der Bursche die Augen auf
Und schlägt sie nieder mit Schmerze
Und leget die Hand aufs Herze.

„Herr Bruder, und hast du noch keinen Strauß,
Dort winken und wanken viel Blumen heraus.
Wohlauf, du Schönste von allen,
Saß ein Sträußlein herunterfallen.“

„Ihr Brüder, was sollte das Sträußlein mir?
Ich hab ja kein liebes Liebchen wie ihr.
An der Sonne würd es vergehen;
Der Wind, der würd es verwehen.“

Und weiter, ja weiter mit Sang und mit Klang,
Und das Mägdlein lauschet und horchet noch lang:
„O weh! er ziehet, der Ruake,
Den ich stille gellebet habe.

Da steh ich, ach, mit der Liebe mein,
Mit Rosen und mit Gelbbeigelein;
Dem ich Alles gäbe so gerne,
Der ist nun in der Ferne."

Das Schifflein.

Ein Schifflein ziehet leise
Den Strom hin seine Gleise;
Es schweigen, die drin wandern,
Denn keiner kennt den andern.

Was zieht hier aus dem Felle
Der braune Weidgesele?
Ein Horn, das sanft erschallet;
Das Ufer widerhallet.

Von seinem Wanderstabe
Schraubt jener Stilt und Gabe
Und mischt mit Flötentönen
Sich in des Hornes Dröhnen.

Das Mädchen saß so blöde,
Als fehlt ihr gar die Rede;
Jetzt stimmt sie mit Gesange
Zu Horn und Flötenklange.

Die Rudrer auch sich regen
Mit taktgemäßen Schlägen.
Das Schiff hinunterfliehet,
Von Melodie gewieget.

Hart sitzt es auf am Strande,
Man treunt sich in die Lande:
„Wann treffen wir uns, Brüder,
Auf einem Schifflein wieder?"

Der Traum.

Es hat mir jüngst geträumet,
Ich lag auf steller Bödh;
Es war am Meeresstrande,
Ich sah wohl in die Lande
Und über die weite See.

Es lag am Ufer drunten
Ein schmuckes Schiff bereit,
Mit bunten Wimpeln wehend,
Der Ferg am Ruder stehend,
Als wär ihm lang die Zeit.

Da kam von fernen Bergen
Ein lust'ger Zug daher;
Wie Engel täten sie glänzen,
Geschmückt mit Blumenkränzen,
Und zogen nach dem Meer.

Voran dem Zuge schwärzten
Der muntern Kinder viel;
Die Andern Becher schwangen,
Musizierten, sangen,
Schwebten in Tanz und Spiel.

Sie sprachen zu dem Schiffer:
„Willst du uns führen gern?
Wir sind die Wonne und Freude,
Wollen von der Erde scheiden,
All von der Erde fern.“

Er hieß ins Schiff sie treten,
Die Freude allzumal.
Er sprach: „Sagt an, ihr Lieben,
Ist keins zurückgeblieben
Auf Bergen noch im Thal?“

Sie riefen: „Wir sind alle.
Fahr zu! Wir haben Gilt.“
Sie fuhren mit frischen Winden;
Fern, ferne sah ich schwinden
Der Erde Lust und Heil.

* * *

Eimm sagte mir neulich: „Du verschwendest dein Geld.
Du wirst nur Undank haben.“ Und hått ich nichts als Un-
dank, und tráf es nur Einen unter Tausenden, dem ich ge-
holfen håtte in Wirklichkeit, so ist mein Geld gesegnet ge-
wesen. Geld! Nun ja, wir müssen mit ihm umzugehen

wissen. Wenn wir Geld haben, lernen wir rechnen und können prahlen: seht, ich mache keine Schulden. Wenn wir arm sind, sind alle Ermahnungen zum Haushalten dummes Zeug. Soll ich etwa meine Millionen mit ins Grab nehmen? Immer weg damit! Glückliche Gesichter, glückliche Menschen machen; und nicht erst immer fragen: ist er auch meiner Hilfe würdig? Wäre ich denn einer Hilfe würdig im umgekehrten Falle? Nein, nein . . . Ach so, da sorgt ja auch mein knurriger, ewig mürrischer Rentmeister, Rord Windseil, für meinen Ventel. Dieser alte Geizhammel. Ich werd es nicht vergessen: Als ich wegen einer Torheit (bravo! für die Torheit d a m a l s ; jetzt würd ich sie mir nicht verzeihen) vor Jahren in Paris schnell 70 000 Francs brauchte und deshalb Auftrag an Rord Windseil nach Gadendorp telegraphierte zur Anweisung an Descamps, schrieb mir der Gute zurück: „60 000 sind genug.“ Und in der Tat, ich konnte nur mit Mühe 70 000 bekommen. Rord Windseil sorgt für mich . . .

Ich weiß nicht, wie lange es her ist; ich hatte irgend einem armen Schlucker geholfen. Am Tage darauf saß ich auf dem Dammtorbahnhof in Hamburg und las, sie in beiden Händen haltend, in einer großen Zeitung. Ich war so vertieft, daß ich einen Eintretenden in dem sonst leeren Wartesaal nicht bemerkt hatte. Aber als dieser mit dem Kellner zu sprechen begann, hörte ich die Stimme dessen, dem ich tags zuvor das Geld gegeben hatte. Er bestellte sich ein Diner von nicht wenig Platten und eine Flasche Rotwein. Hätt ich nun mich, aus meinem Blatte aufsehend, bemerkbar gemacht, wäre es eine Verlegenheit für ihn gewesen. Ich war also gezwungen, der unfreiwillige Zeuge seiner Essensbefriedigung zu sein. Und ich muß gestehn, es dauerte fast eine Stunde. Ich saß ruhig und las immer wieder dieselben Seiten, von der Reise des Lords Churchill nach Petersburg an bis Warners Safe Cure. Immer blieb mein Kopf hinter der papiernen Wand. „Sagen Sie, Kellner, hier steht Hecht mit Sauerfraut.“ „Zu dienen, mein Herr.“

Später: „Haben Sie noch von dem Lammrücken, den ich hier verzeichnet finde?“ „Zu dienen, mein Herr.“ „Bitte vorher noch Nierenschnitte mit jungen Erbsen.“ „Zu dienen, mein Herr.“ „Was können Sie mir für einen Pudding empfehlen? Bringen Sie mir portugiesischen.“ „Sehr wohl, mein Herr.“

Und wies ihm schmeckte. Und wie mir die Arme lahm wurden. „Bitte um einen Persiko.“ „Zu dienen, mein Herr.“ „Und halt, eine Ihrer besten Zigarren.“ „Zu dienen, mein Herr.“

Nun erhob er sich, knöpfte einen Westentknopf auf, trat an den Spiegel, zupfte sich zurecht wie zu allerlei andern kleinen Abenteuern, die man so nett ungethan in großen Städten haben kann, und sagte endlich mit nachlässiger Vornehmheit: „Macht?“ „Zwölf Mark siebzig, mein Herr.“ Anstandslos wurde die Börse gezogen. Der Kellner schien, nach dem Büchling zu urtheilen, den ich verstohlen beobachtete, höchst zufrieden mit dem Trinkgeld.

Ich war indessen beinahe ohnmächtig geworden von dem langen Stillsitzen, und fand große Erleichterung, als ich mich erheben konnte. Bis zum heutigen Tage freue ich mich, daß er mich nicht bemerkt hat. Und innige Befriedigung hab ich gehabt, daß es dem armen Teufel so gut geschmeckt hat. Wie lange mag der ein solches Mittagessen entbehrt haben.

* * *

„Die goldene Mittelstraße.“ Ein bequemes Wort für den Philister. Ich sage: Ein widerwärtiges, kaltes, feiges Wort.

*

Um das „Glück“ einzufangen, bedarf es immer großer Geistesgegenwart. Das Teilschen einer Sekunde warten, wenn es vorüberfliegt, heißt das Nachsehen haben.

*

„Vorgetan und nachbedacht,
Hat manchem schon groß Leid gebracht.“

Ach ja — — —

So fängt das Buch Esther an:

1. Zu den Zeiten Ahasveros, der da König war von Indien bis an die Mohren, über hundertundsiebenundzwanzig Länder,
2. Und da er auf seinem königlichen Stuhl saß zu Schloß Susan,
3. Im dritten Jahre seines Königreichs machte er bei ihm ein Mahl allen seinen Fürsten und Knechten, nämlich den Gewaltigen in Persien und Medien, den Landpflegern und Obersten in seinen Ländern,
4. Daß er sehen liesse den herrlichen Reichtum seines Königreichs und die köstliche Pracht seiner Majestät viele Tage lang, nämlich hundert- undachtzig Tage.
5. Und da die Tage aus waren, machte der König ein Mahl allem Volk, das zu Schloß Susan war, belben, Großen und Kleinen, sieben Tage lang im Hofe des Gartens am Hause des Königs.
6. Da hingen weiße, rote und gelbe Tücher, mit leinenen und schwarz-lachenen Sellen gefasset, in silbernen Ringen auf Marmorsäulen. Die Bänke waren golden und silbern, auf Pflaster von grünen, weißen, gelben und schwarzen Marmeln gemacht.
7. Und das Getränke trug man in goldenen Gefäßen, und immer anderen und anderen Gefäßen, und königlichen Wein die Menge, wie denn der König vermochte.

Ist das nicht eine Farbenpracht ohnegleichen?

* * *

Ich fand ein unendlich rührendes Gedicht von Karl Henckell. Tief menschlich. Es könnte Shakespeare oder Goethe als Urheber haben, so aus dem Leben ist es herausgeschrieben:

Das bejahrte Freudenmädchen.

Schlechte auf dunklem Flur. Schlechte grauen Gram. Bin ja, bin ja nur eine alte Hur; habt mich für Geld. Kenne auf der Welt keine Scham — ein Tier!

War doch auch ein Kind, rein wie Ihr; las in dem Angebinde, dem Samtbresler: Herr Gott, dich loben wir. — Bin wie Ihr gesprungen zu Spiel und Tanz, habe so hell gesungen auf sonniger Halbe: Wir winden dir den Jungfernkranz — Jungfernkranz! — mit vellchenblauer Selbe. .

Schlechte auf dunklem Flur, häßliche alte Hur: gehorsamer Diener! gehorsamer Diener! — Gott!! — — Mütterchen, was sagt der liebe Gott? „Beten, beten.“

Heißa, heißa, hopsassa! Sa la la . . . hopsassa! Schöner, grüner, schöner grüner Jungfernkranz! — — — mir wird schlecht. — Hunger — Brot! Brot! Liebste für'n Lumpengeld, ist doch ne elende Welt! — O laß ich tot! . . .

*

Ich habe endgültig beschlossen, eine Sammlung der Dichter herauszugeben, die nach 1880 an die Öffentlichkeit getreten sind. Es wird eine Riesensarbeit werden. Aber frisch daran!

* * *

Mein Vater war auf einem unsrer dänischen Güter in Jütland geboren, meine Mutter die Tochter eines russischen Fürsten; die Mutter meines Vaters stammt aus Westindien, die Mutter meiner Mutter war eine Sizilianerin. Sonderbarer Blutmischmasch. Ich bin fest überzeugt, hätte mein Vater eine Dame aus dem Landesadel geheiratet, hätte ich mich — aber dann wär ich als „Ich“ ja nicht geboren — mehr für Yorkshire-Rasse und Engenburger Rindvieh begeistert. Ein Schaf, einen Stier, ein Tier überhaupt schau ich mir vom Schönheitsstandpunkt an. Daß mich meine Landschaft in die Körungs-Kommission gewählt hat, ehrt mich wie sie. Punktum. Bei dem Worte Tier fällt mir das indische Mitleid ein. Indisch nenn ich deutsch.

Ripen in Jütland und Palermo und Prag sind für mich die drei Städte, in denen ich am liebsten, wenn ich mich überhaupt in den Mauern einer Stadt aufhalten muß, verweile. Ich habe in ihnen mehr als zehnmal wochenlang gewohnt. Sonderbare Schwärmerei. Es mag daher kommen, weil dänisches, tschechisches und sizilianisches Blut in mir kreist. Und nun: die braune, harte, düstere Nordsee bei Ripen, das italisch-himmelblau Meer und mein altes, herrliches Prag.

An der jütischen Westküste hab ich oft gestanden und den rothaarigen wilden Seekönigen nachgeschaut, und ihren langen Booten, die oft von hundert und mehr Schiffsflaven im gleichen Takt gerudert wurden. Auch sah ich sie wieder, bentebeladen, zurückkehren.

Einmal, als der Raubzug besonders nach Wunsch und Willen ausgefallen war, opferten sie, unmittelbar nachdem sie ihre Langboote verlassen hatten, hart am Ufer. Eine lange Stange, auf der oben, wie die Adler bei den Römern, ein kleiner bronzener Göze befestigt war, wurde so wuchtig in den Strand sand eingerammt, daß die zerbröckelten Muscheln weit in die Runde sprigten. Der kleine Göze zeigte eine abscheuliche Frage. Zwei große, aus einem reichen Kreuzifir gestohlene Edelsteine, von denen der eine in roter, der andere in blauer Farbe blühte, stakten ihm in den Augenhöhlen, wie zwei Mandeln in einem Honigkuchen. Das Maul war breit gezogen in jenem bekannten schändlichen Lächeln.

Die Feierlichkeit wurde eingeleitet durch eine ohrenbetäubende Musik. Der Seekönig erschien. Rotgelbe Locken fielen dem jungen Herrn um die Schultern. Er konnte zwanzig Jahre nicht überschritten haben. Trüb und mißmutig stierte er vor sich hin. Seine Krieger, wenn er bei ihnen vorüberging, schlugen ihre Hämmer an die Schilde. Das gab einen unerhörten Lärm. Der Häuptling grüßte weder rechts noch links. Er war seinem Volke ein Gott. Nur den Gözen hatte er noch über sich. Dem Könige folgten seine Weiber in ehrerbietiger Entfernung. Die Lieblingsfrau der letzten Tage — die Majestät fand Abwechslung amüsant — hatte insofern den Vorrang, als sie den anderen vorausgehen durfte. Es war ein sehr junges, zartes, blasses, pycheartiges Geschöpf mit blonden Haaren und verschleierten blauen Augen. Die mit blauem Band durchflochtenen Flechten trug sie, wie die Polinnen, um den Kopf geschlungen. In der Rechten hielt sie, wie einen Lilienstengel, einen Pfauenwedel. Sie machte das albernste Weibergesicht, das ich je gesehen habe.

Als Alles im Kreise den Gözen umstand, wurde dieser aus der Erde gerissen und mußte eine Verbeugung vor dem Könige machen. Dieser küßte ihm die beiden Edelsteine. Ein markerschütterndes Jubelgeschrei erhob sich von allen Seiten. Die Schilde rasselten, die Tamtams dröhnten. Der Göze

wurde wieder eingerammt. Darauf kam ein Schweigen. Die Majestät, mit den gleich langweiligen Zügen, lagerte sich. Daß er Mißmut, Gleichgültigkeit, Unempfänglichkeit, Übersättigung zeigen mußte, brachte seine Würde mit sich. Hinter ihm kanerten sich seine Weiber nieder. Die Lieblingsfrau wagte sich an ihn heran. Als sie sich aber in ihrer Siegesfreude, natürlich um vor den andern zu prahlen, seiner Schulter näherte, stieß er sie, ohne daß er sich wandte, unsanft zurück.

Bald begann zwischen dem König und dem Ufer der Kriegstanz: wild bewegte er sich hin und her. Die Abendsonne brach durch riesige, schwammige, schwarze Wolken und übergieß mit feuerroten Lichtern die lebhaften, hüpfenden, dunklen Wellen der See, die tanzenden Krieger, den immergleich sich zu langweilen scheinenden König, das süße Lieblingsweib mit den albernem Lippen, die übrigen Königsfrauen, und endlich den kleinen bronzenen Götzen mit den Edelsteinaugen. Allmählich senkte sich die Nacht; von Fackeln begleitet, trat der ganze Zug den Weg ins Land an . . .

Doch was ich schreiben wollte eigentlich: deshalb bin ich vielleicht so gern im alten Ripen, weil ich von dort nicht nur den Zug nach England unter Hengst und Horst abfahren sah, auch weil ich Zeuge des Abschieds des ersten Normannenheeres war, das sich nach Frankreich einschiffte. Von dort ging ein Teil dieser nordischen Männer nach Sizilien und wollte ein Weltreich gründen. Robert Guiskard . . .

Weshalb doch Heinrich Kleist dreimal seinen Robert Guiskard verbrannte! Wir wissen von dem Dichter, daß er mit dem Drama nie zufrieden war. Welche Fülle von Geist, welche Fülle von Wildern und herrlichen Vergleichen sind damals von den Flammen verzehrt worden. Nur der Anfang des ersten Aktes ist auf uns gekommen. Weshalb konnten Tieck und Wieland Robert Guiskard nicht retten?

Wie niederträchtig und bodenlos gemein hat die Kritik Heinrich von Kleist zu seinen Lebzeiten behandelt. Diese Vengel! Diese Affen! Diese Kanalien! Die niemals über-

haupt auch nur die blasseste Spur haben, was wirkliche Poesie heißt, wer ein wirklicher Dichter ist. Was Wilhelm Jensen mit großer Feinheit über Storm gesagt hat, könnte, in veränderten Umständen, auch über Kleist gelten: „Es liegt in der Art unserer Zeit und der in ihr Lebenden, daß die eigentliche dichterische Bedeutung Theodor Storms nur von verhältnismäßig Wenigen, selbst seiner eifrigsten Bewunderer, erfaßt worden ist.“

Heinrich von Kleist, der seinen „Prinzen von Homburg“ der Prinzessin von Dranien überreichte, erhielt von dieser zwei, schreibe zwei, Dukaten. Ein Douceur für einen Kammerdiener. Prinzeß oder Schneiderstochter verstehen allerdings in Deutschland, in den meisten Fällen, gleich wenig, was e c h t e Poesie ist. Nicht, daß Deutschland seinen großen Dichter Heinrich von Kleist verhungern ließ, ist zu rügen, denn es geht einmal nicht anders in unserm Vaterlande; aber daß Deutschland ihn so schmähschlich verkaufte, ist empörend.

Fürst Hardenberg behandelte den unglückseligen Dichter wenig schön. Freilich: ein Bureaukrat, und einen Dichter verstehen! Das ist so ein Unterschied wie zwischen einer Rechenmaschine und einer Rose.

Nur der gutmütige, wahrhaft väterlich liebevoll denkende König Friedrich Wilhelm III. muß eine Ahnung von der Größe Kleists gehabt haben, als er kurz vor dessen Tode ihm wieder eine Stelle anbot. Das wollen wir Deutschen dem edlen Könige nicht vergessen!

* * *

Im Juli 1886 hatte ich mir durch einen ausgezeichneten Leiter eine tüchtige Theatertruppe erworben, um im Gadenborper Park an der Stelle, wo ich noch heute die alten Bühnenwände, die dort im Dorn verschnitten sind, aus liebevollem Gedächtnis an die Versailler Zeit des vergangenen Jahrhunderts erhalten habe, Shakespeares „Antonius und Kleopatra“ mir darstellen zu lassen. Es geschah an einem

trocknen Sommertag. Jede der siebenunddreißig Veränderungen kündete, wie in elisabethanischer Zeit, ein in die Farben meines Hauses gekleideter Herold. Ich hatte in dem Stücke nicht eine Silbe gestrichen. Alles wurde unverfälscht, wie der größte Dichter sein Stück geschrieben hat, gegeben. Um nicht die albernen, törichten, blödsinnigen Bemerkungen und lächerlichen Ausrufe meiner Nachbarn und der Menschen überhaupt hören zu müssen, war ich der einzige Zuschauer und Hörer. Den Proben hatte ich nicht beigewohnt; nur — ich ließ von zwei bis fünf Uhr nachmittags spielen — am Morgen das Drama noch einmal für mich, ungestört, in einem Zuge gelesen. Ich hatte einen Doppelgenuß. Die Erzählung von der Flucht Kleopatras und dem Folgen Antoninussens in der Seeschlacht bei Actium wurde vorzüglich gesprochen:

Enobarbus.

Wie schaut das Treffen?

Scarus.

Auf unsrer Seite wie gebeulte Pest,
Wo Tod gewiß. Die Schandmähr aus Ägypten,
Der Auszug treffe sie! — In Kampfes Mitte,
Als Vortell wie ein Zwillingpaar erschien,
Sie beide gleich, ja älter fast der unsre, —
Die Brems auf ihr, wie einer Ruh im Junius, —
Stißt alle Segel auf und fliebt.

Enobarbus.

Ich sah's;
Mein Blick erkrankte, wies geschah; nicht konnt ich's
Ertragen mehr zu schaun.

Scarus.

Sie kaum gewandt,
Als ihres Zaubers edles Wrad, Antonius,
Die Schwingen spreitend wie ein kränztiger Grpel,
Die Schlacht verläßt auf ihrer Hüh, und fliegt
Ihr nach — —

Bravo! alter Shakespeare. Es war dir gänzlich gleichgültig, ob du eine besondere „Schönheit“ sagtest oder nicht, wenns nur charakteristisch getroffen. Und nicht nur charakteristisch, sondern unvergleichlich herrlich ist das Bild: Ente und brünstiger Enterich.

Die Bühne im Garten konnte ich nicht als zulässig gelten lassen; ich war nämlich mehr und mehr (oder „voll und ganz“, wie das scheußliche Schlagwort der Deutschen zur Zeit heißt) für den Gedanken eingenommen, das alte Theater im Apollo-Saal des Schlosses umbauen zu lassen. Als Alles beendet war, nahm ich für vier Wochen die Mitglieder des Berliner Shakespeare-Theaters, in ihren Ferien, zu mir. Ich ließ Dramen von solchen zeitgenössischen Dichtern zur Darstellung bringen, denen es bisher nicht gelungen war, ihre Stücke auf die Bretter zu bringen. Es wurden gegeben: Karl Bleibtreus „Schicksal“. Conrad Albertis „Brot“. Julius Harts „Der Sumpf“. Heinrich Harts „Sedan“. M. G. Conrads „Firma Goldberg“. Kammers „Tarquin“. Wilhelm Walloths „Johann von Schwaben“. Max Halbes „Ein Emporkömmling“. Villencroux „Die Merowinger“. Von Bartels „Johann Christian Günther“.

Eckernsund sowie meine Dörfer und Gutenachbarn bildeten die Zuschauer. Ich hatte die genannten Dichter, und wer sonst von Schriftstellern und Literaten Lust hatte, mein Gast auf einige Wochen zu sein, eingeladen. Es kamen viele, und wir hatten die fröhlichsten, angeregtesten Tage. Das nahe Eckernsund mußte zwar — und der „grüne Elefant“ wünscht sich oft solche Wiederholungen — die meisten beherbergen. Ich hatte sie, da ich nicht Alles bei mir in Gadendorp unterbringen konnte der großen Anzahl wegen, dort einquartieren müssen. Tag und Abend aber waren wir in Gadendorp zusammen. Nächstes Jahr will ich mir ähnliche frohe Stunden verschaffen. Mein Zweck ist der, den jungen Dichtern, deren Stücke nicht auf den Bühnen Eingang gefunden haben, eine Freude zu machen, und vor allem: Deutschland auf sie aufmerksam zu machen. Die Professoren

und Akademiker rümpfen wohl hochmütig die Nase und schielen höhnisch unter ihren Nachtmützen nach Gadendorf: „Laßt sie sich nur anstoben; es ist doch nichts mit ihnen.“ Aber ich merke, ich rege mich auf. Ich habe Lust, nach Poggfred zu fahren. Ich werde nichts mitnehmen. Ich will einige Tage nichts lesen; keine Menschen, selbst nicht meine guten, trenen, soliden, nüchternen Schleswig-Holsteiner sehen. Auf nach Poggfred!

* * *

Poggfred, Juli.

Wie oft hat mich Tante Aurelie gefragt, weshalb ich dem Jagdhäuschen keinen andern Namen gäbe, z. B. Beilchental. Dies würde die Regierung gern genehmigen. Zum Ruckuck auch: Beilchental. Nein, Poggfred bleibt der Name, der Jahrhunderte alt ist. Hier soll vor langer Zeit ein Einsamkeit suchender Besitzer von Gadendorf das bescheidne Häuschen gebaut haben. Die Felder, das Gelände um dies Haus, heißen schon in alten Urkunden von 1273: Poggfred (Froschfriede). Wie? und nun sollte ich diesen wundervollen alten Namen etwa in Beilchental oder Liliengrund umtaufen lassen? Haben die Menschen denn — natürlich Tante Aurelie voran — nicht einen Schimmer von Poesie?

Zwei Zimmer mit einem Balkonchen hab ich oben, zwei Zimmer und eine Küche für meinen Diener — ich habe diesmal meinen alten Vertouch zu Hause gelassen und Marks mitgenommen — unten. Marks kocht.

Meine Aussicht sind Felder, von Ruicks eingerahmt, Wiesen mit weidendem Vieh; eine Aue fließt munter meinem Fußfolum vorüber, das ist Alles. Ganz in der Ferne Wälder und die Nordsee. Auf eine Stunde ringsum keine Menschenseele. Ah, ah — — —

Ich sitze auf dem Balkon. Er liegt nach Osten. Die

Nachmittagssonne brütet. Ich sitze im Schatten. Ein Kohlweißling fliegt eben vorüber. Wenn wir Menschen alle in den Himmel kämen, und wir Menschen hätten Schmetterlingsgestalt: mit wie lädierten (das Fremdwort muß ich hier brauchen) Flügeln kämen wir oben an. Jede Stunde risse und zerknitterte an ihnen. Und der sanfte Staub, darf ich hier Seelenstaub sagen, wie schnell ist der abgestreift.

„Du läßt nicht von der Sünde; wohl aber läßt die Sünde von dir.“

Herzog von Carcaffeucauld.

* * *

Haus Gadendorp.

Ich besuchte Tante Aurelie. Sie wohnt wieder „ihre zwei Monate“, wie sie es nennt, auf Schloß Moorhude. Da läßt dieses bössartige Frauenzimmerchen ihren Besuch durch zehn, sage zehn, Zimmer, deren Türen alle geöffnet sind, auf sich zukommen. Sie sitzt im ersten in der Mitte auf dem Sofa und paßt nun auf die Angemeldeten. Diese zehn Zimmer läßt sie jeden Morgen zwei Stunden lang bohnen, daß sie die Glätte des fabelhaftesten Glatteises haben. Ein tausendjähriger Oberzeremonienmeister selbst müßte hier die Beine brechen. Wie auf Schlittschuhen trifft man endlich bei ihr ein.

Sie hatte zwei allerliebste gewaschene, mit blauen Seidenhalsbändchen gezierte Ferkelchen um sich, denen sie Gummibälle und Strickknäuel hinwarf. Es war drollig anzusehen. Und ihr siebzigjähriger Kammerdiener: sein Lächeln zu schauen.

Sie lud mich zum Mittagessen ein. Landrat v. Birkenbusch käme; Generalsuperintendent Tieffstim; Baron Schwynkuhlen; Missionar Schwarzhaupt, der eben aus Togo angekommen sei. Es solle ein Missionsfest auf Moorhude verabredet werden. Ich empfahl mich mit dem lebhaft-

testen Bedauern; ein Gastfreund aus Smyrna habe sich bei mir zu Tisch angesagt.

Das Tantschen drohte mir mit dem Finger und sagte mir, daß sie zur Strafe für meine Unart nächsten Sonntag in Gadendorp vorfahren wolle, um mich zur Kirche nach Moorhude abzuholen; der junge Pastor Eifrig halte seine erste Predigt.

Auf dem Rückweg ging ich mit abgezogenem Strohhut durch den Wald. Die starke Schwüle preßte mir Schweiß auf die Stirn. Der Wind konnte nicht den Holzbrand durchbrechen. Ich blieb stehen: ein Klatschen, wie von spielenden Wellen, drang an mein Ohr: ein mir seit meinem ersten Erinnernkönnen bekanntes Klatschen. Ich weiß es, in fünf Minuten schau ich die See vor mir. Mein Schritt bleibt der gleiche. Der Weg neigt sich ein wenig. Das Geräusch der spielenden Wogen wird stärker. Leise Windfächer kommen; aber immer noch dringt der Schweiß mir auf die Stirn, muß ich mein Taschentuch zum Betupfen gebrauchen. Nun noch zwanzig Schritte, ich trete gleichsam wie aus einer Schachtel hinaus — und vor mir liegt die blaue Ostsee, blendend, glitzernd bis in die Unendlichkeit, im grellsten Sonnenlicht. Ein angenehm kühlender Wind umweht mich. Ich brauche mein Tuch für die Stirn zum letztenmal, und setze meinen Hut wieder auf. Schifflos, wolkenlos, mövenlos — nur das Meer, das Meer. So heiß ist es, daß die Sonne einen eben noch bespülten Uferstein, eine von der Welle verlassene Muschel sofort trocknet. Dann spielt wieder ein Wellchen heran . . .

* * *

Ich hatte im „Grünen Elefanten“ in Eckernsund gegessen. Wir waren sieben Gäste am Tisch gewesen. Keiner kannte den andern. Von gegenseitiger Vorstellung war nicht die Rede. Wir waren sieben Schleswig-Holsteiner, und so aßen wir denn in unerschütterlicher Ruhe unser Diner bis

zum Käse „herunter“, ohne daß ein einziges Wort gefallen war. Wir waren eben sieben Schleswig-Holsteiner . . .

Ich hatte meinen Wagen nach Gadendorp vorausgeschickt, um an dem schönen Tage zu gehen. Im Durchschreiten Eckerusunds hatte ich zwei reizende Bilder:

Aus einem Heckenweg trat eine mir unbekannte, gut und geschmackvoll gekleidete, junge Bürgersefrau heraus; sie war stattlich, hatte etwas echt Mutterhaftes. Vor ihr gingen vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen, etwa im Alter von acht bis zu vierzehn Jahren, in einer Reihe. Mutter und Kinder trugen je einen großen Farnbüschel in der Rechten, wie Palmenzweige. Ich sah lange, lange diesem Himmelsfrieden nach.

Gleich darauf, am Strande, fand ich einen alten Fischer auf einem Stein sitzen. Er spielte die Harmonika. Nach den Klängen dieser tanzten zwei sechs-, siebenjährige blonde Mädchen sehr artig. Sie hatten sich Hand an Hand gefaßt; und zierlich, wie ich es nur in Aegypten gesehen, ruhig machten sie die Schritte. Es war ein entzückendes Bild: der alte, stille, glücklich lächelnde, spielende Großvater, und die beiden aschblonden Bopfschen. Friede, Friede sei mit euch.

* * *

Professoren der Syntar und des Parallelepipedons, Poesie beurteilend . . . Das kommt nur in Deutschland vor.

* * *

Glimmende Liebe — — —

* * *

Ich hatte vor Jahren das Glück und die Freude, von Freunden aufmerksam gemacht, einem am Hungertuch nagenden Dichter helfen zu dürfen; natürlich gründlich helfen zu dürfen, denn ein Almosen zu geben ist ebenso hochmütig, wie es keine Wirkung haben kann.

Der Betreffende hat längst Alles an Rord Bindseil zurückgezahlt. Er steht deshalb in meines Rentmeisters Augen als ein ehrlicher Mann da. Rord Bindseil war zeitweise so ausgebracht über die Summen, die ich, wie er sagte, dem Moloch der Poesie als Opfer brächte, daß er heimlich nach Hornheim*) fuhr, um dort Rücksprache mit dem Leiter zu nehmen. Ich erfuhr es bald darauf, hab es ihm aber selbstverständlich nicht übel genommen. Über solche Kleinigkeiten muß man im Leben hinwegsehn, lächeln. Nebenbei gesagt: wie stehen wir im Leben mit einem Arm schon in der Zwangsjacke, wenn es einem unsrer geehrten Mitmenschen gefällt, uns heimlich anzuklagen, daß wir Handlungen begingen, die nicht zu verantworten wären. Ein schauerlicher Gedanke.

Von diesem Dichter hatte ich Gelegenheit, zur Kenntniß zu gelangen, was und wie er gelitten. Er sandte mir später einen Auszug aus seinem Tagebuch, aus dem ich Entsetzliches erjah:

„Daß ich hungern mußte, habe ich immer ertragen. Ich sagte mir, daß es nicht anders möglich sei in Deutschland, ehe man sich als Schriftsteller durchgebissen hat; daß es vielen Anderen auch so ergangen sei. Böse aber war es, daß die Gerichte mir bei den Pfändungen mein Handwerkszeug fortnahmen, meine Nachschlagebücher und Lexika. Jedem Schuster, jedem Schneider im Vaterlande wird, bei Pfändungen, das zum Leben Notwendigste gelassen durch das Gesetz. Der Dichter macht eine Ausnahme; es werden ihm die Hilfsbücher genommen. Als es anfang, mir besser zu gehen, konnte ich jahrelang nicht vorwärts kommen, weil nach jeder Rezension, nach jeder Kritik über Bücher von mir, mochten sie (die Kritiken) gut oder schlecht sein, die Gläubiger mit erneuter Wut und verstärktem Eifer über mich herfielen und mich peinigten. Ich zitterte, wenn ich Beurteilungen über meine Schriften las; ich wußte, daß mir wenige Tage darauf eine Klage überreicht würde.

*) Berühmte Irrenanstalt bei Kiel.

„Auch das wußte ich, daß die Menschen, die jetzt meiner Armut wegen nicht mit mir umgehn mochten, später prahlen würden: Ja, ja, den hab ich genau gekannt, das war mein Duzbruder.

„Das, was ich als das Teufelischste in jener jahrelang anhaltenden Zeit habe durchmachen müssen, war die ewige Not, der ewige Mangel an Postmarken. Das ist nicht zu sagen, wie schmerzlich es ist. Da liegen notwendig abzuschickende Briefe, Manuskripte, Pakete: und sie können durchaus nicht weg . . .

„Als mein erstes Drama zum ersten Mal aufgeführt wurde, hatte der Intendant die Liebenswürdigkeit, mich einzuladen. Ich mußte unter irgend einem Vorwande absagen. Ich hätte keine fünf Mark aufbringen können, geschweige denn die dreihundert Mark, die Fahrt und Aufenthalt mich gekostet hätten. Statt daß ich in der Loge des Intendanten saß, ging ich, bei starkem Unwetter, um sieben Uhr abends, zu dem vor der Stadt wohnenden Gerichtsvollzieher, um mit diesem, der in dienstlichen Angelegenheiten mein täglicher Besuch war, etwas in Ordnung zu bringen. Ehe ich sein Haus erreichte, geriet ich in der Dunkelheit in eine Dornenhecke und zerriß mir Gesicht und Hände. Während im selben Augenblick Hunderte von Menschen ihre Operngläser auf die Bühne richteten, wo mein Stück gegeben wurde, arbeitete ich mich, aus Hunger und Schwäche kaum mehr leben könnend, mit Anstrengung aus den Dornen heraus. Blutend traf ich bei dem Exekutor ein. Diesem muß ich hier herzlichen Dank aussprechen: er blieb stets freundlich, blieb immer ein Mensch. Als ich wegging von ihm, entlich ich drei Mark. Er war der Einzige, der mir in jener Zeit Geld vorschoss: ein strenger Gerichtsvollzieher einem deutschen Dichter! Mit den drei Mark wußte ich, was ich ausführen wollte: mich sinnlos betrinken. Ich, der ich nie oder selten über den Durst in den Krug sehe, ging an jenem Abend (ein Regen hatte unterdessen eingesetzt und durchnäßte mich tüchtig, und kaum war der heftige Wind imstande, meine

flatternden Kleider zu trocknen, so unaufhörlich goß es vom Himmel ins Wirtshaus und trank, bis ich bewußtlos wurde. Noch weiß ich den Anfang dieser Orgie: an meinem Tische saßen zwei Handlungsreisende und erzählten sich Klapphornverse. Mein Stück ging währenddessen, mein Stück, an dem ich begeistert geschrieben hatte, über die Bühne in einer fernen Stadt. Der Dichter, zerkrast, krank, verhungert, verelendet, durchnäßt, trank, trank, trank, bis er unter den Tisch sank."

Ich war erstarrt, als ich diesen Tagebuch-Auszug gelesen hatte. Ich glaube, wenn ich nur einen Tag hungern müßte, würd ich Sozialdemokrat, schlage Menschen tot, raubte, was ich bekommen könnte, um mich satt zu essen.

Mein Dichter ist jetzt wohlhabend; er ist „Schriftsteller“ geworden und hat seine sechzigtausend Mark jährlich. Er schreibt für den großen Pöbel; er schreibt vier, fünf, sechs Romane in einem Jahre, genau nach der Vorschrift der Familienblätter. Er „arbeitet“ von morgens acht Uhr bis nachmittags vier Uhr täglich. Er ist ein Liebling der Deutschen geworden, also albern, sehr „sittlich“, völlig blutlos und marklos; mit einem Wort: ein Liebling der Deutschen.

Und das ist auch die Gefahr für deutsche Dichter: Sieht ein Genie oder Talent, nachdem es sich jahrelang mit reiner Seele der Kunst geweiht und — keinen Erfolg gehabt hat, daß es mit der Schleudermare sofort „geht“, setzt er sich hin und schmiert Poffen und Romane, Novellen; und das Geld fließt nur so . . . Er sagt sich: Was hab ich davon, daß ich nach meinem Tode auf dem Sockel stehe? Jetzt will ich Geld haben, Geld, Geld, Geld, um zu genießen, zu genießen, zu genießen. Und er wird Schriftsteller für den deutschen Lesepöbel. Bald ist er ein angesehener, wohlhabender Mann. Seine Ware wird viel verlangt.

Der Dichter, der mir Auszüge aus seinem Tagebuch zu senden die Güte hatte, war mir von Hause aus nicht recht als Dichter erschienen; es fehlte ihm das unerklärbare Kenn-

und Kernmal des Dichters. Trotzdem aber hatte ich geglaubt, daß aus ihm etwas werden könnte. Statt dessen schreibt er jetzt für Zeitungen und Familienblätter.

* * *

Über das tiefste Wesen eines echten Dichters ist eine Erklärung nie möglich. Goethe schrieb das Unerreichbarste Deutsch; die Gedichte seiner Jugendjahre werden von keinem Dichter je „nachgeahmt“ werden können. Diese Freude, dieser Puls, dies Jauchzen, diese überquellende Dankbarkeit, wenn er glückliche Stunden genossen hatte; dies Entzücken dann. Shakespeare und Kleist gaben uns den Vergleich, das Bild. Daran namentlich ist auch ein wirklicher Dichter zu erkennen. Das „gewöhnliche“ Publikum achtet nicht auf die Schönheit des Vergleiches, des Bildes; es k a n n diese Schönheit nicht verstehen, es fehlt ihm der feine Sinn dafür.

Hebbel war ein noch gewaltigerer Lyriker geworden, hätte er — ich bitt um Entschuldigung — weniger Verstand besessen. Ein durchdringender, grübeluder, zersetzender Verstand verhindert, den Thron eines Lyrikers besteigen zu können.

Bei einzelnen Dichtern und Schriftstellern les ich es genau: ganze Seiten, lange Sätze sind zuweilen nur für einen Einzigen geschrieben, den der Verfasser glühend haßt oder glühend liebt. Er erleichtert sein Herz auf diese Weise; er bestraft kalte, hochmütige, alberne Menschen, die ihn gekränkt, ihn von oben herab angesehen haben. Ich fühls, welche Wonne es ihm gewesen sein muß, sich ausschreiben zu können. Solche Stellen kann jeder bei aufmerksamem Lesen eines wahren Dichters leicht finden. Schlagt Goethe, Kleist, Shakespeare, Fontane, Storm auf . . . Ich liebe solche Dichter, die, um im Literatenkauderwelsch zu sprechen, eine „kleine Gemeinde“ haben.

* * *

Voggfred, August.

Über dem schlafenden Schleswig-Holstein liegt eine herrliche Sommernacht. Es ist eine Nacht, von der Eichendorff sagt:

Sie singen von Marmorbildern,
Von Gärten, die überm Gestein
In dämmernden Lauben verwildern,
Palästen im Mondenschein,
Wo die Mädchen am Fenster lauschen,
Wann der Lauten Klang erwacht,
Und die Brunnen verschlafen rauschen
In der prächtigen Sommernacht.

Der alte gute deutsche Freiherr mit dem treuen Königs- und Volksherzen. Sein Name wird unser Vaterland begleiten bis in seine letzten Tage. In Eichendorff war kein Falsch. Bis auf den Grund deutsch war er wie Uhland. Uhland und Eichendorff bleiben mir für immer aus Herz gewachsen.

Am heißen Nachmittag, als ich in Stendhal las, flog eine Fliege durchs Fenster zu mir. Es war nicht die gewöhnliche Zimmerfliege, auch nicht jene, die sekundenlang still zu stehen scheint, um dann mit großer Schnelligkeit fortzuschließen. Es war eine Fliege, wie ich sie nie gesehen hatte. Meine Fliege flog, ganz bestimmt mit unnennbarer Grazie wie eine Fee, wie eine Sylphide, wie eine Tänzerin vor mir hin und wider. Sie tanzte ganz bestimmt vor meinen Augen. Sie war, das weiß ich ganz bestimmt, Tänzerin am Stadttheater in Mainz gewesen. Die ganze Fliege, dies putzige Ding, hatte ziegelrote Farbe mit schwarzen Ringen. Und sie tanzte, tanzte, tanzte . . . Und ich legte Stendhal beiseite, und sah ihr lächelnd, ja zuletzt entzückt zu . . . Und sie tanzte, tanzte, tanzte, und dann hörte ich ein feines Stimmchen: „So, Herr Graf, nun haben Sie mich genug bewundert. Es hat mich gefreut, Sie einmal wieder gesehen zu haben. Erinnern Sie sich noch? Ich empfehle mich Ihnen. Es geht

mir übrigens gut.“ Und dann tanzte, flog, flog, tanzte dieser zierliche Geschöpf wieder zum Fenster hinaus, und ich nahm wieder meinen Stendhal auf, nachdem ich meinen mir im Schoße liegenden Dackshund, Herrn Didel, beruhigt, dem eine ganz gewöhnliche Stubenfliege die Nase gekitzelt hatte.

Ich las in Stendhals „Physiologie der Liebe“. Warum nannte er sein Buch nicht „Psychologie der Liebe“? Stendhal gehört zu den Schriftstellern, die erst fünfzig Jahre nach ihrem Tode entdeckt und gelesen werden. Er hat das selbst von sich vorausgesagt.

Ich fand ein vorzügliches Wort von ihm: „Es ist eines der Leiden des Lebens, daß jenes Glück, den geliebten Gegenstand zu sehen und mit ihm zu sprechen, keine deutliche Erinnerung zurückläßt. Die Seele ist augenscheinlich zu erregt von ihren Empfindungen, um darauf zu achten, was sie hervorruft oder begleitet.“

Da hat Stendhal das ausgesprochen, worüber ich mir vergeblich so oft den Kopf zerbrach, um die Erklärung zu finden. Bis zur Stunde sind mir Gesichter im Gedächtnis geblieben, die ich nur auf kurze Zeit, während einer Fahrt auf der Bahn, gesehen habe, vielleicht vor zwanzig Jahren. Ich habe mit diesen Menschen nicht ein Wort gewechselt, und doch stehen sie noch heute haarscharf vor mir.

*

Überreicht man in Deutschland einem einen Band Gedichte von sich, so ist man, so weit sind wir jetzt, einer Pistolenforderung gewärtig. Ich kann froh sein, nie einen Vers geschrieben zu haben.

* * *

Haus Gadendorp.

Es ereignete sich in einer schwülen Julinacht. Ich spielte im gelben Gartenzimmer seit zwei Stunden Chopin. Ich hatte ihn lange nicht genossen.

Zum gelben Gartenzimmer gehört ein Balkon. Dieser ruht auf zwei Säulen. In meiner Knabenzeit kletterte ich einmal an einer von ihnen hinauf, um meine Mutter, die am Flügel saß, zu erschrecken. Ich kam unbemerkt ins Zimmer und überraschte sie mit einem lauten Schrei. Sie war vor Schreck einer Ohnmacht nahe. Mein Vater gab mir dafür die Reitpeitsche. Es ist das einzige Mal gewesen, daß er mich geschlagen hat.

Wie erschrak ich selbst bis zum Bleichwerden, als mich, während ich ganz vergessen in der schwülen Zulinacht Chopin spielte, ein Fall auf den Fußboden auffahren ließ. Ein Mann, von unten bis oben in eine weiße, scheinbar Sträflings-Uniform gekleidet, war heraufgeklettert an einer der Säulen und stand nun mitten im Raum. Er ging ruhig an einen mit einer Lampe bestellten Tisch, setzte sich und sagte mit dumpfer Stimme: „Spielen Sie weiter.“ Ich war wie gelähmt, ich konnte mich nicht erheben. Der weiße Mann wiederholte, ebenso ruhig, aber lauter, bestimmter: „Spielen Sie weiter.“ Ich starrte ihn noch immer an. Da ergriff er die schwere Lampe, nahm sie in die Höhe und brüllte, in der gleichen Ruhe: „Spielen Sie weiter.“

Ich wußte längst, daß ich einem entsprungenen Irren gegenüberaß. Ich hatte meine Besinnung wieder. Ich überlegte blisschnell: erst wieder die Finger auf die Tasten! Ich begann den As-dur-Walzer. Der weiße Mann setzte sich.

Plötzlich sprang er auf, blieb aber an der Stelle. Er schrie mich an: „Aufhören, Sie Garnichtskönnner. Sie haben keine Idee vom Klavierspiel. Hören Sie mich! Wissen Sie, daß ich der Better Robert Schumanns bin? Robert Schumann und ich sind auf der Sonne geboren; wir sind Sonnenkinder. Sie, mein Herr, sind der erbärmlichste Stümper, der mir je vorgekommen ist. Platz da! Weg da vom Flügel!“

Er kam auf mich zu. Ich hatte meine Fassung wieder. Meine Rettung blieb vorläufig: den Wahnsinnigen gewähren lassen. Ich trat ein wenig zurück. Er ging, mich höhnisch

und verächtlich anschauend, aus Instrument, setzte sich und spielte mit unendlicher Zartheit Schumanns „Abendmusik“. Ich dachte indessen nur, wie ich mich aus meiner Lage befreien könne. Kaum hatte er geendet, als er plötzlich in rasende Wut ausbrach. Mit beiden Fäusten hämmerte er auf die Tasten. Er zerschlug sich die Hand. Das Blut lief ihm aus den Händen. Vor seinem Munde stand Schaum. Er fiel ohnmächtig vom Sessel. In diesem Augenblick, durch den Lärm gelockt, traten zwei meiner Diener ein. Wir brachten den Unglückseligen aufs nächste Bett. Es stellte sich richtig heraus, daß es ein entsprungener Irnsinniger gewesen war.

* * *

Ein nasser Tag. Der Regen rinnt unaufhörlich. Oft wird er stärker, oft schwächer. Eine halbe Stunde setzt er aus. In dieser Zeit klatscht es in den Bäumen und unter ihnen. Es ist der Nachtropfenfall von Blatt zu Blatt. Nun beginnt er wieder. Der Wind ist eingeschlafen. Senkrecht fällt der Wolkensegen. Durch das offenstehende Fenster gähnt die Ruhe herein. Ganz hinten im Garten erklingt eine mir unbekannte, glockenhelle Vogelstimme. Es sind immer drei Töne mit einem Vorschlag.

Ich habe in Grillparzers „Sappho“ gelesen. Das alte begehrliche Frauenzimmer ward mir langweilig. Ich kaunns dem jungen Kerl wahrlich nicht verdenken, daß er sich hinter die kleine niedliche Zofe macht. Ich hätte's grade so ausgeführt.

Und immer nur die Stille. Ganz hinten im Garten die unbekannte glockenhelle Vogelstimme mit den drei Tönen und dem Vorschlag.

Ich setzte mich an den Beckstein, aber ich mag heute nicht spielen.

Ich räkele mich im Lehnstuhl, strecke die Beine weit vor, schließe die Augen. Aber die Vogelstimme, die Vogelstimme. Soll ich das Gewehr nehmen, mich anschleichen und . . . o psui, psui!

Was klingt heraus aus der Vogelstimme? Was will sie sagen? Wie? Was hör ich? „Verbrenn den Kram, verbrenn den Kram, verbrenn den Kram.“

Verbrenn den Kram? Was soll ich verbrennen? Und immer ruft es aus dem Garten: „Verbrenn den Kram.“ Ich gehe langsam an eine geschmückte Truhe, die ich bei einem Bauern als Haferkiste fand. Ich kaufte sie. Vom Tischler Hans Petersen ließ ich sie säubern. Er und ich standen wie ein paar neugierige Affen an der Lade: was wird sich da zeigen. Wir entdeckten eine Schrift:

So lang du in dit Schap wat best,
Schient di de Sûnn un freut sich de Gâst.

Jochim Harms unde Metta Harms anno 1621.

Zwei Engelsköpfe und die andern Schnitzereien auf der Kiste sind von hohem künstlerischen Wert. Vielleicht hat sie nur ein armer Tagelöhner an unsrer Westküste gearbeitet.

Ich stehe an der Truhe. Der Vogel ruft immer noch: „Verbrenn den Kram.“ Und er schreit wie toll: „Verbrenn den Kram.“

Ich öffne sie. Ah so . . . „Verbrenn den Kram,“ hör ichs zum letzten Mal; dann scheint er weggeflogen zu sein. Vor mir liegen Liebesbriefe, verjährte. „Verbrenn den Kram,“ da hat er Recht.

Aber aus Welschland . . .

Heute ist ein Nachmittag zum Verbrennen. Und keine Rührung, kein Aufbäumen. Nicht hineingesehn in die Briefe. Ins Feuer, ins Feuer.

Ich lasse einige Eichenklöße entzünden und schließe mich dann ein.

Ich nehme das erste beste mit rotem Seidenfaden umschürte Paketchen heraus: Stasia.

Mon cher ami!

Je m'empresse de vous donner des nouvelles, car je pense, que vous vous ennuyez, depuis si long temps

que nous nous sommes vus, on est dans ce cas bien heureux d'être à même d'épancher son cœur; afin de se consoler d'être autant éloigner. En espérant que la bonne occasion nous rapprochera bientôt l'un de l'autre.

Je vous souhaite toujours beaucoup de bonheur. Je n'entrerais pas dans de trop long détails pour ce moment bien court que je vous écris ces mots à la hâte pendant l'absence de mon père.

Alors je finis ma lettre et je désire de votre part aussitôt une aimable réponse.

Celle qui est pour la vie
votre amie Stasia.

Portant des longs cheveux tressés.

Und die kleine Polin Stasia stand lebhaft vor mir. Ihr Französisch, nicht einmal fehlerfrei, im Stil wie ihn junge Mädchen in der Erziehungsanstalt lernen, hatte mich damals nicht belästigt, und viele, viele Male habe ich den Brief geküßt. Nach dem gezierten Brieflein kamen heiße, glühende. Ich entsinne mich unsers ersten Stelldichens. Wir trafen uns zehn Minuten vor der kleinen polnischen Stadt an einem ungepflügten Felde. Der Märzwind wehte die großen, dicken, weißen Wolken von der Sonne. Neben uns stand ein vergessener Spaten. Am Rande eines Birkenwäldchens sahen wir Wildschweine, die vergnügt mit ihren Gewehren den Boden brachen. Wie reizend sprach sie ihr fürchterliches Französisch. Ein junger Weidenbusch, in dem erst sechzehn, siebzehn Jahre der Saft treiben mochte, barg uns vor der Welt. Er war über und über mit gelben Kästchen behangen. Als wir uns zuerst geküßt hatten, radebrechte sie deutsche Worte und schlug die Arme um meinen Nacken und rief: „O Libber, Libber“ . . . Die beiden langen roten Hutbänder wehten im Winde . . . Leb wohl, Stasia. Und ihre Briefe verflamten im Ofen.

Ich bin erregt; ich verbrenne heute keine Briefe mehr.

* * *

Poetenlos: „Des Himmels Prinzen und der Erde Lumpen“, sagt Freiligrath.

* * *

F a r b e n.

Hellblaue Husaren reiten, zu Zweien hintereinander, aus dem Ausgang eines dunklen Buchenwaldes in den hellsten Sommer Sonnenschein; immer mehr, immer mehr — immer reiten zwei heraus, und immer mehr, und immer nur zwei zugleich. Die hinter ihnen ziehen, die noch kommen sollen, sind nicht zu sehen.

Neulich, als ich jagte, suchte mein kurzhaariger, goldbrauner Hühnerhund in einem blühenden Lupinenfelde. Der Hund verschwand; nur sein Kopf war, fortwährend witternd (Luft ziehend), über dem Felde sichtbar. Dieses dunkle Goldbraun in den eiergelben Lupinen.

Auf dieser Jagd auch fiel mir ins Auge: Auf einem niedergelegten Knick stand ein Ebereschbaumchen, mit knallroten Beeren übersät. Diese stachen ab von der lila Haide, die den Wall überspannen hatte. Rote Beeren und lila Haide wieder von den Stoppeln, auf denen gebräunte Garben sich aneinander lehnten.

In diesem Frühjahr sah ich und behielt im Kopf: Eine dunkle Tannenwand; zwei nebeneinanderstehende Silberpappeln in der Höhe der Fichten, vor diesen. Und vor den beiden Silberpappeln, vor deren Mitte, ein Buchenbaumchen mit den ersten hellgrünen Blättchen. Reizend.

Die Mutter meines Vaters, in Westindien geboren, hängt, das Bild zwei Zoll im Geviert, beim Wiener Kongreß sehr fein auf Elfenbein gemalt, über meinem Schreibtisch. Das purpurne Samtkleid ist stark anageschnitten, nach damaliger Sitte mit hohem Gürtel. Wunder-

voll gemalte Spitzen sitzen oben, glatt übergelegt, am Ausschchnitt; die herrlichen Arme sind entblößt. Der linke ruht auf der Lehne eines Sessels; seine Finger halten ein halb gefallnes, weißes, durchsichtiges Tuch. Meine Großmutter, damals neunzehn Jahre alt, hat ein wenig schläfrige Augen; aber es ist ein entzückendes Gesicht. Der Prinz von Vigne sagte von ihr, daß sie die schönste Dame des Kongresses gewesen sei. Und dieses vornehme Großmütterchen sieht mich jetzt an. Ich habe eben einen Gräserstrauß dicht vor sie hingestellt. Und nun seh ich durch die zarten Rippen das süße Gesichtchen und Teile des purpurnen Samtkleides, der Spitzen, und die leuchtenden Arme.

In einem Bronzeteller Bergißmeinnicht; in diese steckte ich einige Jasminblüten.

Glühender Julimittag in einem einsamen Garten. So grell scheint die Sonne, daß kaum eine Form zu erkennen ist; alles ist getaucht in weißflüssiges Licht. Eine große, leuchtende, flimmernde Marmorsphinx liegt vor gleißenden Stein-
stufen. Ein ziegelroter Schmetterling, die einzige Farbe in all dem zittrigen Schimmer, umwebert unaufhörlich den Hals des Ungetüms.

* * *

Cornelius Gurlitt sagt (er spricht von der Kunst zu Peter Cornelius's Zeit): „So sank die deutsche Kunst dahin. Ihr tiefster Verfall äußert sich in einem ihrer größten Meister, in Peter Cornelius.“ Mir aus dem Herzen gesprochen.

* * *

Marie von Ebner-Eschenbach, die ich so hoch verehere, sagt irgendwo, bei Betrachtung eines Bildes: „Möchte wissen, in welche Kategorie die Alleskenner und Nichtskönnner den einreihen, der das gemalt hat? Ein Idealist? Ihr Herren! seht nur die Wahl des Stoffes: Eine Balgerei zwischen einem Soldaten und einem Matrosen, um die sich ein neu-

gieriges Publikum schart. Und nun die Ausführung! Wessen ist sie? Eines Realisten? Nein, eines Künstlers, dem das Häßliche und Rohe widerstrebt, und der dennoch die Wahrheit darstellt, die höchste, in den Gluthen seiner Feuerseele geläuterte Wahrheit. Der macht aus einer Prügelei, die wir in Wirklichkeit schwerlich mit ansehen möchten, ein unvergeßliches Kunstwerk!"

Ich nehme tief den Hut ab, Frau Baronin.

* * *

Vor einigen Jahren nahm in seinem engern Kreise ein wohlhabender Gutsbesitzer, Freiherr v. Heesten, Abschied, um, wie er sagte, eine Reise um die Welt zu machen. Einige Wochen später verschwand ein junges Mädchen seiner Nachbarschaft, die Tochter des Kammerherrn v. Schierensee, Felicitas. Jeder brachte dies Verschwinden in Zusammenhang mit der Reise Joachims von Heesten. Aber dieser erschien zum Erstaunen Aller nach achtzehn Monaten auf seinem Gute. Felicitas blieb verschwunden.

Nach einiger Zeit entführte Joachim Anna v. Schierensee, die jüngere Schwester der Felicitas, dieser auffallend ähnlich.

Ich lasse einen Brief weiter erzählen:

Bald nach ihrer Flucht waren Joachim und Anna in Paris angekommen, wo sie sich trauen ließen. In einer eleganten Wohnung der Rue de Rivoli richteten sie sich ein. Gleich nach ihrer Verheirathung hatte Joachim dem Kammerherrn geschrieben und um die Einwilligung der Eltern gebeten. Herr v. Schierensee antwortete, daß er, wenn noch einmal ein Schreiben von Joachim einträfe, die Botschaft und die Pariser Polizei in Anspruch nehmen würde.

Als ihnen ein Söhnchen geboren wurde, fehlte zu ihrem Glück nur die Wiedervereinigung mit ihrer Familie. Doch bald sollte Schweres kommen, das Schwerste im Leben: Geld-

sorgen. Gegen die riesige Kriegsdrommete der Geldnot sind alle anderen Lebensorgen Rindertrompeten. Joachim hatte sein Gut verkauft und törichterweise das ganze Kapital bei einem Bankhause hinterlegt. Das Bankhaus fallierte, Joachim verlor sein Vermögen.

Der Schlag war betäubend. Aber Joachim raffte sich auf. Mit möglichster Schonung teilte er die böse Zeitung seiner Frau mit. Sie aber fiel ihm um den Hals und rief: Ich teile mit dir gute und böse Stunden.

Im Anfang des Märzess schifften sie sich auf einem Dampfer der französischen Linie von Havre nach New-York ein. Als Anna den letzten Blick auf europäisches Land warf, fiel ihr nicht das Elternhaus ein; auch kein Heimatsgefühl schien sie zu bewegen. In der furchtbaren Brandung, die an der Insel Guernsey stand, sah sie deutlich eine Sphinx liegen. Sie nahm die Rechte ihres neben ihr stehenden Mannes und beugte ihre Stirn darauf. Dann starrte sie wieder, ohne die Hand loszulassen, in die Brandung.

Astoria ist eine Vorstadt New-Yorks nach Norden zu. Hier liegt, hart am East River, der die Rieseninsel von Long-Island trennt, ein einsames Haus in einem einsamen Garten. Der Besitzer war gestorben, und die Erben hatten es an Joachim vermietet. Es war einige Tage nach ihrer Ankunft. Die Tulpenbäume blühten. Vor dem Hause bedeckten die Schatten eine glückliche Familienszene. Während Anna vor der Türe stand, hatte Joachim sein Söhnchen genommen und schaukelte es so hoch, daß sich die Mutter entsetzte. Es ging ihnen gut. Zwar waren die wenigen Schmucksachen verschwunden, aber sie litten keine Not.

Zwei Monate waren sie nun hier in der fremden Welt. Joachim, der seine Frau mehr als je liebte, hatte bald eine ansprechende Beschäftigung gefunden, die ihn und seine Familie vor Mangel schützte. So kam der Herbst. Joachim verlor, nicht durch seine Schuld, seine Stelle. Die erste wirkliche Geldnot trat ein. Er nahm zum Notenaufschreiben

seine Zuflucht und spielte abends in guten Häusern zum Tanz. So erzählte er wenigstens seiner Frau. In Wahrheit aber spielte er in elenden Kneipen und begleitete hier die Sänger und Sängerinnen zum Gesang. Er kämpfte für sein Weib, für sein Kind. Was sich ihm bot, ergriff er.

Es war am Ende des Novembers. Er hatte abends im Franklin Garden zu spielen, einem Lokal in der Nähe der Bowery.

Auf dem Thron der kleinen Bühne stand ein ältlicher Herr mit fetttriefendem Haar, schmutzig weißen Handschuhen und in einem kurzen, abgefaserten Frack, der dem Publikum verkündete, daß jetzt auftreten würde die berühmte Säncherin Freilein Anastasia Campanella aus Neapel, die, auf ihrer ersten amerikanischen „Tour“ begriffen, diesem Lokale „zu erst“ die Ehre antun würde. Sie würde singen das berühmte Lied: Killarney. Dann machte er mit der Linken eine Bewegung nach dem vor der Bühne stehenden Klavier. Joachim begann das Vorspiel. Fräulein Anastasia Campanella erschien: eine gänzlich verblichene Schönheit, mit verwüstetem Gesicht. Aus den matten braunen Augen sprach die herbste Gleichgültigkeit. Sie begann, das bekannte Lächeln auf den Lippen, mit trockner Stimme:

By Killarneys lakes and —

Dann blieb sie stecken, und ihre Augen richteten sich starr und unbeweglich auf Joachim, der ruhig, ohne aufzuschauen, die Begleitung weiter spielte.

Nun ein Sprung von der Bühne, und sie lag vor ihm, umfaßte seine Kniee, und schrie wie ein Tier, doch dumpf und leise, als müßte sie ersticken: „Joachim, Joachim! ich vergeb —“

Er war aufgesprungen in furchtbarer Bewegung und hatte sie von sich gestoßen. Aber sie warf sich ihm zu Füßen und umklammerte wieder seine Kniee:

„Töte mich, Joachim, töte mich!“ Nun stand er regungslos. Er war aschfahl im Gesicht. „Felicitas“, sagte er tonlos.

„Voyez donc, Pierre, voyez donc: C'est drôle!“ rief ein Franzose. „Kieß mal, dat's mal fien, de speelt Komedi“, sagte ein Hamburger Matrose zu seinem Nachbarn.

Es entstand ein rasendes Klatschen, ein donnernder Applaus. Nur der Wirt des Lokals, ein Schwabe, der mit grenzenlosem Staunen die Szene beobachtet hatte, schien die Lage zu erkennen. Er ging auf Joachim los:

„Wasch isch dasch? Warum schpiele Se nit?“ Als er keine Antwort erhielt, wollte er ihn schütteln. „Zurück,“ rief Joachim, und sich zu dem Sänger auf der Bühne wendend, sagte er in dem alten Ton: „He, Sie da! Geben Sie mal den Hut der Dame her“ — und dann ihr den Arm bietend, verließ er den Saal mit ihr.

„Arischtokrateblut!“ schrie ihnen der Wirt nach.

Bald war die Ruhe wieder hergestellt, und jener Sänger brüllte zur allgemeinen Befriedigung, mit stets gleich bleibender Stimme:

„Ich weiß nihcht, was sohl es bedeuten,
Taß ich so trau—au—a—rich bühn“ . . .

Am andern Morgen, nachdem sie sich schwer geängstigt hatte, erhielt Anna einen Brief von Joachim durch die Stadtpost. Er enthielt nur wenige Worte.

Das Blatt fiel ihr aus der Hand. Das Zimmer drehte sich mit ihr im Kreise. Sie stürzte an das Bettchen ihres Knaben und riß ihn heraus. Sie schien wahnsinnig geworden. Endlich kam die rettende Ohnmacht; sie brach zusammen. Das Kind fiel glücklich und schlief weiter. Nach einer Stunde trat das kleine Negermädchen, ihre einzige Bedienung, hinein und trug ihre Herrin aufs Bett.

Im vierten Stock eines Riesengebäudes in der ersten Avenue, wo auf jeder Etage, genau abgeteilt, vier Familien leben, wohnte Anna seit acht Tagen. Das Geld ging zu Ende. Sie kannte keinen Menschen. Wer bekümmert sich in einer großen Stadt um den Andern, wer bekümmert sich in einer Mietskaserne um seine Nachbarn.

Ein wüster Schneesturm fegte durch die Stadt; es fror wie in Petersburg. Anna hatte kein Holz mehr, keine Nahrung. Ihr fiel ein, daß sie Morphinum besäße, das sie für frühere Fälle gegen Kopfschmerzen und Schlaflosigkeit gebraucht hatte. Sie nahm ihr Kind in die Arme; es war eiskalt, die Augen gebrochen. „Gerechter Gott“, schrie sie im Wahnsinn. Sie wickelte ihr Söhnchen in ihre Kleider und in die wenigen Decken, dann nahm sie rasch eine starke Dosis Morphinum und legte sich zu ihrem Liebling.

Vor ihrer Thür fiel in diesem Augenblick ein altes, betrunkenes, irländisches Weib mit einem derben Fluch zusammen.

Auf einer Insel in der Nähe New-Yorks liegt der Armenkirchhof dieser Stadt. Es ist nur eine öde, sandige, schattenlose Fläche. Keine Blumen, keine Zeichen der Liebe. Jeden Morgen bringt ein Regierungsdampfer die „Namenlosen“ dahin. Dort, unter den kleinen hölzernen Kreuzen, schläft Anna. Ihr Grab hat die Nummer 12731. Das Kind gab man ihr mit in den Sarg. Nicht aus Mitleiden; des billigeren Preises wegen. Praktisch, praktisch muß man sein, und besonders Amerika zeichnet sich darin aus.

* * *

Eine kleine Stadt von viertausend Augen hat, was Aufpasserei betrifft, vierhunderttausend Augen. Höchst unangenehm, wirklich höchst unangenehm.

* * *

Heute erließ ich für meinen großen Schubertsaal ein Preisausschreiben zu vier Standbildern für Schubert, Schumann, Brahms und Robert Franz. Zehntausend Mark dem Sieger. Für die Denkmäler, die im Saale ihren Platz finden sollen, habe ich, für jedes, hundertundfünfzigtausend Mark bestimmt. Windseils Gesicht!

* * *

Ich hatte einen fröhlichen Brief von meinem kleinen Maler aus Rom. Lachend muß ich immer noch an den Nachmittag zurückdenken, an dem ich einen Menschen glücklich machte. In Eckerts Salon in Berlin standen Bilder aus. Ich war in einem der kleineren Nebensäle auf Minnten allein. An der riesigen Leinwand eines Akademikers — irgendwie Dinkel Homer und die Musen oder sonstige olle Griechen mit graden Nasen und Schafsgesichtern und flachem Fleisch, Fleisch ohne Leben, auf Marmorfliesen lungernd und sich vielleicht Ebersens „Agyptische Königschter“ vorlesen lassend, — die tadellos gezeichnet, aber ohne gute Farbe mir langweilig entgegengähnte, stand auf einem Täfelchen die Verkaufssumme: achtzigtausend Mark. Neben diesem Ugehener hing, von einem mir bisher nicht bekannten Maler, ein ganz kleines Gemälde: Im grellsten Sonnenschein lag im Grase, platt auf dem Leib, eine junge, nackte Franengestalt. Sie stützte das Haupt auf den stark verzeichneten linken Arm. Den rechten hielt sie nach der Seite gestreckt; in der offenen Hand saß ein vollendet wiedergegebener Frosch, der sie anschaute, und dem auch sie das Gesicht lächelnd zuwandte. Ein Bild, dessen Vorwurf tausendmal von Idealisten und Realisten gebraucht ist; aber wie? Leben! Das war gesundes, rundes, rosiges Fleisch, vorn und hinten. Das linke Bein hatte sie im Knie nach rückwärts gebogen. Alles farben- und formenfreudig, wie bei Rubens. Hier zeigte das Täfelchen die Verkaufssumme: dreihundert Mark.

Ich war mütterseelenallein. Rasch wie der schnellmachende Dieb vertauschte ich die Summen. Dann ging ich zum nächsten Galerie-Diener und bat ihn mitzukommen. Als wir uns vor den Bildern befanden, deutete ich auf die Täfelchen. Zuerst geriet der Mann ganz außer sich, dann aber beruhigte er sich lächelnd, während er wieder die Sache in Ordnung brachte: „Das wird ein Schalk getan haben.“

Ich aber ging stracks zum Aussteller und erkundigte mich nach den Verhältnissen des Malers. Da mußte ich ein trübes Geschichtchen vernehmen: daß er aus Armut nicht weiter

könne, daß es sein erstes ausgestelltes Bild sei, daß das Publikum wütend sei auf den „Materialisten“, und daß er (der Aussteller) sich leider genötigt sehe, das Bild wegzunehmen, weil er zu viele unangenehme Worte dessentwegen habe hören müssen.

Nun eilte ich zu dem Maler selbst, fand ihn in fürchterlichen Verhältnissen, erzählte ihm, daß ich gesonnen sei, für sein Bild achtzigtausend Mark, wie an ihm die Summe genannt, zu zahlen. Als der junge Herr anfang, mich für verrückt zu halten, gab ich ihm den Sachverhalt. Er schrie, lachte, weinte, rief in einem fort: „Herr Graf, Herr Graf.“ Am andern Tag schon packte ich ihn und seine Siebensachen nach München ein.

Heut nun erhielt ich wieder einen seiner lustigen, sprudelnden Briefe. Er hat noch immer in Deutschland mit dem „Publikum“ (natürlich!) stark zu kämpfen. Aber sein Sieg rückt näher und näher.

Glücklich machen, glücklich machen! Menschen erlösen von ihren steinernen und versteinerten Mitmenschen! Wozu hab ich denn den Quark. Helfen, helfen! frohe Gesichter leuchten sehen. Und wer ist denn der Beglücktere: Der, dem geholfen wird, oder der Helfer?

* * *

Poggfred, Anfang des Dezembers.

Seit gestern bin ich wieder in meiner Einsamkeit. Außer Marks nahm ich meinen dunkelbraunen Hühnerhund Flambau, meine Dächsel Männe und Herr Didel, meinen Pudel „Alle Söhn“ und meinen Papagei Glocko mit. Wir sind schon eingeschnitten.

Betracht ich mir vom Fenster aus die Landschaft: Toten-
stille, weiße Decken überall. Den einzigen schwarzen Fleck
bietet ein Rabe, der sich, in sich zusammen gedrückt auf dem
Zweige, an einen Ellernstamm drängt. Es ist mir, als wenn

ich seine glänzenden schwarzen Augen sähe, wie sie nach Raub ausspähn. Er wendet beständig den Schnabel nach rechts und links. Nur ein Baum ist klar sichtbar; es ist eine Eiche in Mittelgröße, die im Sommer dem Vieh Schatten gibt. Sonst, wenn auch in leichten Wellenlinien, Alles eine Ebne, die nur durch Knicks unterbrochen wird.

Markfeu hab ich, wie hier stets, einen jungen Knecht aus Schmeerstedt, dem nächsten Dorfe von Poggfred aus, zur Gesellschaft und als Aushilfe gegeben. Die jungen Leute drängen sich zu dem Posten, weil sie ein tüchtiges Stück Geld dabei erobern. Augenblicklich sind, unter Gelächter, Frohsinn, sechshundert Männer aus meinen Dörfern beschäftigt, den Weg von Poggfred nach Schmeerstedt frei zu machen. Der muß offen sein. Denn wenn mich Despotenlaunen anwandeln, wenn mich die Schwere der Einsamkeit niederdrücken will, lasse ich in Schmeerstedt ansagen: „Heute Abend Ball im Blauen Auge.“ Und dann strömen sie herbei, auch aus andern Dörfern. Das geschieht einmal zum mindesten, wenn ich mich längere Zeit in Poggfred anhalte. Und dann tanze ich mit den Töchtern des Landes.

Meine beiden Zimmer hier hab ich mir höchst gemütlich eingerichtet. In meinem Arbeitsraum steht ein riesiger Schreibtisch, neben diesem eines jener breiten Bismarck-Sofas. Auf einem Gestell stehen die Bücher, die ich auf allen meinen Gütern und Liegenschaften, wo es sei, zu finden wünsche. Unter ihnen die einzige Dichterin, die Deutschland gehabt hat: Annette von Droste. O du mächtiges, lebensstarkes Frauenzimmer; ständest du vor mir, fiel ich aufs Knie und küßte, überströmend, dir die Hände und dankte dir für dein großes, gutes, liebeschweres, edles, geheimnisvolles Herz.

In persische Stoffe hab ich mich von jeher verliebt, und so ist auch hier alles mit ihnen behangen und belegt.

Ich schickte die an meinem Abfahrtstag in Gadendorf angekommenen Bücher mit den andern Sachen hierher voraus. Sie lagen schon, ausgepackt, auf meinem Schreibtisch;

es sind „Adam Meusch“ von Hermann Conradi und neue Dichtungen der beiden Schlesier Theobald Nöthig und Paul Barsch. Von P a u l B a r s c h fand ich sofort ein reizendes Poem:

Mittag.

Kein Ton, kein Hauch. Das Bergtal ruht
In greller Mittagssonnenglut.

Und Gras und Blumen, Strauch und Baum
Umfaßt es wie ein tiefer Traum.

Da plötzlich — aus dem Blumenflor
Blickt jäh ein Schlangenhaupt empor.

Es starrt zur Ferne unbewegt,
Als ob sich leise dort geregt.

Nur Täuschung war's. Die Schlange neigt
Sich still zurück. Die Gaike schweigt.

Wie Traum liegt's auf dem Blumenflor,
Und Frieden ist es wie zuvor.

Das Gedicht könnten Storm oder Keller geschrieben haben. Es hat mich entzückt. Diese brennende Stille; kein Hauch. Und plötzlich hebt eine Schlange das Haupt aus dem Grase, wie erschreckt durch ein Geräusch. Sie sieht sich um, sie züngelt — und fällt in den Schlaf zurück. Die Bewegung in der ungeheuern Ruhe, die plötzlich entstehende und wieder ersterbende Bewegung ist es, die dies kleine Gedicht so warm macht.

*

15. Dezember.

Von Nöthig fand ich Folgendes, das mir ins Herz wuchs:

Der Armste.

„Weshwegen gab sich dieser Narr den Tod?
Das Deutsche Reich hat jetzt doch Lohn und Brot

Selbst für den ärmsten Narrenschieber?"
Er war noch ärmer, war ein Musensohn,
Und schwebte gern in höherer Region;
Drum, Freund, hing er sich lieber.

Verwandlung.

Wie der Falke kaum merkbar höher kreist,
Wie der Wind, der die Rosen erwachen heist,
Wie Meeresleuchten auf schlummernder Flut,
Wie über den Wassern schwebte der Geist,
So hat mir im Herzen die Liebe geruht.

Noch jetzt, da ich Alles, Alles verlor,
Der lachende Garten ein trauriges Moor,
Ist tren mir geblieben das alte Bild
Mit seinen Gestalten noch wie zuvor,
Und doch verwandelt so schaurig und wild.

Wie der Falke, der die Taube zerfleischt,
Wie der Nachtwind, der schmerzlich im Rohre kreischt,
Wie züngelnder Blitz auf brandendem Meer,
Wie der Geist, der den Sohn von Abraham heischt,
So macht nun die Liebe das Herz mir schwer.

Vergehen.

Sie warf zurück die dunklen Locken,
Mich pressend an die volle Brust,
Und lachte, als ich froh erschrocken
Ihr Auge leuchten sah voll Lust:
„Ich habe dich zum Schak erkoren,
Mein blonder, bldder Troubadour,"
Sprach sie, „doch sei dabei geschworen
Kein heil'ger, unlösbarer Schwur.

„Ich kann nicht an die Erene glauben,
Die man beim ersten Kuß gelobt.
Ein Narr ist, wer die Glut der Trauben
Im Most, nicht erst im Wein erprobt.
Die Liebe folge jenem Trange,
Der frei den Vogel singen ließ;
Sie sei nicht listig wie die Schlange,
Die uns betrog ums Paradies.

„Wie rührend preist man treue Minne!
 Ich habe sie noch nie geschaut.
 Vielleicht werd ich des Wunders inne,
 Wann mir die Auferstehung graut.
 Für Sterbliche hat sie nur Fesseln;
 Ob für ein Herz du glühend brennst,
 Es kommt ein Tag, wo fast als Messeln
 Der Liebe Rosen du erkennst.

„Ich beichte dir, magst du auch großen,
 Daß die Natur mein rotes Blut
 Dem Bergstrom gleich läßt flüchtig rollen,
 Und Ebbe wechselt schnell mit Flut.
 Noch bist du frei; zertritt den Funken,
 Bevor das Dach gerät in Brand!“
 Als Antwort küßt ich wonnestrunken
 Den Mund, der solches mir gestand.

So, wie vermöchte Kinder fassen
 Bald andres Spielzeug, so hat auch
 Mich bald das schöne Weib verlassen;
 Die Liebe schwand wie Frühlingshauch.
 Doch aus der Wüste Zauberkronen,
 Gesprengt durch ihren Mosesstab,
 Entperlen heute noch mir Wonnen,
 Sodaß ich ihr schon längst vergab.

*

16. Dezember.

Ich habe meine Reise-richtung für das nächste Jahr vorläufig festgesetzt: Gleich nach Neujahr zwei Monate in Berlin, dann, bis ich die Depesche erhalte: „die Waldschnepe ist da,“ nach Paris, wie ich das seit Jahren gehalten habe. Die vierzehn Vorfrühlingstage der Schnepsejagd auf meinem Hofe Orstedt in Seeland. Das sind so glückliche vierzehn Tage immer: nur Waldmensch. Dann einige Wochen in Unteritalien und Sizilien. Den Sommer hindurch in Gadendorp. September: Ostende. Oktober: Schweiz oder einige Tage nach New-York. November und Dezember: Ripen und Gadendorp (Poggfred). Das sind

meine vorläufigen Reisepläne. Wer weiß, ob sie ausführbar sind. Jede Stunde kann uns Hindernisse bringen. Jede Stunde kann uns der Tod einen Klotz zwischen die Füße werfen, daß wir auf die Nase fallen.

Nächsten Sommer erwarte ich vielen Dichterbesuch auf Gadendorp. Jeder lebt da nach seinem Geschmack. Diner um sechs Uhr abends. Dann sind wir meistens alle versammelt. Lebhaftes Gespräch bei Tisch lieb ich. Feuer entzündet sich aus Funken; und Funken knistern, springen aus Flammen.

*

23. Dezember.

Vier Tage brauchte ich, um Hermann Conrads Roman „Adam Mensch“ zu lesen. Ich muß sagen: es hat mich angegriffen. Es ist das furchtbarste, abstoßendste, anziehendste Buch, das ich je gelesen habe. Der Dichter hatte die Güte, mich oder einen andern „Herrn der Schöpfung“ nackt auf einen großen Tisch zu legen. Dann rief er seinem Oberwärter zu: „Fertig!“ Dieser stürzt heran, stülpt die Chloroformkappe auf die Nase des Liegenden, und ruft: „Bitte, zählen!“

Hermann Conradi, der Arzt, in Hemdsärmeln, die bis an die Ellenbogen aufgekrempelet sind, tritt heran, nimmt das denkbar schärfste Messer, und indem er den Zuschauern und Zuhörern sagt: „ich bitte, näher zu treten“, tut er mit größter Sicherheit, ohne auch nur einen Augenblick zu zittern und zu zögern, den ersten Schnitt. Bald liegt das Gehirn des Umstandenen bloß. Und nun erzählt Hermann Conradi: „Sehen Sie, so und so“ . . .

Schließlich kommt es dann klar zu Tage, daß der Aufgeschnittene ein fürchterlicher Schuft ist. Wer? Ich? Jeder „Herr der Schöpfung“? Jawohl, es bleibt nichts anderes.

Erbarmungslos geht Conradi vor.

Das Werk enthält außerdem zahlreiche vorzügliche Ver-

gleiche. Die, wie hineingestreuten, Naturbilder sind meisterhaft.

Es ist ein entseßliches Buch, schonungslos, grenzenlos, Wunden schlagend, Wunden heilend. Ein paarmal war es mir, als müßte ich es weglegen. Aber dann immer sagte ich mir: es ist von einem großen Künstler geschrieben, von einem Künstler, von einem Dichter der Kraft — und las weiter.

*

27. Dezember.

Es fällt ein sanfter Schnee. Die Flocken sind klein, bleiben liegen und hüllen Alles in ein „Leichentuch“. Tiefste Stille. Von unten hör ich Marks und Jürgen, die gedient haben, schwach herauf. Sie singen Soldatenlieder, zweistimmig. Beide haben gute Stimmen. Ist das eine beendet, beginnen sie, ohne Übergang, ein zweites. Jetzt klingt es:

An einem schönen Sommertag
In der Schweiz, in der Schweiz, in Etrel.

Männe und Herr Didel, mit den Alligatorgebissen, liegen in sich zusammengerollt. Flambeau schläft auch. Eben hatte er den Kopf gehoben, mich angesehen, mit strengem, wichtigem Ernst sozusagen, einen Augenblick auf den Gesang gehört und war dann mit einem Senfzer wieder eingenickt.

Ich denke immer noch an Conradis Roman. Von diesem bin ich auf den Dichter selbst gekommen, und dann auf den deutschen Dichter im allgemeinen. Wie ist es doch so garstig bei uns, daß erst Jahrzehnte hingehen müssen, ehe es einem echten Dichter gelingt, durchzudringen, wenigstens in den meisten Fällen. Die Familienblätter, die seinen Namen ins Volk bringen könnten, sind ihm ausnahmslos versagt. Diese „Journale“ schreiben bekanntlich für Wackfische und

Adhinnen. Auch nicht das geringste Blut darf in ihre Romane hinein. Schreibt der Dichter in einem „neuen Ton“, so sind ihm auch die paar besseren Zeitschriften nicht zugänglich. Und dagegen das Geschrei, Bekränzen, Betöasten, Befestessen der Pseudodichter.

Einem aber, der im „neuen Ton“ singt, kann man, wenn er arm ist und keinen Mäcen findet, nur raten, sich schleunigst einen Strick zu kaufen. Denn unerträgliche Leiden und Qualen erwarten ihn. Wenn es nur die bodenlose Gleichgültigkeit seiner Landsleute gälte, müßt er es natürlich ertragen. Das ist nie anders gewesen. Kommt aber hierzu noch die Schmach der Geldnot — der Hunger ist nicht das Schlimmste, so toll das klingt —, dann halt ich in Deutschland den Kampf für unmöglich und aussichtslos. Ein Trost bleibt dem jahrzehntelang Kämpfenden: nach seinem Tode kommt er in die Literaturgeschichte. Ein netter Trost!

Geld verdienen wird er nur, wenn er sich dem jämmerlichen Geschmack des großen Publikums anbequemt. Von dem Augenblick an ist er als Künstler verloren. Er wird dann Handwerker. Wenn ich Dichter wäre, würd ich mir sagen: soll ich für den Sultan „Bolk“ schreiben? Aber das will der gute Michel Deutsch: zu ihm soll der Dichter, als Hanswurst versteht sich, kommen. Nein, nein, mein Sultan, mein guter Michel Deutsch, wenn ich ein Dichter wäre, würd ich sagen: komm zu mir! Und wenn du nicht willst, so laß es bleiben. Außerdem hast du genug und abergenug der „Dichter“, die vor dir kriechen und gehorsam Alles tun, was du willst.

Von den meisten Zeitungskritikern, namentlich in den kleineren Blättern, wird ein solcher Neutöner, wenn das tolle Wort erlaubt ist, auf das Abscheulichste behandelt: mit Schmutz beworfen, verhöhnt, lächerlich gemacht. Diese Art Kritiker sind nüchterner und unwissender als ein Dorfkrämer. Aber ich möchte hierbei erwähnen, daß der Zeitungen- und Zeitschriften-Leser mehr und mehr abgestumpft wird. Er sieht in die Hölle hinein, lacht und glaubt nichts mehr. Überhaupt

bin ich der Meinung, daß die „Neutöner“ schließlich nur sich untereinander lesen. Das Publikum liest die Bücher nicht. Es ist durch die Familienblätter dermaßen verseucht und versumpft, daß es gar nicht weiß, was sonst in der Literatur seiner Zeit vorgeht und geschrieben wird. Traurig, traurig.

Es ist selbstverständlich, daß der Dichter nach den gleichen Gesetzen der Moral und Wohlstandigkeit zu leben hat wie seine Mitbürger. Aber es ist ihm dennoch mehr zu verzeihen: Seine Freuden und Schmerzen sind tiefer und größer, seine Nerven feiner, seine Sinne schärfer.

Ein Dichter ist leicht erregt, leicht verliebt, hat ein leicht entzündliches Herz. Er sollte deshalb nicht heiraten. Auch aus andern Gründen nicht: er wird durch die Heirat unfrei. Jedermann wird durch die Heirat unfrei. Er verliert also das köstlichste Gut, das ihm eignet: die Freiheit. (Oder nimmt er sie sich, wenn er verhehelicht ist, so ist er eben nicht verheiratet.) Die Heirat ist eine Fanggrube: wer hineinfällt, dem wird die Philistermütze über die Ohren gezogen. Ein Dichter und — ein Philister: zwei undenkbbare Freunde.

Die christliche Religion hat uns die Kultur und tausend andre Segnungen gebracht. Wir liegen dankbar auf den Knien vor ihrem herrlichen, erhabenen Stifter. Aber das Christentum tritt todsfeindlich der Natur gegenüber: alle geschlechtlichen, also die unabweisbarsten, unabwendbarsten, despotischsten Neigungen haßt es und möchte sie ausrotten. Die Einehe gibt es mit sauersüßer Miene zn. Der Natur aber ist es gleichgültig, daß so das Christentum will. Der Natur ist das Christentum so gleichgültig wie der Mohammedanismus, der Kult der Hottentotten. Sie sagt: weg da! und tritt das ruhig mit ihrem plumpen Fuß zu Brei, was sich ihr hindernd entgegenstellen will. In späteren Jahrhunderten werden wir eheliche Verbindungen haben, die in andrer Weise als jetzt geschlossen werden. Das ist unzweifelhaft.

Heute noch, und das ist unser teuerstes Gut, ist die Einehe die breiteste Grundlage aller guten Sitte, der Familie, des Staates unendlichen Segens, des Friedens (wenn Mann und

Frau gut zusammen passen, nach den Flitterwochen gute Freunde werden). Aber ein Dichter sollte nicht heiraten.

Wie ist mir das so rührend, wenn ich von einzelnen namhaften Dichtern lese, daß sie, sei es durch Armut oder welche Umstände immer gezwungen, aus ihrer winzigen Umgebung nie herausgekommen sind. Was erst wäre aus ihnen geworden, wenn sie mitten in der Welt gestanden hätten. Es ist oft von Goethe gesagt, es sei betrübend gewesen, daß er nicht in großen Städten wie Hamburg, in großen Verhältnissen gelebt habe.

Ich meine, es rührt mich d a s : In dieser kleinen, kleinlichen, engen, engherzigen Umgebung, wo sie wie ein Taubstummer umhergehen müssen, weil sie sich mit keinem Menschen über literarische Dinge unterhalten können, über ihre Pläne, Begeisterungen, Entzückungen (um das mir widerwärtige Wort einmal zu gebrauchen), wo sie stets wie Gefangne im Einzelgefängnis leben müssen — wie ihnen dann eine Wolke, ein Baum, ein Stein, eine Blume, ein Schmetterling, ein ihnen auf der Heide begegnender Bauer, ein Vogel den bescheidenen Ur- und Untergrund „liefert“, aus dem sie aufbauen. Nein: verschwenderisch soll das Leben den Dichter umgeben! Je verschwenderischer, je besser. Anregung, Abwechslung sind dem Dichter die erste Notwendigkeit.

* * *

Haus Gadendorp, Juni.

Gang durch die Niederung.

Wenigstens jeden Sommer einmal durchwandere ich meine Schleifendörfer. Ich muß mir zu dem Ende einen ganzen Tag nehmen. Die Schleifendörfer haben diesen Namen, weil sie, in einer einzigen großen Marschniederung gelegen, von dem Bande eines kleinen Flusses eingeseilt sind. Sie gehörten, aber immer als freie Dörfer, in frühern Jahr:

hundertten zu Gadendorf. Jetzt hab ich, zur Freude der Bauern und Rätner, auch meine letzten Rechte (Spann-, Fede- [Spindel- und Spinn-] Arbeiterdienste) ablösen lassen. Das hat zu all meinem Mammon mir wieder eine Scheune voll Gold gebracht. Das Flößchen, das diese schwere, reiche, üppige Niederung umschließt, bildet bei Gadendorf eine Schleife. Daher stammt wohl der Name. Übrigens kommt in alten Urkunden „Schleufmarsch“ vor. Es wird das gleiche sein.

Wenn ich meinen Niederungsweg vorhabe, muß es brennender, glühender Mittsommertag sein. Alle Taschen pstopf ich mir zu diesem Ausflug mit Zwanzigmarkstücken voll. Es würde sich nicht übel lohnen, mich an solchem Tage totzuschlagen und zu berauben.

Ich liebe vor allem, Freude zu machen, wo ich kann, zu helfen, wo ich kann, mit dem gelben Metall; glückliche Stunden zu bereiten, fröhliche Gesichter zu sehen. So pflaster ich denn, beinahe wörtlich zu nehmen, meine Fußtapfen mit Gold. Doch bin ich so klug, keiner Seele vorher zu sagen, welchen Tag ich wähle. Selbst bei dem bescheidnen, nie aufdringlichen, prächtig stolzen Charakter der Schleswig-Holsteiner könnt ich am Wege vielleicht allerlei Männlein und Weiblein treffen, die mir bittend in die Augen schauern würden. Und das wäre ja auch nur menschlich. Aber das wäre denn doch zu viel, selbst für m e i n e n Geldbeutel. Aber eine kleine Riste, nach vorsichtig eingezogenen Erkundigungen ausgefüllt, führ ich bei mir, sodaß ich in diesen Stunden wohl öfter in ein Hüttlein eintrete, als in ein wohlhabendes Bauernhaus.

Gegen sechs Uhr abends treff ich in Schloß Moorhude bei Tante Aurelie ein, um bei ihr zu essen und ihr anzusagen, daß sie im Sommer neben ihrer jährlichen Manöver-Einquartierung auch „eine Portion“ Dichter aufnehmen soll, da ich dann wieder Leben in meinen Apollosaal bringen will. Ich freue mich schon auf Tante Aureliens Gesicht: Wie es die guten Deutschen im allgemeinen tun, hält sie den Dichter für einen — Gelehrten, der mit fürchterlich langem, „wal-

lendem“ sagen die Poeten, Haar, fettigem und schmutzigem offenen Hemdkragen, ewig in Wahnsinn rollenden Augen, in der Hand einen mit Saiten bespannten Stiefelknecht, genannt Pyra, in den Wäldern und Haiden wie der alte Ossian umherschwärmt, jede Nachtigall besingt in Strophen wie etwa die folgende:

O du süße Nachtigall,
Du Lämmlein in den Bäumen;
Die zarten, süßen Weiden im Thal,
Wie innig und sinnig sie träumen —

nie einen Tropfen Geld hat und ohne Ausnahme Demokrat ist. Es nützt auch Alles nichts, daß ich ihr sage, daß wir große Dichter gehabt hätten und haben, die wirkliche Könige und Prinzen waren und sind; daß Bismarck in seinen wundervollen naturalistischen Briefen an Frau und Schwester ein großer Dichter ist.

In Moorhude laß ich mich von meinem Wagen abholen, trinke in Eckersund im „Grünen Elefanten“ noch ein Glas Bier, und gehe, wenn der Abend schön ist, den Wagen vorschiebend, durch die Wälder und Walddörfer nach Gadendorp zurück.

Und einer jener Vollsommertage ist aus der hellen Nacht gestiegen. Die Sonne glüht von ihrem Aufgang an, bis sie hinabtaucht in gleicher Wut und Glut. Kein Hauch rührt sich, kein Wölkchen zeigt sich. Die Schwalben schießen schwirrend hintereinander durch die Luft; kommen sie beim offenen Fenster vorüber, klingt ihr Rufen und Jubilieren scharf ins Zimmer. Es ist nur ein sekundenlanges Geräusch, das uns ins Ohr schlägt. Alles ist früh auf den Beinen. In Eckersund steht schon gewiß der dicke Schlachtermeister Hansen hemdärmelig in der Haustür; neben ihm sitzt sein Mops und niest in die Sonne.

Ich ziehe meinen Leinenkittel an, als wollt ich, wie im September, auf Hühner gehen, hab mir in meine Jagdtasche Rotwein, eine halbe kalte Ente, harte Eier und Brot gesteckt,

nehme mir ein leichtes Büchlein aus dem Gewehrschrank und pfeife meinen Hunden; Taps, Männe und Herr Didel begleiten mich.

Der Morgen ist herrlich. Ich gehe, als wenn mir das ein besondres Vergnügen macht, sofort durchs tauuasse Gras. Die feuchten Blumen und Gräser schlagen mir um die Stiefel. Ich frempe mir die Hosen auf. Beim ersten Bauernhaus, an dem ich vorübergehe, hör ich eine Frauenstimme: „Lise, mak de Middeldör to.“ Gleich darauf Lachen aus einem Garten. Einer entfernt sich dort. Sehen kann ich ihn nicht, aber ich hör sein letztes Wort: „Na, dor luur up.“ Langanhaltendes Gelächter folgt ihm. An der Fährre, die mich über das Flüsschen in die Schleifenmarsch bringen soll, steht schon die alte Frau bereit; sie hat mich von weitem gesehen. Die alte Frau mit ihren grauen Strähnen lieb ich. Wenn sie mich in trüben, nebligen Herbsttagen überseht, und die ganze Landschaft in Bleifarbe getaucht ist, kommt sie mir oft vor, als führe sie mich auf die Toteninsel. Sie lacht nicht; sie antwortet karg. Ich weiß, daß sie ein schweres Leben hat mit acht Kindern. „Na,“ sag ich, als wir drüben sind, „Erien, ick bin Se ja noch wat schüllig (schuldig) blevn vunt letzte Mal.“ Jetzt weiß sie Bescheid; sie lächelt. Ich gebe ihr ein Zwanzigmarkstück. „Nimmt de Herr hüt Abend werr?“ fragt sie. „Ja, dat kann sien; hüt Abend avers kann't ni wesseln, denn is dat düster“, antworte ich und gebe ihr noch eine Doppelkrone. Sie lächelt wieder; sie sagt ganz leise: „Dank of.“ „Addüs, Erien.“ „Addüs, Herr Graf.“ Während ich mich auf den Weg mache, fühle ich, daß sie mir nachschaut. Ich seh mich verstohlen um. Sie hat die Hand als Schatten gegen die Sonne über die Augen gelegt, um besser sehen zu können. In diesem Augenblick kommt ein Lüftchen und kränfelt des Flüsschens Fläche, nimmt einige ihrer grauen Haare und läßt sie als Fähnchen flattern.

Nach wenigen Schritten schon mach ich Halt. Ich sehe auf einen breiten Wassergraben, der sich, in grader Linie auf mich zu, vor mir zeigt. Wirken biegen sich auf beiden Seiten

zu ihm hinab. Was ist das für ein trauliches, schlichtes Bild. Ich breche blauen Klee aus dem Grase und stecke ihn mir ins Knopfloch.

Ah, sieh da! wer kommt denn dort? Wahrhaftig, der „Stabsoffizier“. Der Stabsoffizier, wie ihn das Städtchen nennt, ist ein von seinem Ruhegehalt in Eckernsund lebender Postmeister, der Tag und Nacht unendlich lange Spaziergänge macht. Außerdem ist seine Vorliebe für das Militär, besonders für die Stabsoffiziere, und für die Literatur bekannt. Das letzte Mal, als ich ihm begegnete, meinte er: Schopenhauer käme ihm immer vor wie ein alter vergrämter Stabsoffizier. Was er wohl heute auf der Pfanne hat. „Ah, sieh da, sieh da, Herr Postmeister, schon so früh unterwegs.“ „Gehorsamer Diener, Herr Graf; erlauben Sie auch mir, meine Verwunderung über Ihren zeitigen Morgengang auszusprechen. Ich konnte nicht schlafen, weil ich gestern einmal wieder Hamlet las. Wissen Sie, Hamlet . . . ja Hamlet . . . Ich habe mal einen sehr schneidigen, aber fetten und ruhigen Stabsoffizier gekannt. So, denk ich mir, sah Hamlet aus. So diese . . . diese Ironie . . . diese sanfte Totstecherei; ganz gleichgültig, Ratte oder Mensch . . . wenn der uns unangenehm ist . . . Ja, der sprach auch so . . . wissen Sie, das Leben, Sein oder Nichtsein . . . Das war so ein Gentleman . . . Eigentlich fürchtete ihn jeder . . . seine Ironie, seine Ironie“ . . .

Herr Gott, Schopenhauer und Hamlet mit Stabsoffizieren zu vergleichen. Übrigens, so ganz . . . ich wandere schon wieder fürbaß.

Überall sind die Leute mit der Heuernte beschäftigt. Ich bleibe öfter stehn, um es mir zu betrachten. Vor einem „bis oben“ vollgepackten Wagen reitet auf dem linken Gaul ein Greis mit dem fröhlichsten Gesicht. Er hat den linken Pantoffel ausgezogen und schlägt damit, wie nach dem Takt, unaufhörlich die Hinterbacken des dicken Braunen.

Hinter einer der Katen, in die ich eintrete, tönt mir klägliches Schweinegeschrei entgegen. Als Kind verkroch ich mich

auf den höchsten Boden, wenn ich Schweinegeschrei hörte. Es hat für mich das Kläglichste und zugleich Nervenerschütterndste, das ich mir denken kann.

Von einer Dorfschule her, weit über die Ebne herüber, klingt Kindergesang aus den offenen Fenstern. Zuweilen ist der dünne Violinstrich vernehmbar dazwischen. Das bewegt mein Herz: diese jungen, feinen Stimmchen. Sie singen:

Ich hab mich ergeben
Mit Herz und mit Hand
Dir Land voll Lieb und Leben,
Mein teures Vaterland.

Auf meinem Wege, den ich verfolge, ist es recht einsam. Die Menschen sind alle auf den Feldern. Nur einmal begegnet mir ein Schuster aus Eckersund. Er raucht einen kalten Zigarrenstummel, den er sabbernd scharf in den linken Mundwinkel gebracht hat. Ohne diesen kalten Zigarrenstummel hab ich ihn noch nie gesehen. Es gibt übrigens Männer, die man nie ohne einen solchen kalten Zigarrenstummel sieht.

Gleich nach dem Schuster kommen mir noch zwei Menschen entgegen. Der eine sitzt auf einem Banernwagen. Es ist der Doktor aus Eckersund. „De Dokter mit de grote Tasch“, heißt es, wenn er, wie jetzt, eine gewaltige schwarze Ledertasche mit sich führt. Diese Tasche kennen die Banern, vornehmlich die Weiber. Hat er die Tasche bei sich, so fährt er zu einer schweren Entbindung. Allerlei Zangen und gräßliche Instrumente enthält sie.

Hinter dem Doktor nähert sich mir der in Ruhestand befindliche alte würdige Pastor Grau, genannt Almanach. Er ist in seinem Dorfe bis heute geblieben. So lieb mir der Mann ist, und so gern ich mich mit ihm unterhalte, so hat er doch die mir nicht angenehme Gewohnheit, Neuigkeiten zu erzählen. Kaum treffen wir uns, so kramt er aus: „Ja, ich weiß ganz genau, früher aß Frau von Zwingele mit stählernen Gabeln, nun hat sich diese hochmütige Person silberne Forken an-

geschafft" . . . Wir nennen ihn alle, in der ganzen Umgegend, weil er Alles zu wissen scheint, Pastor Almanach.

Weiter. In dem Hause eines armen Arbeiters, wo ich ein wenig verweilte, um glückliche Gesichter zu machen: die Doktor- und Apotheker-Rechnungen müssen — das läßt sich der ärmste Mensch nicht nehmen und quält sich damit — bezahlt werden, und das drückt das Herz; in diesem Hause liegt auf dem Tisch das Heft eines Kolportageromans. Es ist betitelt: *Adelgunde und ihr Dämon oder das Geheimniß des Kellers*. Beim Blättern entdeck ich sofort einen abscheulichen Baron und einen abscheulichen „Pfaffen“. Das versteht sich, die Barone und die Pastoren sind ja immer Scheusäler. Eine Stelle begann: „Der Baron sah sie höhnisch an, und indem er die vor ihm sich windende Adelgunde, die arme Näherin, mit listernen Augen betrachtete“ . . . Eine andere: „Comtesse Aurelie“ (acht ichs nicht: einen echten, rechten Kolportageroman-Namen führt ja auch mein Tantschen in Moorhnde) „sah dem ankommenden Leutnant, Grafen Arthur von Nesselstein, entgegen. In der Rechten hielt er ein noch lebendes, zappelndes, blutendes (!) Rebhuhn. Beide wendet sich an dem Anblick des gequälten Tieres“ . . . Aber der Staatsanwalt kann nichts machen. Das trieft alles in solchem Roman von Tugendhaftigkeit und Sittlichkeit. Nicht nur, daß der letzte Rest von Geschmack an guter Lektüre bei unsern Bauern und Kleinbürgern vernichtet wird: diese Art Bücher reizen auch geradezu zum Klassenhaß. Wann endlich wird Abhilfe kommen.

Unterdessen ist es sehr heiß geworden. Überall „an den Enden der Welt“, nach allen Seiten hin, flimmert die Ferne in der Sonne. Ich gehe auf einem schmalen Sommerdeich; in ununterbrochener Reihenfolge muß ich quer über den Deich ziehende, geschlossene Hectore übersteigen. Das macht müde. Das Rindvieh, das der ausgezeichneten rotweißen Engenburger Rasse angehört, „birs't“; das heißt, es hebt den Schwanz in die Höh und rast in tollen, drolligen Sprüngen umher. Das wirken die bösen Fliegen.

In einem Graben, von stolzen langen gelben Wasserlilien umgeben, steht ein reinigender Arbeiter, dessen Hosen so hoch wie möglich emporgezogen sind. Er hält im Hinauswerfen der Kleie inne und ruft mir, mich nicht erkennend, zu: „Wat is de Klock all?“ Ich forme meine Hände zum Sprachrohr und brülle: „De Klock is ülsen (elf),“ den Ton stark auf „ül“ legend. In unsrer Gegend wird elf plattdeutsch zu ülsen; nicht ganz so reizend klingt es in anderen Gegenden meiner Heimat, dort sagt man: ölsen.

Männe und Herr Didel hatten vorhin einen Hasen aufgestöbert und läuteten ihm nach. Und, mit Beschämung muß ich es sagen, selbst Taps, mein vortrefflich erzogener, gesetzter, von sich stark eingenommener, würdevoller Hühnerhund hat sich an der Jagd beteiligt. Nun treffen die drei, reumütig wie bekehrte Sünder, mit langen Zungen, hechelnd, wieder bei mir ein; aber in welchem Aufzug. Sie scheinen sich alle drei den denkbar dicksten und zähesten Marschdreck ausgesucht zu haben. Männe und Herr Didel kriegen sofort eine „gehörige Jack voll“ von mir. Aber Taps? Nein, das kann ich nicht. Wer so mit den guten, reuevollen, sich schämenden Augen bitten kann, den kann ich nicht schlagen. Ich zupfe ihm nur ein wenig rechts, ein wenig links den langen Behang und halte ihm eine kleine Strafpredigt, die er mit gebeugtem Haupte über sich ergehen läßt. Und dann wandern wir wieder weiter in der Glut.

Mein Rotwein, meine halbe Ente, meine Eier, mein Brot, Alles ist längst den Weg durch die Gurgel gegangen; und ich bin deshalb froh, als ich auf einer Anhöhe — diese liegt auf einem Haidestück mitten in der Niederung — das Gewese des reichen Hufners Haus Runge sehe. Also hin. Melf, Melf, Melf. Ein Milcheimer ist das Wappen der Schleifemarsch. Ich verdurste. Es ist keiner zu Hause. So scheint es mir. Alles wird auf der Wiese beim Heuen sein. Ich trete in die Bohnstube. Da tritt mir die hübsche Anna entgegen. Wir kennen uns seit Jahren. „Mild“, sag ich, „Mild, Mild, Anna.“ Und sie kommt gleich mit großen

Kannen und Gläsern für mich, und mit Schüsseln für die Hunde. Ich lösche meinen Durst. Als sie die Trinkgeschirre vom Tisch nehmen will, ziehe ich sie einfach an mich, die sanfte, schmiegsame, gute, gesunde, frische Anna, und küsse sie. Das werd ich wohl schon früher getan haben. Und das ist so über Alles im Leben entzückend: die Hände schwach gegen meine Brust stemmend, halb im Wehren, halb im Gewähren, läßt sie sich mir. Dann setzt sie sich zu mir aufs Sofa, ohne Ziererei.

Es ist die Mittagstunde. „Innermeel“, wie die Dithmarschen es nennen („Unter Mittag“). Meine beiden großen Landsleute, die Dichter Klaus Groth und Johann Meyer, haben in unsterblichen Liedern diese Innermeel-Stimmung verwertet.

Und Alles ist so ruhig, so still, so heimlich, so rätselhaft. Diese Stunde ist die Königin des Tages.

Fortwährend, und das ist eigentlich das einzige Geräusch, das wir hören, singt aus einem Zweige der Linde vor unserm offen stehenden Fenster der graue Iritsch, wie wir plattdeutsch den Hänfling nennen. Ohne abzusetzen singt er. Ich möchte behaupten, daß es der einzige Vogel ist, der in der Mittagsstunde seinen Gesang nicht aufhören läßt.

Von fern schallt ein Dudelsack. Näher und näher kommt er. Endlich steht er am Hause. Es ist ein dunkeläugiger, älthcher Italiener. Sein Dudelsack ist mit einem rot und weiß geviereckten Betttuch überzogen. Am linken Stiefelabsatz sitzt dem Manne ein Haken wie ein Sporn. An diesem Haken ist ein Band befestigt. Stampft er mit dem linken Fuße, klirren Trommel und Schellen mit.

Anna und ich sind ans Fenster getreten. Ich rufe ihm zu: „Evviva Italia, evviva Sicilia, evviva Garibaldi, Umberto, Margarita!“ Er ist außer sich vor Freude. Ich werfe ihm ein Goldstück zu. Er wird im Tanzen dermaßen lebhaft, daß ich fürchte, er wird verrückt. Ich winke ab. Allmählich entfernt er sich. Und in unser Zimmer klingen: schwächer und

schwächer werdend der Dudelsack und, gleich stark bleibend, der süße Lärm des grauen Tritsch.

Ännermeel . . .

Ein Uhr! Die zweite Hälfte des Tages beginnt. Herein tritt Tante Martha. Sie ist kugelförmig, gutmütig blödsinnig, noch beim Waschen zu gebrauchen, und ist außergewöhnlich viel. Sie lächelt uns an und nimmt aus einem Schrank eine Glasbüchse mit eingemachten Dickbeeren. Sachte trippelt sie mit diesen wieder hinaus. Gleich darauf kommt Großvater Jochen. Er ist neunzig; aber körperlich und geistig noch ganz frisch. Er beginnt sofort damit, daß er mir erzählt, einen so schönen Sommer hätte er seit 1817 nicht erlebt. 1816 hätte er schon am 21. Mai Buchweizen gesät. „Jau, dat wår up de Bockkoppel“ . . .

„Addüs, lütt Anna.“ Sie lacht; ich lache auch. Und schon bin ich wieder unterwegs: ich langer Schlaf „mit den schwarzen, sizilianischen Augen und den roten Normannenhaaren und der asiatischen Nase“, wie Timm von mir zu sagen beliebt.

Ich nähere mich dem Dorfe Tütdiek. In Tütdiek ist eine Kirche, die eine gute neue Orgel hat. Immer wenn ich in Tütdiek bin, spiele ich mit dem dortigen Küster, Herrn Spottoog, die Orgel. Abwechselnd: er Händel, ich Bach. Und das muß wohl in meiner Seele etwas Wunderbares sein: Eben hab ich jene Mannesfreude an einem frischen Mädchen gehabt, bin außer mir in köstlichem, natürlichstem Jubel gewesen, und jetzt werde ich mich mit tiefster Seele, eine halbe Stunde später, in Bach und Händel versenken.

Küster und Schullehrer Greis (Gregorius, Greggert, Greis) Spottoog hat seine Achtzig hinter sich. Ist das ein sonderbarer Kanz! Schenkt ich ihm neulich ein gutes Klavier; und heute noch hat er's nicht geöffniet, sondern spielt nach wie vor auf dem schrecklichen Spinett, das ihm seit Urzeiten gehört. Ja, ein wunderbarer Kanz ist er: kein Gedanke daran, daß wir gleich in die Kirche gehen können, um Bach und Händel zu spielen. Kein Gedanke daran. Da kam ich

schön an, wollt ich ihm mit dieser Bitte ins Haus fallen.
Unser Gespräch entwickelt sich etwa so:

„Guten Tag, Herr Spottoog, wie gehts, wie stehts?“

„Ach, immer die alte Schmiere, Herr Graf. Ja, Sie können lachen; Sie können spazieren gehen, wohin und wann Sie wollen. Unserer —“

Herr Spottoog hält Offenheit für die erste Tugend.

„Nun, nun, Herr Spottoog. Jeder hat zu tun im Leben. Sagen Sie mal: ich schmachte nach Musik.“

„So?“

„Ja, wie wär es denn?“

Gleich darauf sitzt Herr Spottoog am Spinett, und ich muß, ehe wir zu Bach und Händel übergehen können, noch allerlei mir ins Ohr klingen lassen. Der Klüster beginnt, indem er mit den krummsten Fingern in fabelhafter Ge-
läufigkeit die Tasten regiert:

„Das Gewitter“, „Ruhe auf dem Nachhauseweg“ —
Muh, Muh, Muh, singt er leise dazu — „Die Eisenbahn“,
„Die Husaren kommen“, „Die Lokomotive“ — Zsch, Zsch,
Zsch, murmelt er dabei — „Die Nachtigall“, „Der Fabrik-
hammer“ und so fort und so fort. Endlich geht er in Gesang
über. Er dichtet und ist Tonsetzer zugleich. Und ich muß
gestehn, einige von seinen volksliedartigen Gesängen sind
„Perlen“.

Er beginnt ein Lied von Busch. Seine Stimme ist leise,
eintönig, wie ein über Riesel rollendes Bächlein. Ich sitze
dicht hinter ihm, um zu lauschen. Ich sehe, wie der alte
Kopf im Takt wackelt. Und er singt:

Rohjungenleed.

Weest noch, Johann, hier hebt wi seten,
Hier hebt wi unser Vesper eten,
Hier an den Wall, in düsse Eck;
Ick weet noch, wie dat Brot uns smect.

Hier lag dat Bottermasch, de Swab,
Un dor de Strohbut; un wenn' d' di reep,
Johann, dann nehm wi uns in'n Arm,
Un legn tosam as wi so'n Swarm.

Un snack bun de düre Eid,
Ach ná, bun de Bagelnest in de Ewid,
Spáln Steen up Steen mit barfde Been,
So gúngn wi in de Buernmeen. (Gemeinschaftliches
Bauernland.)

Un wóhln uns in Gras un Arut,
Un wárn eck mennimal wis bun Snut (naseweis),
Un fragn eck, wat is all de Klock,
Un spáln eck mennimal Schap un Vock.

Un jauln eck mennimal as de Bock,
Un wóern gau (schnell) heesch (heiser) in de Bock.
Wi makt ut Gúhorn uns en Sprútt,
Hahn Water in de Stefels, as wárn dat Pútt.

Dann geht er über in ernstere Weisen. Mir ist oft bei ähnlichen Gelegenheiten der Gedanke gekommen, wie viel Urkraft in manchem Volksschullehrer auf den Dörfern verloren geht. Sie kennen, wie die Dorfpastoren, die Bauern „in- und auswendig“.

„Und manche Rose verduftet so“ — — ja, manche Rose.

Greis Spottoog erhebt sich. Ich werfe so hin: „Mein verehrter Herr Spottoog, Wack hab ich lieber als Händel.“

„So, so, immer die alte Sache, Herr Graf.“

Jetzt hab ich ihn, wohin ich ihn haben will. Wir gehn, streitend, in die Kirche. Der Walgentreter lanert schon lange. Er weiß Bescheid. Und er weiß, daß er heut Abend im Krug „een utgevn“ kann, wenn ich mit Küster Spottoog in der Kirche war.

Und nun spielt dieser selbe Küster Spottoog, der eben noch „Ruhe auf dem Nachhauseweg“ (Muh, Muh, Muh) und „Die Lokomotive“ (Zsch, Zsch, Zsch) zum Besten gegeben hat, in einer Weise Händel, daß ich gar nicht weiß, wohin ich

soll mit meinem jubelnden Herzen. Der ganze Handel ist das: der pompöse Handel, der Triumphator!

Dann muß ich auf die Bank, und ich spiele meinen Liebling, Johann Sebastian.

Und dann wieder Greis Spottoog Handel, und ich wieder Johann Sebastian; und das geht so drei Stunden durch. Und wir spielen uns satt und sind übergelassen Herzens von all dem Unvergleichlichen, Herrlichen.

Greis Spottoog und ich trennen uns ganz gemächlich. Die beiden großen Meister haben allen Groll, haben alle lustige Streitlust aus uns herausgetrieben. Greis Spottoog verspricht mir sogar, mich in Gadendorp zu besuchen und sich auf meiner mächtigen Orgel dort zu versuchen. Das hätte ich kaum von ihm gedacht: mir das zu versprechen.

Um sechs Uhr bin ich bei Tante Aurelie in Moorhude. Wir essen im chinesischen Saal. Der chinesische Saal ist sehr kühl. Ich sehe aus den weit offen stehenden Fenstern in den welligen Park hinaus. Die Schatten werden schon schräger. Ein fast die Sinne benehmender Duft der Rosenbeete strömt herein.

„Spottoog und ich spielten heute wieder einmal Bach und Handel.“

„Ja, Handel oder Wandel, wie heißt er, der hat ja unsere Gesangbuchlieder komponiert, nicht wahr? Die Regierung hat jetzt das neue Gesangbuch herausgegeben“ . . .

Ich lächle, lächle und sage: „Tantchen, dein Geisensheimer Rosackenberg ist wirklich vorzüglich. Aber wie ist es mit meiner Dichter-Einquartierung bei dir? Im September bin ich in Gadendorp. Dann wollen wir wieder Theater ‚machen‘. Da werden viele Dichter und Schauspieler kommen, und in Eckersund und Gadendorp bring ich sie nicht alle unter“ . . .

„Um Gotteswillen, auch noch Schauspieler“ . . .

Aber wir einigen uns.

Mein Wagen ist vorgefahren. Und weiter geht's nach Eckersund. Die Hunde hab ich mit in den Wagen genom-

men. Sie haben sich müde gelaufen. In der Nähe Eternsunds komm ich bei einer Villa vorbei. Hier wohnt ein pensionierter dänischer General. Alle dänischen Offiziere sind Gentlemen, Kavaliere. Und erst recht einer: der alte General. Wir lieben und schätzen ihn sehr, den freundlichen Menschen. Neulich hat er seine Frau begraben, mit der er vierzig Jahre überaus glücklich gelebt hatte. Ich war beim Begräbnis. Schon ist der Sarg auf den Leichenwagen geschoben, schon wankt der alte Herr, von mir geführt, die Treppe hinab, tief, tief gerührt, mit tränenden Augen, schon ziehen die Pferde an, als er plötzlich sagt: „O, i hab mei Sigarrtasch vergessen“ — und er verschwindet noch einmal in der Villa.

Born in Eternsund liegt eine berühmte große Federfabrik, die einen Weltumsatz hat. Auf dem glatten Dach eines Trockenraums stehen etwa fünfzig Blechwindfänge mit beweglichen Klappen. Diese Klappen drehen sich, immer gleich zusammen, nach dem leichten Zuge. Ein Abendlüftchen hat sich aufgemacht. Und die Klappen drehen sich: sie stellen mir Philosophen und Professoren vor, die in höchster Weisheit mit höchster Erkenntnis die Verücktenhäupter wenden. Ach, ach, ach, was soll denn alle diese Weisheit und Gelehrsamkeit? Dünkel, Dünkel; wer sagt denn, ob sie das Richtige treffen.

Im „Grünen Elefanten“ trink ich statt Erlanger weißen Burgunder. Die Nacht ist so schön, daß ich meinen Wagen mit den ermatteten Hunden nach Gadendorp vorausschicke, um zu Fuß den Weg durch die Wälder und Walddörfer zu nehmen.

Der Vollmond stand in der hellen Sommernacht am Himmel. Es war eine jener lichten Nächte: Morgen und Abend laufen gleichsam ineinander. Starke Dunkelheit tritt nicht ein. Gegen den blassen klaren Himmel, auch wenn der Mond nicht schiene, würde man die ganze Nacht die schwarzen Umrisse der Bäume scharf unterscheiden können. Die Sterne flimmern schwach. Aber sie sind deutlich sichtbar. Im Vor-

wärtschreiten mußte ich oft das Bild des großen Bären betrachten, das mir gegenüber glitzerte. Über dem Mittelstern der Deichsel (des Wagens) blinkt ein kleiner, kaum erkennbarer; er hockt wie ein Affchen auf dem Kameel. In Schleswig-Holstein wird dies Sternlein Hans Dünk genannt. Eigentlich aber ist sein Name Hans Dühmf (Däumling). Wir finden auch in andern Ländern, die die Sage vom Däumling haben, entsprechende Benennungen.

Ich wanderte in gemüthlichem Schritte durch die Dörfer. Als ich schon das letzte durchschritten hatte, ward ich durch ein Geräusch angehalten.

Am letzten Haus, das stumm wie alle andern der Mitternacht sein treues Dach vertrant, will ich vorübergehn. Noch nicht am End der blühenden Gartenhecke blieb ich stehn, wie angewurzelt; mich erschreckt ein Lärm. Zwei Menschen sprachen eifrig auf einander. Vielleicht ein Ehezwist; was gehts mich an. Der Mann sagt wüthend Vorwurf schnell auf Vorwurf. Von tiefem Gram gab seine Stimme oft wie bebend ausgesprochenes bitteres Wort. Die Frau besänftigte und sprach zur Güte. Doch hatten sie die Stimmen ganz gesenkt, zum Flüstern fast, brach es mit Ungestüm von neuem umso heftiger nur los . . .

Die Thür klinkt auf und bleibt geöffnet stehn; ein breiter Lichtstrahl führte eine Straße durch des entschlafnen Gartens dunklen Hauptgang. Syringen dufteten und Nachtvioleu . . .

Und seine Hände überm Haupte ringend, entstürzt der Mann dem Garten in die Weite. Sie hinterher; doch kaum zehn Schritte sinds, da macht sie Halt und schreit ihm nach: „Hans Dünk!“ Und ungestümer ward ihr Ruf: „Hans Dünk, kumm weller (wieder), Hans! Hans Dünk, kumm weller, Hans!“ Doch er lief immer noch, und leiser klang und ängstlicher die Mahnung: „Hans, min Hans.“

Alles das war so überraschend für mich gekommen, daß ich im Schatten wie gebannt stehn geblieben war. Ich wagte nicht, über den breiten Lichtstrahl, den die Lampe aus der Thür geworfen hatte, hinüberzutreten.

Ich kannte, wie ich von jedem in meiner Gegend unterrichtet bin, die beiden und ihre Verhältnisse. Es waren Peter Sönksen und seine Frau, junge Leute. Ich wußte, daß sie höchst unglücklich lebten. Sie war eine böse Keis- trine, die ihrem Manne auf alle Weise das Leben sauer machte, ihn namentlich durch eine blödsinnige Eifersucht bis auf Blut peinigte. Alte Weiber und Kinder wurden ihm von ihr auf allen Wegen heimlich nachgesandt zum Aus- fundschaffen, und umstellten ihn, wo er sich befand. Sie machte ihren Mann überall lächerlich dadurch.

Ich hatte tiefes Mitleid für den Unglücklichen, dem sein bißchen Freude und Freiheit, die ihm sowieso durch die Ehe genommen waren, noch mehr geschmälert wurden durch das unangenehme Weibsbild.

Peter Sönksen blieb auf den Ruf seiner Frau „Hans, Hans Dink“ wirklich stehn. Ich konnte Alles deutlich beobachten in der hellen Nacht.

Erst schritt er langsam, dann schneller zurück. Ich konnte die Augen des bösen Weibes über ihren Sieg funkeln sehen. Als er bei ihr angekommen war, überhäufte sie ihn mit Schmeichelreden, von denen ich nur einmal verstand, daß sie ihn daran erinnerte, wie er ihr so oft erzählt habe, er wäre Hans Dink, der Mittelreiter vorm Geschütz, — der große Wagen wurde in ein solches, wohl aus einer lustigen Erzählung ihres Mannes, der Artillerist in Rendsburg gewesen war, verwandelt, — und sie zeigte nach dem kleinen Stern hinauf. Der gutmütige, stark beschränkte Peter schien sich beruhigen zu wollen. Doch mit einem Mal, als käme ihm die schreckliche Lage seines ewigen Gefängnisses mit dem ewigen Wächter und Aufpasser klar zu Sinn, riß er sich von ihr los und lief, mit erhobnen Händen, quersfeldein in grader Richtung weg. Ich sehe ihn heute noch: Wie von großen Vögeln verfolgt, die ihm um den Kopf schlugen, wehrte er sich mit den Armen in der Luft. Allmählich verschwand er im blauen Dufte, der am Himmelsrand nebelte. Ich konnte, da die Frau ins Haus zurückkehrte, meinen Weg ruhig fort-

sehen. Im Stillen hoffte ich, daß Peter Jönksen nach der nächsten Station gerannt sei, um über Hamburg nach irgend einem überseeischen Plage zu entkommen. Aber ich hatte mich getäuscht, denn am andern Morgen erzählte mir Marks, daß Peter Jönksen tot im Rehrmoor gefunden worden sei.

* * *

Wer von den beiden ist ein echter Dichter, Byron oder Tennyson? Ohne Zweifel Byron. Aber Hunderttausende, unterschiedslos, ob sie Königinnen oder Küchenmädchen sind, würden sich für Tennyson entscheiden. Wirkliche, wahre, echte Poesie muß empfunden werden. Und wirkliche, wahre, echte Poesie zu empfinden, ist immer nur sehr wenigen gegeben.

*

„Naturalismus im Frack,“ könnten wir von einigen Schriftstellern ganz gut sagen.

*

Ich tribele: „Einiges aus der deutschen Dichterei“ — „Dichtung“ hätte besser geklungen in der Überschrift. Was tut's.

Früher schrieb jeder Deutsche Gedichte und las jeder Deutsche Gedichte. Auch heute noch schreibt jeder Deutsche Gedichte, aber kein Deutscher liest mehr Gedichte. Sehr verständlich: es ist einfach zur Unmöglichkeit geworden, den unglückseligen Pegasus (in Form von Gedichten, Gedichtsammlungen ic.) von fern herangaloppieren zu sehen, ohne Uebelkeit zu verspüren. Werden einem Deutschen Gedichte (im einzelnen, als Buch ic.) gesandt, so hat der Absender eine Pistolenforderung zu gewärtigen oder ladet sich womöglich den Staatsanwalt auf den Hals. Sehr erklärlich: wir halten es für eine Bosheit, für eine böswillige Absicht, wenn uns einer seine „Gedichte“ überreicht.

Wenn ich eben übertrieben habe, so geschah es, um zu zeigen, in wie unerhörter Weise durch dieses Meer von Ge-

dichten der Geschmack und die Freude an wahrer Poesie erstickt und verdorben wird und schon erstickt und verdorben ist.

Wer ist ein Dichter? Nun, vor allem ein solcher, der, durch sich gezwungen zu dichten, für sich allein und nur zu seiner Freude dichtet. Ist es nicht im Grunde ein empörender Gedanke, sich dem Urtheil eines jeden preisgeben zu müssen? Zu mehrerer Reizung steht des Dichters Bild in den Fensterläden und in den Zeitschriften. Wie widerwärtig, von jedem Hansnarren bekrittelt zu werden, jedem Laffen die eigensten, tiefsten Herzensgeheimnisse offenbaren zu müssen: denn ein wirklicher Dichter macht sich — es ist bis zum Überdruß oft gesagt — frei von seinen Schmerzen und Freuden durch „Schreiben“. Aber statt den Erguß vornehm im stillen Kämmerlein zu verschließen — wen gehts denn an —, kommt die Eitelkeit, der Ehrgeiz und wohl auch der Schachergedanke; und er wandert vor die Augen der Welt.

Wie? Dichten wir (ich spreche hier zunächst von der „gebundenen“ Poesie) etwa, um Andern eine „Freude“ zu machen? Dann wären wir keine Dichter, sondern Seiltänzer.

Durch den Überschwalm und Übelschwalm von gebundner Dichtung sind wir heutzutage so weit, daß in Deutschland der Berschreiber für einen, ja wie soll ich sagen, für einen Eunuchen gilt, der unter Männern nicht mehr mitsprechen darf. Wer denn läuft nicht weg, wenn ihm einer mit Gedichten kommt. „Eun Sie mir den einzigen Gefallen und lassen Sie mich mit dem Zeug zufrieden,“ hören wir immer häufiger.

Dieses Dreikreuzemachen vor dem Poeten in unsern Tagen hat seinen höchst berechtigten Grund, denn es ist gradezu fürchterlich, was zusammengeschmiert wird an Gedichten.

Schon in technischer Beziehung hätten wir einen Fortschritt erwarten müssen. Aber wir reimen noch ebenso erbärmlich, wie es Goethe, Schiller, Heine, Mörike und viele

andre Götter getan haben. Wie klingt denn, um ein Beispiel zu geben, das Gedichtchen Heines, so gelesen, daß wir richtig („rein“) reimen müßten:

Leise zieht durch mein Gemüt
Süßliches Geläute.
Klinge, kleines Frühlingslied
Kling hinaus ins Wäute.

Kling hinaus bis an das Haus,
Wo die Blumen sprießen;
Wenn du eine Rose schaust,
Sag, ich laß sie gießen.

(Das „schaust“ und „Haus“ stört nicht, weil der Doppel-
lauter „au“ gleich klingt.)

Wir wird hier das alte Wort „Erst der Inhalt, dann
der reine Reim“ zugerufen werden. Natürlich! Aber lassen
wir es ruhen, weil es selbstverständlich ist. Der unreine
Reim ist einfach ein Zeichen der Trägheit.

An die Häßlichkeit des Hiatus, an diese wenig anständige
Mundaufsperrung, möchte ich kaum erinnern. Wir haben
längst jede Feinheit in dieser Beziehung verloren. Eine
ängstliche Vermeidung würde auch vom Übel sein. Oft
klingt der Hiatus ebenso schön bei uns wie im Griechischen.
„Wie einst“, es liegt auf der Hand, klingt häßlich; „wie
einst“ (also mit dem Ton auf ein st) herrlich. Zahlreich
ließen sich ähnliche Beispiele anführen.

Die Alliteration, feinsüßlich angewandt, bringt entzückende
Wirkung. Der Leser und Hörer darf nur unbewußt die
Schönheit fühlen; er darf sie unter keinen Umständen merken
als gewollte Absicht. Lange Stabreimdichtungen werden des-
halb unerträglich.

Durchaus unmodern ist das „e“, besonders in der zweiten
und dritten Person der Einzahl und in der zweiten Person
der Mehrzahl. Wo dies „e“ stehn muß, weiß jeder. Aber
dies Dichter-„e“ klingt veraltet in tanz„e“, geh„e“, steh„e“
und unendlich vielen andern Wörtern. Weg damit! Wir

sprechen es nicht mehr, so soll es auch nicht mehr in den Vers. Der Dichter hat keinen Vorzug vor seinen Mitmenschen. An diesem „e“ erkennt man in unsern Tagen den Dilettanten.

Bei den Dramatikern finden wir bis zur Stunde das Wort „Euch“ statt „Dir“ und „Ihnen“ u. s. f. Karl der Große redet seine Grafen mit Euch (Ihr) an, wie Napoleon seine Marschälle. Ja, selbst im Salonstück hören wir dieses „Euch“ („Ihr“). Haben sich die Dramatiker klar gemacht, wie gebatterhaft, altväterisch und spießbürgerlich das klingt? Bis 1750 etwa „Du“ usw., von da bis zur Gegenwart „Sie“, möchte ich vorschlagen. Das „Er“ und „Ihr“ für die Zeit, wo es als Anrede gesagt wurde; und auch da nur, wo es hingehört.

* * *

Im menschlichen Leben ist mir eine der merkwürdigsten Erscheinungen: der Traum. Sicher bin ich, daß es nicht ein „Hineingreifen“ aus einem „andern“ Dasein ist. Träume entstehen z. B. so: Es fällt uns im Schlaf ein Wassertropfen auf den nackten Fuß; sofort glauben wir mit allen Qualen des Ertrinkens im Ozean unterzugehen. Aber andererseits, wie ist so vieles im Träumen unerklärlich! Ist da irgend in unsrer Seele ein tiefer, tiefster See, in den das Senkblei hineinzulassen uns der Tag nicht einmal ein Ahnen erlaubt, niemals auch nur ein Ahnen zuläßt? Im Traum ist unsre Seele zusammengedrängt, durch keine äußeren Eindrücke gestört.

Ich schreibe meine Gedanken über den Traum nieder, weil ich in den beiden letzten Nächten im Schlaf so wunderbare, lebhafteste Bilder und Darstellungen hatte. Überhaupt kommen mir im Traum Erscheinungen, die ich verwerten würde, wenn ich nur eine Spur zu einem Dichter in mir fühlte.

Nacheinander hatt ich in den beiden letzten Nächten ein Kriegsbild und ein Friedensbild aus der Soldatenzeit. Und ich bin doch nie Soldat gewesen. Meinen innigsten Wunsch,

Kavallerieoffizier zu werden, ließen die beim Tode meines Vaters zerrütteten und verwirrten Geldverhältnisse nicht zu. Und als alles geordnet war, als ich reich wurde, daß ich mir Tausende von Pferden aus eigenem Ventel halten konnte, war es zu spät. Wie schwärm ich heut noch in dem Gedanken, als Reitergeneral, vor hundert Schwadronen, in den Feind einbrechen und für Kaiser und Vaterland siegen oder sterben zu dürfen.

Wie selten haben wir große Reitergenerale. Caesar und sein Unterfeldherr Labienus, der Treulose, waren es. Warum, Labienus, verließest du Caesar? Wie ist es schäbig, ein Genie zu verlassen. Pfui, welche kleinliche Gedanken müssen da die Oberhand gewinnen . . . Dann haben wir eigentlich nur noch Cromwell (auf seiner langen hellbraunen Worcester-Stute), Seidlitz, Biethen, Murat, Jackson Stonewall, den alten Wrangel (ja! und wie!), den Prinzen Friedrich Karl.

Ich habe oft über die Blutmischung nachgedacht, die einen Reitergeneral durchströmen muß. Nachdenklich und kaltblütig soll er sein wie Sokrates, heißblütig und flott wie ein echter, rechter Husarenoffizier, geduldig im Warten wie eine Pyramide, und schneller als sein Angriffsblitzgedanke, ist der Augenblick zum Einhanen gekommen; vorsichtig, ruhig überlegend, zögernd, sogar langweilig scheinend, und wieder jung und leichtsinnig bis zur Tollheit, ein Tänzer, Trinker, und „Feier“ bis in sein Greisenalter. Bei keinem der von mir Erwähnten stimmt diese Zusammenstellung völlig; und da ist ein Letztes, wie bei jedem Genie, ein Unanflärbares, das ihm im Blut sitzen muß.

Alare Stirn und tobendes Blut,
Sanft wie ein Lamm, wie der Wolf in Wut;
Das Herz dem Kaiser, den Frauen ein Gott,
Im Sattel dem Feinde der Teufel im Trott.

Ich entsinne mich nicht, wer diese Strophe geschrieben hat.

In der vorletzten Nacht hatt ich einen Traum vom Kriege: Lebhaft kämpfte ich in einem Gefecht. Der Sonntag war

„bruttheiß“. Ich lag mit meinem Schützenzuge in einem Walbrand. Wir gaben ein rasendes Feuer. Über uns in die Bäume schlugen, wie geworfne Erbsen, die feindlichen Schüsse ein. Ab und zu trafen sie in den Sand, ins Gras; dann stäubten ganz kleine Erdwolken auf. Nun prasselte mit großem Getöse die erste Granate in unser Holz. Sie riß, dicht hinter mir, Blätter und Zweige von einer Buche. Ich wurde von ihnen überschüttet. Es war ein fortwährendes Zischen und Heulen und Krachen und Astebrechen um uns. Mein Hornist, der neben mir stand, sank als erster Verwundeter. Der Schuß hatte ihn in den linken Oberschenkel getroffen. Er fiel zu Boden, sich mit beiden Händen die Wunde zupressend. Das Blut lief ihm wie ein vielverzweigtes Rinnlein durch die Finger. Er ächzte nicht, sagte ganz trocken und mehrere Male hintereinander: „Gott verdoorich“ (verdamme mich), „se hebt mi schoten.“ Der Lazarettgehilfe stand gleich bei ihm. Die Sonnenhitze stieg bis zur Unerträglichkeit. Wir hatten nichts mehr in unsern Flaschen, deshalb stopften wir uns Moos und Blätter in den Mund. Einmal wollte uns der Feind im Sturmschritt zu Leibe; aber wir warfen ihn durch unser Schnellfeuer. Als er zurückging, riß ich einem verwundet liegenden Missethäter das Gewehr weg. Ich versuchte vergeblich, auch seine Patronen zu nehmen; aber er lag stöhnend auf dem Leibe ausgestreckt. Da rief ich dem Nächsten zu: „Behling, Patronen!“ Und nun „pfefferte“ ich selbst hinterher, ganz ruhig zielend, wie auf der Jagd. Ich nahm mir einmal einen wie wild gewordenen feindlichen Hauptmann, der sein Pferd gegen die Fliehenden zur Umkehr wie außer sich drängte, aufs Korn. Ich setzte wartend, bis sein Gaul die Breitseite zeigte, den Sattel auf. Er stürzte, sich ans Herz greifend, auf den Rasen. Bald warf ich das Gewehr weg und nahm wieder meinen Säbel. Und so stand ich und zog mir, ich Thor, frische Handschuhe wie zum Tanzen an. Ein junger Leutnant war mir zu Hilfe gesandt und hatte seinen Zug in den meinen geschoben. Dieser Leutnant, ein freches, hübsches Kerlchen,

stigte sich ebenso kaltblütig wie ich auf den Säbel. Er lachte mir zu: „Wie denkst du über Spanien?“ Aber kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als ihn eine Granate förmlich verschlang. Wie aus einem Krater steigend, zog, nachdem der erste mächtige Sandspritzer in die Höhe gegangen war, der Rauch schwer von uns weg in der Windrichtung. Ich stand regungslos, jetzt nur erwägend, was zu tun sei gegen größere Massen, die zum abermaligen Sturme gegen mich ansetzen wollten. Die Gewehrläufe glühten, die Patronen gingen auf die Reige. Meinen Helm in den Nacken geschoben, starr in den Feind blickend, überlegte ich, vollständig über meine Lage geklärt . . . Anhalten; hier den Tod . . . In diesem Augenblick knickten die Äste und Zweige neben mir: der Hauptmann, der seit gestern mit zwei Zügen abkommandiert gewesen war, erschien plötzlich mit dem Rest der Compagnie . . . Er und ich fielen uns in die Arme; wir, Offiziere und Mannschaften, drückten uns die Hände wie nach jahrelangem Wiedersehen. Aber keine Zeit, denn näher und näher . . . und ich erwachte.

In der vergangenen Nacht hatte ich noch einen viel absonderlicheren Traum: In einem Jagdschloßchen, das mitten im Walde lag, an einem Wege, stand ich auf einem Balkon. Hinter mir, rechts und links, hielten mich an leichten Ketten, die mir, je eine, um die Arme geschlossen waren, zwei übergroße Mohren: diese hatten mich als Wächter zu bewahren, denn ich war wahnsinnig. Während ich auf die Waldstraße hinuntersah, hörte ich Musik, eine lustige Hörnerweise. In der Ferne zeigte sich die Spitze eines marschierenden Bataillons. Es rückte näher und näher. Als sie bei mir vorüberzogen, nahmen Offiziere und Soldaten ihre Helme ab und jauchzten zu mir herauf. Ich aber weinte bitterlich. Und als das Bataillon verschwunden war, bog ich meine Augen in die hohle Hand und schluchzte und — befand mich mit einem Mal im Offizierkasino. Die beiden Mohren, meine Wächter, wurden hart zurückgewiesen. Viele Offiziere drängten sich stürmisch mir entgegen, breiteten mir ihre Arme zum

Empfang aus, und ein alter General mit einem auffallend häßlichen Gesicht, aber den gütigsten, liebevollsten Augen, nahm mich und führte mich an die blumenüberschwemmte Tafel. Und ich setzte mich neben ihn. „So, Gadenborn,“ sagte er, „nun sind Sie wieder mitten unter uns und werden uns nicht mehr verlassen.“ Als der erste Toast, wie die schöne Sitte ist, wo Deutsche versammelt sind, auf den Kaiser ausgebracht war, kamen mir die Gesichter alle bekannt vor, und ich trau' ihnen allen zu und rief ihre Namen: „Büsse, Brandt, Seydlitz, Schröder, Winterfeldt, Ledebur; Hans Ledebur, alter Kerl, lebst du noch?“ Und sie alle tranken mir wieder zu. Die Musik spielte in einem Nebensaal den Hohenfriedberger. Als sie geendet hatte, hob ich mein Glas: „Nun bin ich wieder unter euch und bleibe für immer. Von meinen alten treuen Kameraden trenne ich mich nicht wieder. Ich war auf einem andern wüsten Sterne, wo noch größere Qualen die Geschöpfe zu erleiden haben, als wir Menschen auf unsrer Erde. Aber meine Sehnsucht zu euch ließ nicht nach, und Gott in seiner Güte gab es zu, daß ich wieder in eure Reihen eintreten durfte.“ Alles umringte mich, und es waren wieder die alten lieben Kameradenaugen, die ich früher, auf einem schöneren Stern, gekannt hatte, wo . . . und ich erwachte.

Wie wunderbar sind unsre Träume.

* * *

Ich las in den letzten Tagen zwei vorzügliche Romane von M. G. Conrad und Wilhelm Ballou. In Conrads Roman „Was die Isar rauscht“ fand ich unter vielen ursprünglichen Gedanken und „Stellen“ eine, die mich wegen ihrer so natürlichen wie graziösen Darstellung außerordentlich fesselte: Ein junger, schüchterner, lebenswürdiger Kandidat, der in einem Hause mit einer tochtergesegneten Schneiderfamilie wohnt, wird, aus Mutwillen, während die Eltern nicht daheim sind, von den Mädchen auf der Treppe belauert und, wollend oder nicht, in die Werkstatt gezogen. Die nun folgende Szene zwischen dem allmählich feuerfangenden Kandidaten und den

anegelassenen Mädchen ist das Reizendste, was je geschrieben ist in dieser Art. Ich kann nur Goethe anführen, dem jene Anmut, Leichtigkeit, dem jene Frische und Natürlichkeit aus innerstem Herzen quoll, wie sie hier Conrad zeigt.

Das Beste an Anschaulichkeit las ich in Walloths Roman „Der Gladiator“:

„Die kaiserlichen Fechter, zu denen auch Marcus und Valerius gehörten, hatten die auf dem calischen Berge gelegene Fechtschule schon vor Sonnenaufgang verlassen und waren in die Zellen des Circus maximus geführt worden, um daselbst zu verbleiben, bis das Kampfspiel beginne. Auf Befehl des Spiculus hatte jeder Mitkämpfer einige Stunden geschlafen; jetzt waren alle erwacht, und man reichte ihnen, um sie für das bevorstehende Spiel zu stärken, Wein und kräftige Nahrung, während üppige Tänzerinnen ihre Lebenslust zu wecken suchten.

„Während die Genossen in der größten Zelle um den Tisch herumlagen, zechten und den Flötenspielerinnen lauschten, saß Marcus abseits. Er lehnte den Kopf an die unbeworfne Mauer und sah durch das weitgeöffnete Thor auf die Arena hinaus. Der gelbe Sand der Arena dehnte sich so glatt und blendend im Sonnenglanz aus, daß man glaubte, man müsse die sich in der Ferne verlierenden Sitzreihen in seiner schimmernden Fläche sich spiegeln sehen. Ganz fern erhoben sich einige Erzstatuen in den weißlich blauen Morgenhimmel, die man schließlich, als die Sonne höher stieg, wie Flammen blitzen sah; rechts und links krönten Hallen den Circus, die ihre Säulenschäfte wie ein Manipel Soldaten starr und feierlich bis zu den vordersten Sitzreihen aufmarschieren ließen. Marcus sah, wie sich allmählich kleine bunte Punkte zwischen die weitgeschweiften Linien der grauen Sitzreihen schoben; diese Punkte verlängerten sich zu Linien, die zu bunten Flächen anwuchsen. Es waren die erwartungsvollen Zuschauer, die allmählich das eintönige Grau der Steinsitze mit wimmelndem Farbgemisch überzogen. Ihre Stimmen hallten wie das Gesumme der Sumpfvögel, das aus

dem Schilf zu hallen pflegt, herüber in die düstere Zelle, die nur durch vergitterte Fenster ihr Licht empfing."

Ich habe nie den römischen Zirkus so klar, so deutlich vor mir liegen sehen. „Marcus sah, wie sich allmählich kleine bunte Punkte zwischen die weitgeschweiften Linien der grauen Sitzreihen schoben; diese Punkte verlängerten sich zu Linien, die zu bunten Flächen anwuchsen. Es waren die erwartungsvollen Zuschauer, die allmählich das eintönige Grau der Steinriffe mit wimmelndem Farbungemisch überzogen."

Das ist einzig! Das mache einer Walloth nach. Und wie, mit welchem Malerauge, kennt er Lichter und Schatten und ihre tausend Untertöne. Was macht Walloth alles aus einer einzigen Fackel!

* * *

Künstler nennt der Deutsche Maler, Bildhauer und Musiker. Daß von ihm ein Dichter Künstler genannt wird und wurde, ist mir nicht bekannt. In den deutschen Romanen spielen, abgesehen von den ewig wiederkehrenden Typen, stets Maler und Musiker die Hauptrollen. Diesen werden fast immer die beliebten Namen „Werner“ und „Walter“ gegeben. Rittmeister, Barone und Gutsbesitzer werden sehr gerne „von Felsen, von Felden, von Feldern“ getauft.

Dem deutschen Dichter rat ich, sich ein Nilpferdsehl überzuziehen, sonst hält ers nimmer aus in seinem Vaterlande.

Vor nicht langer Zeit verblieh der als Mensch so liebenswürdige und vortreffliche, wie als Romanschreiber fleißige, tüchtige, wackere Schriftsteller Ewald August König. Er war bei den Deutschen sehr beliebt. Zeitschriften und Zeitungen rissen sich um seine Arbeiten. Fürstinnen und Mähmamsells lasen ihn „unbeschreiblich“ gern. Er soll Vermögen hinterlassen haben. In demselben Jahre, fast am selben Tage, starb der Dichter Albert Lindner, der aus Nahrungsorgen wahnsinnig geworden war, im Irrenhause. Ach Leidtragende nur folgten dem Sarge. Deutschland — — —

* * *

Mein Buchhändler sandte mir eine kleine, allerdings ein wenig böshafte, aber sonst höchst ergötzliche Broschüre: „Shakespeare und Goethe treten im Jahre des Heils 1890 zuerst in die ‚literarische Welt‘ ein und erscheinen auf dem deutschen ‚Büchermarkt‘.“

Freilich, die Überschrift ist lang, aber sie zeigt von vornherein den richtigen Weg.

Shakespeare (ist er doch aus angelsächsischem, niederdeutschem Stamme) wird in der Schrift als Deutscher angenommen. Er reicht den Theatern Hamlet ein. Die kleinern antworten ihm, wie sich das von selbst versteht, überhaupt nicht; von einigen größern erhält er die gewöhnlichen Abschlagephrasen. Erscheint er selbst bei den Intendanten und Direktoren, wird er, als wahnsinnig, die Treppe hinuntergeschmissen. Nur ein Vorstadttheater in Hamburg hat den Mut, das Trauerspiel darzustellen, läßt aber den Titel drucken:

„Hamlet, oder der verrückte Dänenprinz. Theater im Theater. Ballett. Große Geistererscheinungen.“

Das Stück wird von Matrosen, Lehrlingen, Dienstmädchen wütend beklatscht. Am andern Morgen wird es von der Polizei aus „Sittlichkeitsgründen“ verboten.

Zur selben Zeit hatte ein Herr Wolfgang Goethe den Theatern sein dramatisches Gedicht „Faust“ angeboten. Es erging ihm wie seinem Freunde Wilhelm Shakespeare, nur mit dem Unterschiede, daß sein Stück in einem Kasperletheater auf der Hasenheide bei Berlin zur Aufführung kam.

Am andern Morgen wird auch „Faust“ von der Polizei aus „Sittlichkeitsgründen“ verboten.

Nun wird die Staatsanwaltschaft aufmerksam, und beide Dichter, namentlich Wolfgang Goethe wegen Herausgabe eines Bandes „Gedichte“, werden in Anklagezustand versetzt wegen Verbrechens gegen die Sittlichkeit, verurteilt und erhalten Gefängnisstrafen. Als sie diese abgesessen haben, wandern Wilhelm Shakespeare und Wolfgang Goethe, stark „satt von ihrem Vaterlande“, wie Graf Platen sagt, Arm in

Arm in die Negerrepublik Liberia aus. Dort ist der lustige, harmlose, entzückende Boccaccio nicht verboten; und beide fühlen sich bald unter den Dalla=Dallas und Drang=Urtange außerordentlich wohl.

Von den Verlegern der beiden Dichter waren „Hamlet“ und „Faust“ und die „Gedichte“ mit den gewöhnlichen Waschzetteln allen Zeitschriften und hervorragenden Zeitungen eingereicht. Diese „Waschzettel“ sind für die Dichter im höchsten Grade peinlich; umso peinlicher, je feinsüßlicher der Poet ist. Aber sie sind für den Verleger, der vor allen Dingen Kaufmann ist und sein muß, eine Notwendigkeit geworden.

Diesmal aber kehrten sich die Herren Kritiker nicht an diese Zettel. Wilhelm Shakespeare und Wolfgang Goethe waren Neulinge auf dem berühmten Dichterberg: es sind also in keiner Weise Rücksichten zu nehmen. Zudem war Allen der Theaterlärm bekannt geworden. Armer Wilhelm, armer Wolfgang, wenn ihr die Beurteilungen hättet lesen müssen. Eine Wochenschrift erklärte in ihrem „Briefkasten“: Herrn Dr. M. P. in P.: „Sie haben vollkommen Recht, hochgeehrter Herr. Was je an Roheiten und Widerwärtigkeiten von den jüngsten Naturalisten erzielt ist (möchten wir sagen), wird in den Schatten gestellt von den beiden ‚allerjüngsten‘ Naturalisten, den Herren Wilhelm Shakespeare und Wolfgang Goethe, oder heißt er Gothe, ich weiß es in diesem Augenblick nicht mehr. So schamlos aller Sitte und Sittlichkeit ins Gesicht zu schlagen wie in ihren Dramen ‚Hamlet‘ und ‚Faust‘, ist nur diesen beiden vorbehalten gewesen. Und wenn diese ‚Dichter‘ (Pseudodichter, Schmierer, Endler müßten sie genannt werden) nur wenigstens etwas Geist gezeigt hätten; aber Alles ist hohl, elend, albern, erbärmlich, widerlich, ohne auch nur einen Funken von Geist. Der ‚Faust‘ ist sogar (man stamme!) in Knittelversen, natürlich den denkbar schlechtesten, geschrieben. Das Ekelhafteste liefert Herr Goethe (oder Gothe) in seinen ‚Gedichten‘. Lieder wie ‚Christel‘, ‚Brautnacht‘, ‚Mene Liebe, neues Leben‘, ‚Wahrer

Genuß', 'Morgenklagen', 'Mahomed', 'Prometheus' sind ganz einfach ein Skandal auf die Menschheit. Aber es ist den Dichtern schon heimgeleuchtet. Wohl bekomms ihnen."

* * *

Der Mensch hat nichts so eigen,
So wohl steht ihm nichts an,
Als daß er Treu erzeigen
Und Freundschaft halten kann.

Simon Dach.

*

Serbisches Sprichwort: Ein schlechter Wolf, dem die Hunde nicht nachbellen.

* * *

Allen deutschen Zeitschriften (Ausnahmen überall) mit Bildern und ohne Bilder (aber eigentlich sind sie alle Bilderbücher) empfehle ich als stete Kopfleiste den „Brief eines Malers an seinen Sohn“ des unsterblichen Heinrichs von Kleist. Da würden die Leser merken, welch elender, schenßlicher Kohl ihnen unaufhörlich als Kunst vorgesetzt wird; wie Alles auszuarten scheint in der deutschen Literatur als Kinderei und Verkündschtheit und Schablonenfram. Der erwähnte Brief Kleists steht in der Ausgabe Eduard Griesebachs, im zweiten Teil, Seite 370.

*

Wär ich ein Dichter, würd ich zu stolz sein, um auf Beifall zu warten. Das Schnellverstandue ist auch schnell vergessen.

*

Einer der beiden Herren von Goncourt sagt: Im Schriftsteller ist immer Neigung vorhanden, das Publikum zu verachten, das ihn heute liest, und jenes hoch zu achten, das ihn nach zehn, zwanzig, dreißig Jahren liest.

* * *

Lieber Johann!

Du bittest mich, Dir eine Übersicht der Bücher der Weltliteratur zu senden, „in denen ich immer wieder lese.“ Also mit andern Worten: ich soll Dir, wie es vor kurzem lautete, die besten Bücher aller Zeiten und Literaturen nennen, d. h. nach meinem Geschmack und nach meiner Liebe. Dazu gehören Wochen, liebes Menschenkind. Das läßt sich nicht im Handumdrehn abmachen. Und Du neckst mich zugleich, daß wir immer andre Nationen „kopieren“.

Nach einem Monat.

Ich habe die folgende Liste aufgestellt. Aber sie dürfte nicht vollzählig sein: es wird dies oder jenes Buch zu leicht vergessen. Die lebenden deutschen Dichter, die mir gefallen, kennst Du.

1) Die Bibel. 2) Chroniken jeder Art, Wappenbücher, alte Kalender. 3) Von den Römern: Mark Aurel! Die Geschichtsschreiber der Kaiserzeit; die Satiriker (Juvenal, Martial). 4) Homer (Verzeihung) kann ich noch immer nicht recht genießen: er wurde mir zu meiner Knabenzeit zu furchtbar verfeilt durch meine Lehrer. Du sagst zwar: „Barbar!“ Aber ich kann mir nicht helfen. 5) Nibelungenlied. 6) Walther von der Vogelweide. 7) Gottfried von Straßburg: Tristan und Isolde. 8) Viele alte Kirchenlieder: Luther, Paul Fleming, Paul Gerhardt. 9) Goethe (Alles, mit Ausnahme von „Hermann und Dorothea“. Ich komme dagegen nicht an. Wahrscheinlich aus dem Grunde, daß es mir auf der Schule verwerflich wurde). 10) Schiller — nicht so gern wie früher; aber das darf ich nur Dir sagen. Und Du wirst es um des Himmels willen auch Keinem weiter erzählen. 11) Aus Jean Paul: alle die vielen unvergleichlichen Stellen von der Morgenröte und Abendröte und die tausend ähnlichen; sonst ist er mir ungenießbar. 12) Heinrich von Kleist. Jedes Komma, jedes Titeldchen. Mein Lieblingsdichter. 13) Bismarcks Briefe. 14) Uhland. 15) Eichendorff.

16) Hebbel. 17) Lenau. 18) Strachwitz. 19) Platen. 20) Mörike. 21) Grabbe. 22) Chamisso. 23) Adalbert Stifter. 24 und 25) Theodor Storm und Annette von Droste; beide mit hunderttausend Ausrufungszeichen. Die lieb ich. 26) Otto Ludwig. 27) Von Körner einige unglaublich schöne Vaterlandslieder; sonst mag ich ihn nicht. 28) Vieles von Freiligrath. 29) Vieles von Herwegh. 30) Bürger! 31) Weltgeschichte, und aus dieser: Einzelgeschichte und Lebensbeschreibungen. 32) Schopenhauer.

Frankreich.

33) Rabelais!!! 34) Balzac. 35) Staël. 36) George Sand. 37) Musset. 38) Molière. 39) Zola. 40) Flaubert. 41) Daudet. 42) Maupassant. 43) Stendhal. 44) Béranger (Chansons).

England.

45) Shakespeare (besonders auch die Königsdramen). 46) Byron (Don Juan). 47) Burns. 48) Fielding (Tom Jones). 49) Scott. 50) Thackeray. 51) Dickens. 52) Macaulay. 53) Carlyle. 54) Darwin. 55) Percy (Altenglische Balladen).

Italien.

56) Dante (wenn nur das zeitraubende Nachschlagen und Anmerkung-Nachsehen nicht wäre). 57) Boccaccio! Prachtig! Lustig! Eins meiner Lieblingsbücher. 58) Die Veristen (namentlich Stecchetti).

Spanien.

59) Cervantes. 60) Calderon („Der standhafte Prinz“, „Das Leben ein Traum“).

Dänemark, Skandinavien.

61) Rudolf Schmidt („Die Kammerherrin“, „Die jüngere Schwester“, „Vertradas Ritter“). 62) Jacobsen. 63) Andersen. 64) Kielland. 65) Ibsen. 66) Bjørnstjerne Bjørnson (erste Dramen und erste Novellen).

67) Gogol. 68) Puschkin. 69) Lermontow. 70) Garschin.
71) Tolstoi. 72) Dostojewski. 73) Turgeniew (vor Allen).

*

Wenn die gutmütigen Deutschen wüßten, wie ihre Schönwissenschaft und wie — in Schönwissenschaft gemacht wird! Ein belebter Fischmarkt, schon stark von der Inlimittagssonne „angestochen“, ist ein Rosental dagegen.

* * *

Meine beiden, kürzlich gekauften, jungen jütischen Dunkel-
fische mit den kräftigen hellgelben Mähnen und Schwänzen,
Kastor und Pollux, hatt ich vorm Wagen. Ich kutschierte
selbst. Ich fahre das prächtige Gespann in antiken Riemen
und Geschirren, ohne Hinterzeug.

Als ich durch mein Dorf Ridders kam, hörte ich vom Kruge,
wo sämtliche Fenster des Tanzsaals geöffnet standen, ein
Geräusch her, wie wenn einer spricht und von Zeit zu Zeit
beifälliges Gemurmel dem Vortragenden lohnt. Ah so, es
fällt mir ein: Es ist zur Stunde die Wahl der Wahl zur
Wahl eines Wahlmannes. Während meiner Vorüberfahrt
seh ich im Saale die Eckersunder Bürger, meine Bauern
und Fischer mit aufgesperrten Lippen. Der Redner brüllt
grade: „Meine Herren, Fichte, der berühmte Fichte, jener
hehre deutsche Dichter“ . . . Wie, was? Ich denke, mich
rührt der Schlag vor Vergnügen: Fichte, der berühmte Fichte,
jener hehre deutsche Dichter? Und drinnen sitzen die Men-
schen und haben überhaupt nie den Namen Fichte gehört.
Und hier wird ihnen Fichte gar noch zum Dichter vor-
geblasen. Noch einmal hör ich die Stimme drinnen: „So
wollen wir denn, meine Herren . . . Fichte, der berühmte
Fichte, jener hehre deutsche Dichter“ . . . Mir wird plötz-
lich unwohl. Ein Schnalzen mit der Zunge, und ich bin
schon vorm Dorfe; und bald bin ich mitten in meinen Fel-

bern. Wir ziehen langsam durch die Redder. Wie die Fische mit den Köpfen nicken; wie sie den Schaum auf die Silberbesläge und wohin immer werfen. In den bestaubten Knicks hängen von der begonnenen Ernte und von dem frühern Hendurchzug Ahren, Halme, Gräser, Klee. Die Vogelbeeren röten sich, die Ahlkirsche färbt sich, die Nüsse bräunen sich schon. Die langen gelben Königskerzen ragen über all den bunten Wirrwarr der Blumen und Ranken empor.

Und all das frische, fröhliche Leben im hellsten Sonnenschein: Da taucht ein alter Bauer in Hemdsärmeln in ein durchsichtiges, spärliches Fichtenwäldchen, das auf der andern Seite blaue Höhenzüge durchscheinen läßt, ein. Da kommen die Anhänger, die mich gesehen haben, an die Heckore, und der hinter mir sitzende Heinrich muß ihnen Nickel in den Weg schicken. Einige schlagen Rad vor mir als Dank. Auf einer entfernten Stoppelfoppel übt sich eine reitende Batterie. Einmal rasen die Geschütze, neben einander, über einen abgehaunten Ball. Wie sich das entzückend macht. Wie sechs Doggen beim Wettrennen, so springen sie, krabbeln sie, arbeiten sie hinauf, hinab . . . Ein Hässchen setzt sich vor mir einen Augenblick hin, um dann schnell zu verschwinden. Eine Viertelstunde durchfahre ich eine Straße, die rechts und links außergewöhnlich große, nur in den Kronen belaubte Tannen zeigt. Es macht sich fast wie eine der Palmenalleen im botanischen Garten in Rio . . . Der Roggen wird geschnitten, die Sensen sind in ihrem friedlichen Kriege: im Takte, mit gewisser Würde und Ruhe, schneiden die scharfen Messer: es ist fürwahr keine leichte Arbeit . . . Greten Schmalstedt begegnet uns barfuß. Sie trägt eine Harke auf der rechten Schulter. Ich ruf ihr zu: „Na, Greten, du heßt wull de Strümp bi din Brüdigam vergeten?“ Sie lacht, daß aus dem dunkelbraunen Erntegesicht die weißen Zähne schimmern. Und nun zu allem der tiefblaue Sommerhimmel. Ein einziges kleines weißes Wölkchen, wie ein Inselchen, wie ein segelndes Inselchen, schwimmt hoch, hoch oben im Äthermeer.

Und meine Füchse! wie sie, ein wenig trippelnd, ein wenig nervös, unruhig, ins Gebiß schäumend, in all dem Glanz und Gleiß, stolz, langsam, durch die Redder ziehn. Bei schönen Punkten, wenn die Knickgitter den Wall unterbrechen, bleib ich zuweilen halten und schaue in die blaue Ferne: blaue Berge, Sehnsuchtberge . . .

Was nähert sich mir? Im Trabe, schon seh ich die Bewegungen der beiden Reiter, naht Tante Aurelie, die nie anders als à la d'Aumont fährt. Wir halten beide. Tantchen ist liebenswürdig; freut sich über meine Pferde. Sie bittet mich heute zu Tisch. Herr Missionar Friischwohl ist bei ihr aus Kem=plem=nu'ga angekommen. Ei freilich werd ich zusagen. Denn ich höre zu gern den Berichten dieser kühnen, tapfern Männer zu. Mut, moralischer und physischer, steht bei mir so hoch. Im deutschen Schrifttum könnten wir ihn tüchtig gebrauchen. Tante Aurelie fängt auch wieder von ihrem Lieblingsthema an: den Strumpfbedürfnissen der Dalla=Dallas. Aber ich necke sie und sage ihr: Wenn sie etwas rasch fahren ließe, würde sie noch Greden Schmalstedt — auf dem Lande kennt sich Alles, Vornehm und Gering — einholen, die mir auch an Strumpfmangel zu leiden schiene. Sie droht mir mit dem Finger und ruft: „Zu! zu!“ Und der Wagen setzt sich in Bewegung. Ich sehe ihm eine Minute nach. Dies gleichmäßige englische Traben, der Hut meines Tantchens, die weißen Hosen der Reitknechte, die vier Pferdeköpfe, die beiden blanken Laternen. Dann beginne auch ich die unterbrochne Fahrt wieder. Vor mir liegt die Haide: es zeigt sich als meine Richtung, zwischen kleinen Kiefern, ein krummer, sanft ansteigender, dicksandiger, sich schlängelnder, menschenleerer, sich mehrfach durch eingeschobene Haidestücke gabelnder Weg . . . Ich hebe mich, wie in der Muschel stehend, im Siegeswagen, und plötzlich in all dem Licht, in all der Schönheit schrei ich laut: „ahoi! ahoi!“ und schwenke meine Peitsche wie eine Fahne.

* * *

Venus Anadyomene.

Die Ostsee wogt nicht eine Stunde von Gadendorp entfernt. Dennoch ist nur in seltenen Fällen ihr „Atem“ zu hören. Es mag dies an dem zwischen ihr und dem Schlosse stehenden Walde, der das Geräusch auffängt, liegen.

Wir hatten stürmisches Wetter gehabt. Ein heftiges, kurzes Gewitter schloß den Tanz. Und dann war wieder die Hitze eingebrochen. Ich konnte nicht schlafen in der schwülen Sommernacht. Wenn ich die Augen schloß, schoß ich sofort wieder in die Höhe, als wenn mir die Luft weggehn, das Herz stillstehn wollte. Jedermann kennt solche Nächte. Ich hatte weder aufregende, anstrengende Lektüre gehabt, denn die mächtige Poesie des Propheten Jesaja, in dem ich gelesen, hatte mich gehoben, — noch waren mir durch zu spät eingenommenes Essen Unbehaglichkeiten entstanden: nach sechs Uhr hatte ich keinen Bissen verzehrt, keinen Trunk getan.

Solche Schlaflosigkeit, dieß Hin- und Herwälzen liegt im Blut; wir müssen es ertragen.

Durch die offen stehenden Fenster hörte ich die tote See. Nach dem heftigen Sturme war sie, wie so oft, zurückgeblieben. Wohl die tiefe, windlose, nächtliche Stille machte es, daß ich das Rollen der Wellen vernahm. Wie das ferne brodelnde Geräusch einer Großstadt klang es; auch wie das Summen zahlloser Fliegen, wie wir es hören, wenn wir in einer glühend heißen Stunde in der schattenlosen Hitze gehen und plötzlich still stehn.

Ich richtete mich im Bett auf. Es fiel mir ein, ein Bad zu nehmen. Gedacht, getan. Und ich bin schon mit Tapas und den beiden Dachshunden unterwegs.

Am Strande angekommen, betrachte ich mir die See. Die langen, schaumlosen, glatten Wogen ziehen geräuschlos, brechen nicht in sich zusammen. Nur wenn sie das Ufer erreichen, zerfließen sie, wie Schnee, murmelnd auf Kies und

Kieseln. Über der See ruht das Licht des halben Mondes und der Sterne. Ich stehe mit untergeschlagenen Armen. Taps sitzt vor mir zwischen meinen Stiefeln und schaut tief-
ernst auf's Meer. Männe und Herr Didel haben sich mir zu beiden Seiten postiert.

Die Frische und Kühle des Ufers tut mir unendlich wohl.

Möglich ward vor mir das Wasser unruhig, immer unruhiger. Die Wellen krönten sich mit Schaumspitzen, wie in einem Strudel wirbelt es zusammen, wirbelte, senkte und hob sich; und es stand vor meinen Augen die „Emporgetandte“, Venus Anadyomene. Na, so was! Ich war wie geblendet, wandte meinen Oberkörper, meinen Kopf halb nach rückwärts, mit den Händen abwehrend. Ich sah meine Hunde, diese Helden, mit eingekniffenen Schwänzen dem nahen Waldrande zulaufen. Wartet, ihr feigen! Aber nun . . . ich drehte ohne Furcht, ohne auch nur eine Spur von Furcht, die Stirn wieder der Schaumgebornen zu.

Es war ein hoheitsvolles Weib: so hoheitsvoll, daß mir ein Schauer durch die Seele ging. Sie wrang sich, und das nahm sich nicht schön aus, als wenn eine Wäscherin ein Stück Zeug auswringt, die Tropfen aus dem Haar und — ging dann, auf dem Wasser, dem Ufer und mir zu. Mit jedem Schritte ward sie bekleideter, und hielt endlich vor mir an in einem schwarzen Kleide, mit einem hellgrauen, sich anschmiegenden, eng anliegenden Säckchen. Die fast übergroße, strenge, hoheitsvolle Venus Anadyomene hatte sich in die kleine, blonde, hübsche Lene Dethlefs verwandelt. Lene Dethlefs war eine jener flüchtigen Bekanntschaften gewesen, an die ich längst, längst nicht mehr gedacht hatte. Ich hielt sie umschlossen, und so, als wenn wir mit der Linken (übrigens sehr unschön verglichen) einen großen Laib Brot halten, um mit der Rechten ein Stück „abzusäbeln“. Das Mädchen hatte die rechte Schulter, während ich sie an mich zog, gegen meine Brust gelehnt. Dann aber bog sie sich in meinem Arm zurück. Zwei sehr liebe, freundliche, gute Augen schauten mich an; ihre Lippen öffneten sich ein

wenig, als wenn sie trinken wollte, und ich verschloß ihr den roten Mund.

„Nicht zu liebeln laß mit Augen,
Sondern fest uns anzufaugen
An geliebte Lippen“ . . .

Und sonderbar, während wir uns küßten und also nicht sprechen konnten, hörte ich neben mir, zweimal in kurzen Zwischenräumen, die Worte: „Sie sind sehr gütig, Sie sind sehr gütig“ . . .

O Vene, kleine Vene Dethlefs, was hab ich in diesem Augenblick für eine Sehnsucht nach dir.

Und dann war Alles verschwunden, und ich starrte auf die langen, glatten Wellen der toten See. Am Walbrand empfingen mich meine Hunde. Männe und Herr Didel, als wenn sie sich entschuldigen wollten, wedelten und wanken sich um meine Füße wie Schlangen. Der alte Taps aber hielt das nicht für nötig: er trabte wie ein hoher, greiser Würdenträger hinter mir her. Einmal sah ich mich noch nach der See um: ganz in der Ferne zog, mit leisem Geräusch, das Dampfschiff Kiel-Korsör. Die Lichter verschwanden aber bald wieder.

* * *

Mag Semmelbrott.

. . . Ich muß nämlich offen gestehen, daß ich lieber zwei Meilen Trab reite auf einem guten Pferde, oder Whist spiele, oder eine Nacht mit lustigen jungen Leuten durchtrinke, oder auf die Hühnerjagd gehe, oder einem Wettrennen zuschane, als daß ich über neue Gedichte lese. Es kann mich von „den neuesten Erscheinungen“ selten etwas erwärmen. Vor einiger Zeit bin ich auf eine sonderbare Art (wie wir in Schleswig-Holstein sagen) „dazu“ gekommen.

Auf einer langen, langweiligen Eisenbahnfahrt kaufte ich mir auf einer Haltestelle aus Verzweiflung eine Zeitung. Nachdem ich sie flüchtig durchgesehen hatte, legte ich sie weg.

Durch was immer gezwungen, raffst ich sie noch einmal an mich und nahm, wunderbar, aber es war so, die Spalte vor: „Kunst, Theater und Literatur.“ Da entdeckte ich denn zuerst in dieser Abteilung, daß der Justizrat Abelmeier ertrunken sei. Abelmeier, Abelmeier? Wer war Herr Abelmeier? Wie kommt Herr Abelmeier in die Spalte: „Kunst, Theater und Literatur“? Gleichviel. Ich forschte weiter: „Ehret die Frauen, sie flechten und weben himmlische Rosen ins irdische Leben“, stand als Überschrift. Ah, also doch! Aber es kam, zu diesen Worten gehörend, eine Gesundheitversprechung für kranke Nieren, namentlich den Weibern empfohlen: es wurde Warners Safe Cure angepriesen. Kunst, Theater und Literatur? „Kunst, Theater und Literatur“ . . . Nun folgte:

Central-Viehmarkt

Sengschweine 39—40 Mark,
 Beste dänische Versandware 00—00 Mark,
 Mittelware 39—40 Mark,
 Sauen 30—41 Mark,
 Ferkel 40—41 Mark per 100 Pfund.

Kunst, Theater und Literatur? „Kunst, Theater und Literatur“! — Endlich, immer unter dieser Überschrift, in derselben Abteilung, erschaute ich die Besprechung einer eben erschienenen Gedichtsammlung. Der Dichter hieß Max Semmelbrott. Der Besprecher hatte sich mit einem „w.“ begnügt. Ich las und las, und brach schließlich in lautes Gelächter aus. Ein mir gegenüber sitzender Engländer erwachte. Zuweilen aber hatte ich beim Durchlesen die Stirn gerunzelt über einige Schändlichkeiten, die sich der Verfasser der Beurteilung erlaubte. Es ging mir durch den Kopf: Vielleicht kennt der Besprecher den Dichter nicht und erlaubt sich, weil er sonst so manche Rücksicht zu nehmen hat, einmal seinen Lesern zu zeigen: Seht, was für ein strenger, unparteiischer Richter ich bin. Es war vielleicht auch die unbezähmbare Lust, einem Anfänger, der ihm noch nicht schaden kann, auf die Finger zu klopfen. Ei, ei, Herr Kritikus.

Abends kam ich an meinem Endziel an. Es war zu spät, um auszugehen. Ich griff, nachdem ich gegessen hatte, in den Wust von Tagesblättern, der vor mir auf einem Nebentischchen durcheinander geworfen war.

Und wieder spielte mir der Zufall (wenn ich nicht irre, in den „Allerneuesten Nachrichten“) „Kunst und Wissenschaft“ vor die Augen. Sofort fiel mir der Name Mar Semmelbrott auf. Was finde ich nun wohl über diesen hier? Unbegreiflich, aber es steht da: Herr Mar Semmelbrott ist ein zweiter Shakespeare. Ich brach wieder in Gelächter aus. Der Kellner kam herbeigesprungen: „Der Herr befehlen?“ . . . „Bitte, eine Flasche Rindeheimer.“ Im stillen sagte ich: die deutschen Dichter und Besprecher will ich leben lassen.

Neugierig geworden, griff ich zu andern und immer andern Zeitungen: und richtig, ich fand in allen eine mehr oder minder lange „Kritik“ über die Gedichte Mar Semmelbrotts. Aber jede war grundverschieden. Die eine gemein. Ich dachte mir, der Besprecher hat sich gewiß mit dem Dichter als Schüler einmal geprügelt und ist von diesem tüchtig durchgewalzt worden; nun rächt er sich. Oder was ihn sonst bewogen hat. Möglich, daß er den Dichter nur schlägt und will den von ihm gehaßten Verleger oder des Dichters „Schule“ treffen.

Die nächste Kritik war Katzenbuckelig. Die dritte: ganz augenscheinlich war das Buch garnicht von dem Besprecher verstanden worden, vielleicht rührte sie her von einem Nüchternen: philisterhaft und langweilig-belehrend klang Alles. Eine vierte: ein Witzebold gab sein lederneß Vestes. Eine fünfte: „wir begrüßen in diesem Dichter endlich einmal wieder ein Original“ . . . Eine sechste: „Langweiligeres, mehr Althergebrachtes als in diesen Versen, die auch nicht eine Spur von Ursprünglichkeit verraten, ist uns nie vorgekommen“ . . . Eine siebente: nur zwei oberherrliche Worte in unausstehlich hochnasigem Ton. Eine achte, und so fort, und so fort.

Ich stieß in Ermangelung eines Zechgenossen mein Glas an die Flasche an und sprach vor mich hin: „Mar, du sollst Welt Mar Semmelbrots Dichtungen in zweiter Auflage; leben. Sieh, das sind deine Beurteiler; möge sie alle der Teufel an den Beinen aufhängen. Das aber rufe ich dir zu, Märchen, in dieser Mitternachtsstunde: Kehre dich nicht daran! schreibe, wie dir's ums Herz ist! lösche die Gluten, wenn du brennst; was geht dich die Ästhetik der Akademiker an. Sage, was deinen Schönheitsstern entzückt; hältst du es nicht länger aus, nimm die Feder und schreibe, jauchze dich aus auf dem Papier. Hast du eine Freude gehabt, einen Schmerz, quält dich etwas, weißt du nicht wohin vor Glückseligkeit nach einer süßen Stunde: schreibe dich nur aus, für dich! Ob das dann Andre schön finden, ist ja gänzlich Wurst. Wißt du was, so bleibst du was; und aller Neid und alle Bosheit und Gemeinheit, und alles Totschweigen (ein berühmtes und bewährtes Mittel in Deutschland), um dich zu ersticken, hilft nichts. Gehörst du zu der großen Zahl derer, deren Gedichte nichts tangen, dann nützen dir alle Lobredner der Erde nichts. Brüderle, halt aus! Behalt den Pust: denn du hast als Dichter das Unglück, ein Deutscher zu sein.“

Das, was ich über Mar Semmelbrott in den Zeitungen las, hat doch im großen und ganzen nur einen bestimmten Leserkreis, der eben nur jahrein jahraus dies e i n e „Organ“ hält und hineinschaut. Dieser Leserkreis nimmt nun Mar Semmelbrott für das, als was er von dem Beurteiler, der oft auf Jahrzehnte der gleiche bleibt, hingestellt ist. Er gilt also nun dem betreffenden Leser als: der Lächerliche, der Langweilige, der Herrliche, der Ursprüngliche, der Anempfunder, der Edle, der Hohe, der Neuerstandene, der Wegmitihm und so fort in tausend Schattierungen. Nur wenn der Schriftsteller „Mode“ wird, hebt er sich in einer einzigen stechenden Farbe vom dumpfen Grau des Hintergrundes ab; dann ist er bei Lebzeiten Gemeingut seines Volkes geworden.

Hat Mar Semmelbrott Geld, zeigen sich der erstaunten

etwa mit der Empfehlung: „Daß eine zweite Auflage in so kurzer Zeit nötig geworden ist, beweist, daß unser Dichter etc.“

Hat Max Semmelbrott Geld, so würde ich ihm empfehlen, die Anzeigen seiner Gedichte zwischen die Butter- und Bohnen-Preise immerwährend einrücken zu lassen und in die Börsenberichte. Das erachte ich als das einzige Mittel, wenn der deutsche Dichter auf sich aufmerksam machen will. Denn die Butter- und Bohnen-Preise liest das deutsche Volk, Kritiken nicht.

Oder es müßten über Max Semmelbrott jene geheimnisvollen Ausrufe erlassen werden, wie wir sie in den Zeitungen und an den Litfaßsäulen lesen. Z. B. „Max Semmelbrott kommt“ oder „Max Semmelbrott ist da“. Dann wäre die Neugierde erregt. Endlich platzt die Bombe: Max Semmelbrott wird in einer langen Anzeige an den Litfaßsäulen und in den Zeitungen zwischen den Bohnen- und Butter-Preisen als der „berühmte Dichter“ angepriesen. Alles lacht natürlich, aber — sein Name ist doch bekannt geworden. Das wäre am Ende . . . na, die „hehre Muse“ . . . o Gott, die „hehre Muse“ in Deutschland . . .

* * *

Meine kleine arabische Schimmelsänte mit dem wenig morgenländischen Namen „Hab dich nicht“ ritt ich. Sie ist seit einem halben Jahr mein Lieblings-Reitpferd. Ich hatte sie zäumen lassen, als solle sie einen reichen Beduinenfürsten tragen. Ich selbst trug, wunderbarlich im Gegensatz stehend zu meinem südländisch angepugnten Gaul, ein schwarzes Samtwams, das ein breiter, hellbrauner Ledergurt hielt. An diesem Gurte hing das dolchartige, phantastisch geschnitzte Elfenbeinmesser, das mir meine Mutter vererbt hat. Als Kopfbedeckung führte ich wie immer meinen uralten, riesigen, ruppigen, grauen Filz mit der kurzen Sperberfeder. Der Hut paßt mir so gut, daß ich auch im Winde oder bei schnellern Gangarten ihn nicht besonders zu befestigen brauche. Was die lieben Menschen über meine Person, über meine Kleidung,

Gewohnheiten, Eigentümlichkeiten sagen, ist mir stets gleichgültig gewesen. Auf meinen Besitzungen kennt mich zudem jedes Kind, sodaß ich nicht mehr auffalle.

Die feurige adliche Stute ist andererseits das sanfteste Tier, das ich je geritten habe. Ich habe sie nur mit Zucker gezogen. Sporn und Peitsche würde sie so übel empfinden, daß sie vor Scham, so lächerlich das klingen mag, sterben könnte. Die wenigen Unarten hab ich ihr bald abgewöhnt. Ein merkwürdiges Tier: es kommt mir stets vor, als wüßte sie, daß alle Welt sie liebt und hätscheln müßte. Sie vertraut jedem. Sie hält alle Menschen für liebe gute Geschöpfe, weil sie selbst ein so gutes, treuherziges Geschöpf ist. So spricht man eigentlich nicht von einem Pferde. Was gehts mich an.

Willkommen ist mir jener schnelle Schritt, den die Pferde gern annehmen, wenns nach Hause geht. Das ist dann wie das rasche, gleichmäßige Tictack einer Stuhluhr. Ich reite in diesem Schritt, bei dem „Hab dich nicht“ den Hals auf und nieder bewegt und mal rechts, mal links den Kopf ausbiegt, als wenn sie nach dem Zügel beißen will. Wir ziehen durch eine Tannenallee, deren Bäume schon vor Jahrhunderten gepflanzt sind.

Über mir liegt ein schleswig-holsteinischer Himmel gespannt, also grau, und ein ganz, ganz klein wenig langweilig (Pardou). Die Luft steht gleichsam still heut. Es ist wie Sonntageluft. Sonntagsluft würde ich nicht schreiben, wenn ich deutscher „Schriftsteller“ wäre. Da würden mir die Herren Kritiker schon die Wahrheit sagen.

Während wir noch im Baumweg sind, klingt von Zeit zu Zeit ein Gelächter aus dem Waldfrug „Rief ut“. Ich reite auf ihn zu. Es ist so, als wenn in einer Schule, unter deren geöffneten Fenstern wir sitzen, stehen oder vorbei gehn, der Lehrer leise etwas vorsagt, das wir nicht vernehmen: plötzlich fällt dann brüllend, laut die ganze kleine Herde mit dem Stichwort ein. So kommt mir das Gelächter vor; einer muß dort eine Geschichte erzählen, in die mit kurzer stürmischer Heiterkeit die übrigen einbrechen.

Näher und näher schallen mir diese Ausbrüche entgegen; endlich halt ich, doch so, daß mich die Besucher des Gastzimmers nicht sehn können, vor einer Seitenthür. Aus dieser tritt mit gerötetem Gesicht und verlegnem Lächeln der junge beweihte Bauer Klaus Asmussen und entfernt sich, ohne sich umzusehn. Gleich hinter ihm her erscheint das Schenkmädchen Marie und schilt, halb zu mir, den sie schon entdeckt hat, gewendet, ohne an irgendwelche Höflichkeit in diesem Augenblick zu denken: „Dat's ja'n verheirat'ten Kerl. Wat de sück mull inbildt. Wat de mi vór'n Narrn holln will.“ Wie zur Befräftigung knallt eine Lachsalve von der Trinkstube her. Ich beruhige die erregte Marie. Nachdem ich einen tüchtigen Schluck aus einem braunen Tonkrug getan habe, um den herum steht: „Peifer, Peifer, du mußt plasen, dann dänzen die Pauern, als wårn sei rasend“, und nachdem das Mädchen der Stute Zucker gereicht hat, setze ich meinen Weg fort. Vor mir verschwindet in einem Knicktor der betropfelte Klaus Asmussen. Hinter mir hör ich immer schwächer die Lachfolgen. Das kommt davon, mein lieber Klaus Asmussen. Und ich breche selber in ein lautes Gelächter aus und singe den bekannten Gassenhauer: „Das kommt davon, das kommt davon, wenn man auf Reisen geht“ . . .

* * *

In den letzten zwei Wochen zog ich aus neuerschienenen Büchern und Zeitschriften folgende Gedichte aus, die ich in meiner Sammlung niederlegen will:

Heinrich von Keder:

Einsam sitz ich auf dem Buhle,
Sinnend blick ich ins Gefild,
Bis zuletzt die Abenddämmerung
Mir verdeckt ein jedes Bild.

Überm dunklen Tannenhange
Glüht nur noch ein roter Schein;

Wühllich ist auch der erloschen,
Dunkel hüllt nun alles ein.

Tiefe Trauer füllt die Seele,
Wenn verglöh't das Abendrot.
Und ich denk: verdämmernd leben
Ist noch schlimmer als der Tod.

*

Ferdinand Venarius: Ein Traum.

Im tiefsten Innern unsrer Seele, dort,
Wo nicht des Denkens helle Sonne scheint,
Glimmt eine heiße, unbekannte Welt.
Wir wissen nicht, was in ihr weht und wühlt;
Nur manchmal dehnt sie plötzlich sich und tastet
Stöhnend am Boden unsrer Sonnenwelt
Und schüttelt ihn und reißt sich einen Spalt
Und glüht herauf. Doch vor der Sonne Licht
Schreckt sie zurück und kriecht in sich zusammen.

Nacht war's. In einem langen dumpfen Saal
Stand ich im Stiechenhaus. Nur Stöhnen hört ich
Und Nöcheln. Brelle Lichter warf der Mond,
Sah durch die lange Fensterreihe. Dunkel
Dazwischen lag der Pfeiler Schatten. In ihm
Die Betten: ich erkannt sie nicht, trat ich
Nicht dicht davor. Da faßt es plötzlich mich
Mit diabolischer Grimasse an,
Wahnsinnig an — ein weißes Leinentuch
Umwand ich mir, und aus dem Dunkel jetzt
Trat ich ins helle Mondeslicht und nickte
Mit wüß satanischer Schauspielerei
Als Sterbegeist dem Kranken zu. Der schrie
Schrill gellend auf, warf sich empor und zuckte
Und starb. Und leise schleichend schritt ich fort
Von Licht zu Nacht und aus der Nacht ins Licht,
Von Bett zu Bett. Sie schrieen auf und starben.
Und weiter schritt ich, und sie schrieen auf und starben,
Bis endlich, endlich auch aus mir herauf
Ein Schrei sich preßte — weg von meiner Brust
Schrie er die Hölle, und im Schrei erwacht ich.

Spätfrost.

Wie war des Senjes erstes Träumen schön!
Wie Kindeslächeln sah es von den Höbn.
Wie eine Seele, deren warmes Hoffen
Noch nie des Schicksals kalte Hand getroffen.

Da ward es Nacht. Und grau im Osten wartet,
Weiß hob der Mond sich aus der Berge Schwarz;
Mir wars, ich sah sich einen Schädel recken
Vom Sarge auf aus schwarzen Totendecken.

Und mehr und mehr belebt sich sein Gestalt
Geheimnisvoll von fahlem Geisterlicht:
Wie Wahnsinn lags, wie Durst nach warmen Tränen,
Wie Zucken drin von totgepreßtem Sehnen.

Und wie sein Vampyrblick herabgesehn,
Führt ich ein Schauern durch den Frühling gehn;
Und wie sein blasses Licht die Knospen küßte,
Da wußt ich es, daß alles sterben müßte.

Die Pest.

Ging hat ein Mann die Pest gesehn
Frühmorgens über die Felder gehn;
Die Hähne krächten nur heiser und schwach,
Mistkönig nur bellten die Hunde ihr nach.

In einem grauen Bettlerkleid,
Gebückt, so hinkte sie über die Däb;
Nach allen Seiten langsam dreht
Ihr rotes Auge sie und späht.

Und wo ein Dorf von fern sie sah,
Still winkend stehen blieb sie da
Und nestelt küstelnd im Gewand
Und suchte drin mit gelber Hand.

Und wedelt, wie man Mücken schreckt,
Ein weißes Tuch, von Blut besieckt.
Dreimal und schnell — und einen Fluch
Murr't sie, dann barg sie rasch ihr Tuch.

Und hütelnd schlich sie fort am Stad,
Und wo sie trat, sprang auf ein Grab;
Wohin sie winkte, Haus für Haus,
Starb dort ein Dorf zum Abend aus.

Wipfelrauschen.

Am alten Eichstamm
Ins Moos gestreckt,
Von Farrenfächern
Und Zweigen bedeckt,

Kann in den Wipfeln
Dem Windgesang
Lauschen ich
Stunden und Stunden lang.

Von weitem kommts her
Und senkt sich und schwillt,
Bald sanft wie die Liebe,
Wie Haß bald wild.

Stürmisch aufbrausend
Wie Jugendmut,
Leise dann knirschend
Wie dumpfe Wut.

Doch da flücht sichs dazwischen
Wie Einspruch schon
Von treuen Lippen
Im Schmeicheltön.

Dann wie heimliches Weh,
Daß der Lauscher erspäht,
Wenn des Schlafers Hallen
Den Traum verrät.

Dann wieder bäumts auf,
Wie ein Roß unterm Sporn
Wiehernd schäumt
In den Zaum vor Jorn —

Du Reiter, und hältst du
Es gut in Haft?
Und wirfst sie nicht ab dich,
Die Leidenschaft? . . .

Und plötzlich ergreifts mich,
Daß, was daher
Hoch über mir braust,
Doch in mir war —

Daß droben tönend
Als ein Lied
Meine eigene Seele
Vorüberzieht . . .

* * *

Prinz Emil zu Schönau = Carolath :

Es ragt aus dunklen Eiben
Das Grafenschloß ins Land,
Auf den Türmen und in den Scheiben
Liegt der Sonne letzter Brand.

Die rotbestrahlten Zinnen
Verraten dem Wanderer nicht,
Daß ein Frauenherz dort drinnen
Um mich Verlorenen bricht.

Vorüberreitend.

Dort wo die Wiesen abwärts gehn
Zur blauen Bergeskette,
Wag tief im rauschenden Walde stehn
Die kleine verlassne Gloriette.

Es liegt das Schloßchen bis an den Hals
In Feuer verstrickt und verloren;
Die alten Gewaffen von Mainz und Kurpfalz
Bräueln über den Thoren.

Es klettern über den Erker stumm
Wildwein und Feuerbohnen;
Am leeren Brunnen blähen sich dumm
Hautbäckige Tritonen.

In jener verwilderten Einsamkeit,
Die Ranken umspinnen haben,
Ward zu verschollener Frühlingzeit
Einst großes Glück begraben.

Da stand, umstoben von Sommerwind,
An Hecken von Georginen,
Ein lachendes Lieb, ein glückseliges Kind,
Dem Sonnenglanz beschienen.

Es blühten die Nelken düsterbunt,
Und ein Duft kam von der Wiese,
Doch glühte wohl süßer ihr roter Mund
Im Jugendparadiese.

Des Hirsches Brunststruf schnob vorbei,
Es war zur Mittagsstunde;
Von ferne nur scholl ein Häferschrei
Über dem schwülen Grunde.

Zuweilen die brütende Flur entlang
Zog es wie Taubengirren;
Zuweilen murrten die Bäume bang,
Haushend in Traumeswirren.

Und um uns schloß im Dämmerchein
Der Wald sein goldgrünes Gitter;
Da brach ein Windstoß jäh herein,
Es kam ein Lenzgewitter.

Ich habe verlassen mein Heiligtum,
Um trügendes Glück zu jagen —
O goldnes Fließ, o finst'rer Anhm,
Wie seid ihr schwer zu tragen!

Mag lachen das Leben königlich
Aus allen Türen und Toren,
Ich trage Treue und Leid um dich,
Die ich verkannt und verloren.

Nun decken die Wälder in Ewigkeit
Ein Glück, das ich verschmerzte.
O Jugend, wie bist du so weitenweit,
Du heilige, nie verschmerzte.

Wohl zieht bald über die Heimatflur
Der Lenz, der lachende, neue —
Doch krächzend um meiner Schritte Spur
Flattern die Raben der Neue.

Der Tag bricht an, ein Sturm aus West
Wälzt sich über die Hügel;
Dicht hinter mir, finster, in Stahl gepreßt,
Reiten Heeresflügel.

Wir ziehen des Wegs zum letzten Mal,
Und auf dem Schild, mit Beschwärde,
Trag ich ein Kreuz von schwarzem Stahl
Nach der gelobten Erde.

Am Kaisergrabe.

Das war ein Frühling bang und schwer,
Der über Deutschland gekommen
Und unsern Herzen, unserm Heer
Zwei Heldenkaiser genommen!

Der Märzschnee stob in grimmen Flug
Um Kaiser Wilhelms Bahre,
Dran zogen vorüber, ein Schattenzug,
Gewappnet fast hundert Jahre;

Fast hundert Jahre, die reich an Streit
Und reich an köstlicher Mühe
Um des Reiches Macht und Einigkeit,
Um Deutschlands Morgenfrühe.

Jetzt hat den neu erwachten Tag
Ein finst'rer Schatten getroffen:
In Kaiser Friedrichs Sarkophag
Schläft unser stolzestes Hoffen.

Es hat uns Gottes allmächtige Hand
Mit schwerer Fügung geschlagen:
Schon ballt sich Gewölk in Feindesland —
Wir wollen doch nie verzagen.

Und müßten wir zahlen im Wasgauwald
Jedwede grüne Tanne
Mit einer stürzenden Helbengestalt,
Mit einem sterbenden Manne,

Und müßten wir geben für jeden Stein,
Für jeden Münsterquader,
Eines brechenden Auges letzten Schein
Und eine Herzensader:

Kein Zoll breit deutschen Bodens set
Entriß'n unserm Gebiete,
Wir trogen welschem Hahnschrei
Und welschem Plebiszite.

Wir haben des Kaisers letzten Pfad
Betaut mit mannhaften Tränen,
Doch nichts hat solche Herzenssaat
Gemein mit Drachenzähnen.

O könnten schmücken den neuen Thron
Unblutige Vorbeerreiser,
O würde des Toten starker Sohn
Der dritte Friedenskaiser!

Wir aber wollen ohn Unterlaß
Das Totenorfer bringen:
Für ewig allen Parteienhaß
Aus unsrer Brust zu ringen.

Wir wollen am doppelten Kaisergrab
Die Einigkeit fest gestalten,
Die der Entschlafnen Geist uns gab —
Gott mög des Schwures walten.

So schließe denn über der Fürstengruft
Getreß't sich Gitter und Riegel;
Die Liebe findet in deutscher Luft
Nicht leichtlich End noch Siegel.

Ein Volk, ein Herz! Seis Friedenszeit,
 Seis Tag der ernsten Wehre,
 Wir stehn vereint in Ewigkeit
 Den toten Kaisern zur Ehre.

Einer Fremden.

So wie man Sterne findet, deren Bahn
 Den Erdfreis streift auf Nimmerniedersehen,
 Wohl deshalb nur, daß ihr Vorübergehen
 Heimweh nach Gott und Schmerz uns angetan,

Zog deiner Liebe tiefe Melodie
 Un mir vordel, zu Gott zurück zu schweben,
 Und in der ewigen Melancholie
 Meiner Gedanken ewig fort zu leben.

* * *

Peter Hille:

Edrachte Menschheit, in usum Delphini ließt du die Erbe;
 Grade den herrlichsten Saß nimmt der Magister dir weg.

Seegesicht.

Tiefendes, sonniges Blut,
 Silberne Wunden der Glut.
 Schelttliche Grate und plätschernde Flossen,
 Krähende Paukbaß auf halsenden Rossen.
 Schnaubende Augen der Wut,
 Hobles Tritonengetut.
 Gleitendes, kräftiges Leibsumschließen,
 Wildes Bedräuen mit Zacken und Spießen;
 Fleischgelbe Muschel, duftig zart,
 Von Amorinen flüsternd bewahrt.
 Dngegossen weiche Linen,
 Grüßende, rauschende Palmen und Pinien
 Angeblühte rosige Brüste,
 Lächelnde sonnegestreifte Rüste.

* * *

Prinz Reuß:

Der deutsche Jäger.

In Waldestiefen ist des Jägers Ort,
„Die Augen auf!“ sein stetes Lösungswort,
Der Brunstbirsch seines Schusses beste Wahl,
Der Lannenwuchs sein Schönheitsideal.

Mit Elch und Hirsch im Nordmaniana-Forst,
Wild, weit und tief mit manchem Hau und Horst,
Efeu im Ringkampf mit dem Eichenbaum,
So malt der Jäger sich den Wald im Traum.

Und schau den Waldbach dir im Frühling an,
Der über Feld und Wurzeln springen kann,
Der hier zu Tale braust in wilder Flut,
Das ist des deutschen Jägers frischer Mut.

Und fragst du nach des deutschen Jägers Herz,
Komm in den Wald und sieh den Wald im März:
Mit mildem Hauch zieht da die Sehnsucht ein
Und füllt des Jägers Herz mit süßer Pein.

Hela! ihr Mädchen, schaut ins Herz dem Mann:
Ein rauher, welcher, undurchfersteter Lann.
Durchbrecht, durchstrahlt ihn mit der Liebe Licht!
Seht ihr die Vellchen und die wilden Rosen nicht?

* * *

Franz Sandvoss:

Ein überquellend Herz verböbnen,
Es ist so leicht und so gemeln;
Den kämpfend Lebenden zu krönen,
Wie fiel es je den Stumpfen ein?

Die Goldwage.

Sorgsam prüfe das Wert und genau, dann wäg es der Dichter;
Braucht er doch einzig die Goldwage zu solchem Geschäft.

*

Sprach nicht der Heiland: Wer ein Weib begehrend sieht,
 Der bricht die Eh in seinem Herzen schon? Und ich,
 O Gott, in diesem Sinn, wie brach mit dir ich oft
 Die Ehe, die du Engelerde treu gewahrt!
 Wahrhaftig, war in deiner Brust von gleicher Ghit
 Ein Fünkeln je erwacht, der Teufel hält es leicht,
 Bei des Infernos Ehebrechern einen Platz
 Uns aufzusparen — — „Schweig, um Gottes willen schweig!
 Der Teufel hat es immer leicht. Ach, wider ihn
 Was sind wir Armen?“ Dann mit ihren Rüssen heiß
 Erstickt sie ihm das Wort und hing am Nacken ihm
 In Tränen lächelnd — — —

* * *

D e i n h o l d F u c h s :

Auf dem Hünengrabe.

Den Greihelm auf seinen blonden Haaren,
 Zog einst, der friedlich schlummert hier im Grunde,
 Im Siegesflug bis fern zum Griechensunde,
 Umjubeit laut von kühnen Wikingerscharen.

Ein lustig Spiel nur deuchten ihn Gefahren;
 Sein Preis erscholl aus aller Skalden Munde —
 Und dennoch ist verweht von ihm die Kunde
 Im Weergebrause schon seit tausend Jahren.

Auf seinem Grabe, drauf einst Roß und Krieger
 Geblutet wie an Herthas Heiligtume,
 Nun weiden ungestört die Hallig-Schafe.

Am Winde schwanke darauf die Haideblume,
 Und gähnend streckt der Hirt sich drauf zum Schlafe; —
 Sprich, Herz, begehrtst du noch nach ew'gem Ruhme?

Die verlorene Quelle.

Im öden Meere gibt es eine Stelle,
 Weit draußen vor dem letzten Dünenrande,
 Da sieht erschaut beim tiefsten Ebbestande
 Der Wanderer sprudeln eine frische Quelle.

Eins! war umblüht der Born, der kühle, helle,
Von rotem Klee, von grünem Wiesenlande;
Jetzt geht verloren in dem dürren Sande,
Im Salzgeschäume spurlos selne Welle.

Als dort ich stand, betäubt vom Möbenschreien,
Da schlen es mir, als ob vom herben Lese
Des Dichters Quell und Sand ein Abbild seien.

Eins! schlang ums Haupt ihm Lorbeer sich und Rose,
Doch heut verhallt sein Lied in der Parteien
Und in der Völker wildem Sturmgetöse.

* * *

Ernst Ziel:

Heut berühmt zu werden, kann nicht schwer
Sein, es muß sehr leicht sein.
Eines macht, Poet, dich populär:
Was du schreibst, muß leicht sein.

Was jeder weiß und jeder kennt,
Gefällig formt es das Talent;
Sein elgenstes Wesen, weil er muß,
Gestaltet und bildet der Genius.

Sei sentimental —
Sie nennen es ideal!
Sei überpathetisch —
Sie helfen es poetisch!
Doch läßt du Grazie sehen —
Sie werden dich nicht verstehen.

Ihr wollt am Lied, weil es pikant,
Tendenz und Farbe bloß;
Allein der echte Diamant
Ist immer farbelos.

Eines kränkt die Subalternen,
Wird an mir sie ewig kränken:
Daß ich nicht wie sie konnt lernen,
Subaltern zu denken.

* * *

Otto Ernst:

Dichterruhm.

So leicht entgeht der Dichter nicht dem Ruhm;
Kann er die Gunst der Massen nicht erlungern,
So preist die Nachwelt doch sein Heldentum,
Daß er verstand, heroisch zu verhungern.

* * *

... Und wie sagt in den „Zwei Reigen“ Conrad Ferdinand Meyer:

Doch Leben hat das Leben gern,
Und leicht gewöhnt sich Brust an Brust.
Die Toten liegen tief und fern
Und wissen nichts von unsrer Lust...

Übersicht.

Breide Hummelsbüttel	Seite	5
Die Mergelgrube		144
Der Mäcen		173

Die
Gesammelten Werke
von
Detlev von Liliencron

herausgegeben von Richard Dehmel
umfassen die folgenden acht Bände:

Erster Band: Poggfred

Zweiter Band: Gedichte

Dritter Band: Gedichte

Vierter Band: Dramen

Fünfter Band: Romane

Sechster Band: Romane

Siebenter Band: Novellen

Achter Band: Miscellen

Außerhalb der

Vollständigen Werke

von

Detlev von Liliencron

sind im gleichen Verlag noch
folgende Sonderbände erschienen :

Ausgewählte Briefe

Ausgewählte Gedichte

Balladen

Liebeslieder


Sizilianen

Poggfred

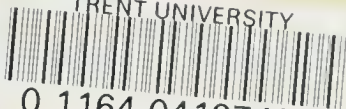
Kriegsnovellen

Druck von G. Haberland in Leipzig.

Date Due

PRINTED IN	U. S. A.		CAT. NO. 23233

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0412742 9

PT2623 .I5 1921 Bd. 5

Liliencron, Detlev, freiherr von

... Gesammelte werke ...

DATE

ISSUED TO

33907

